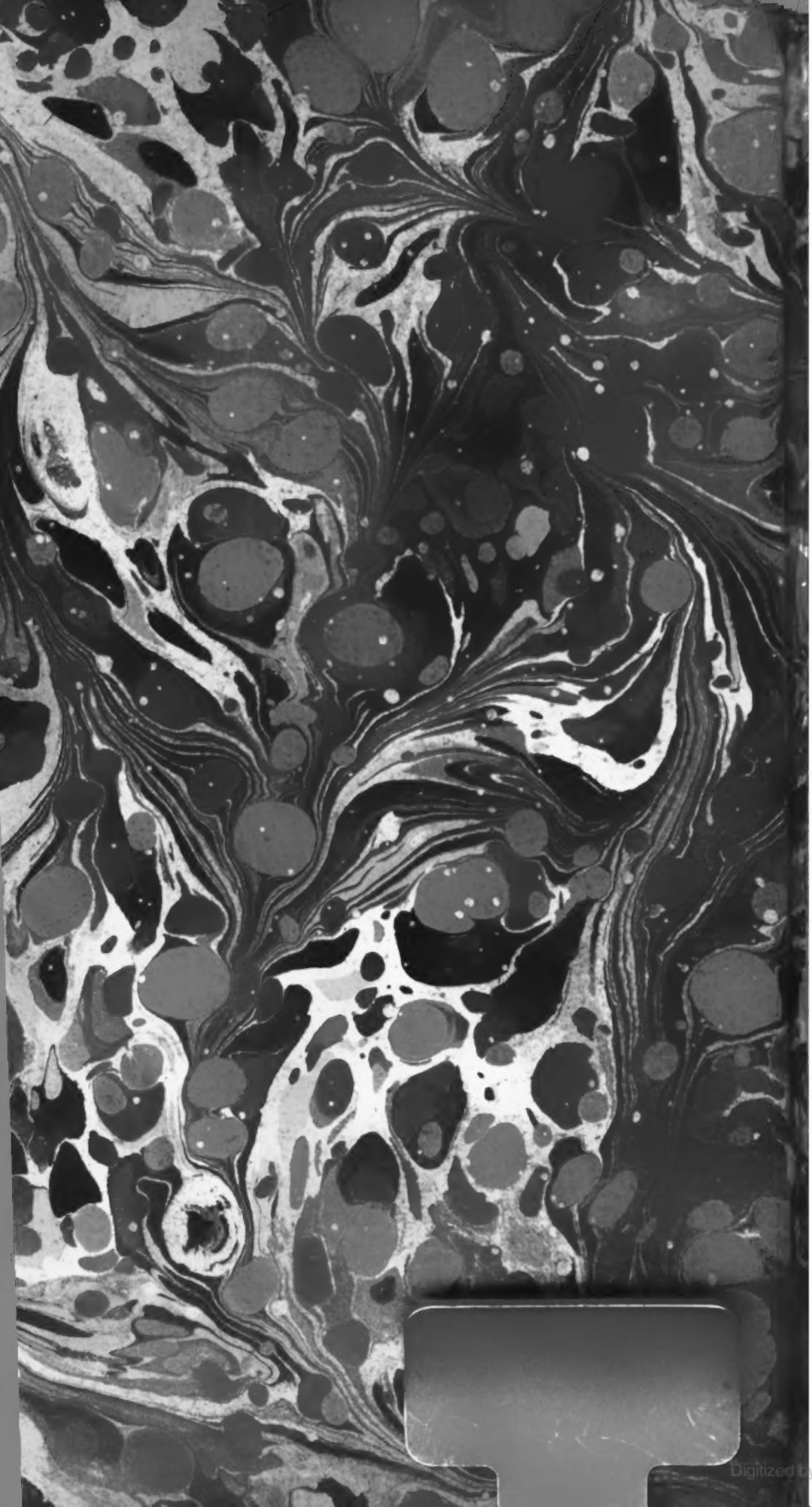
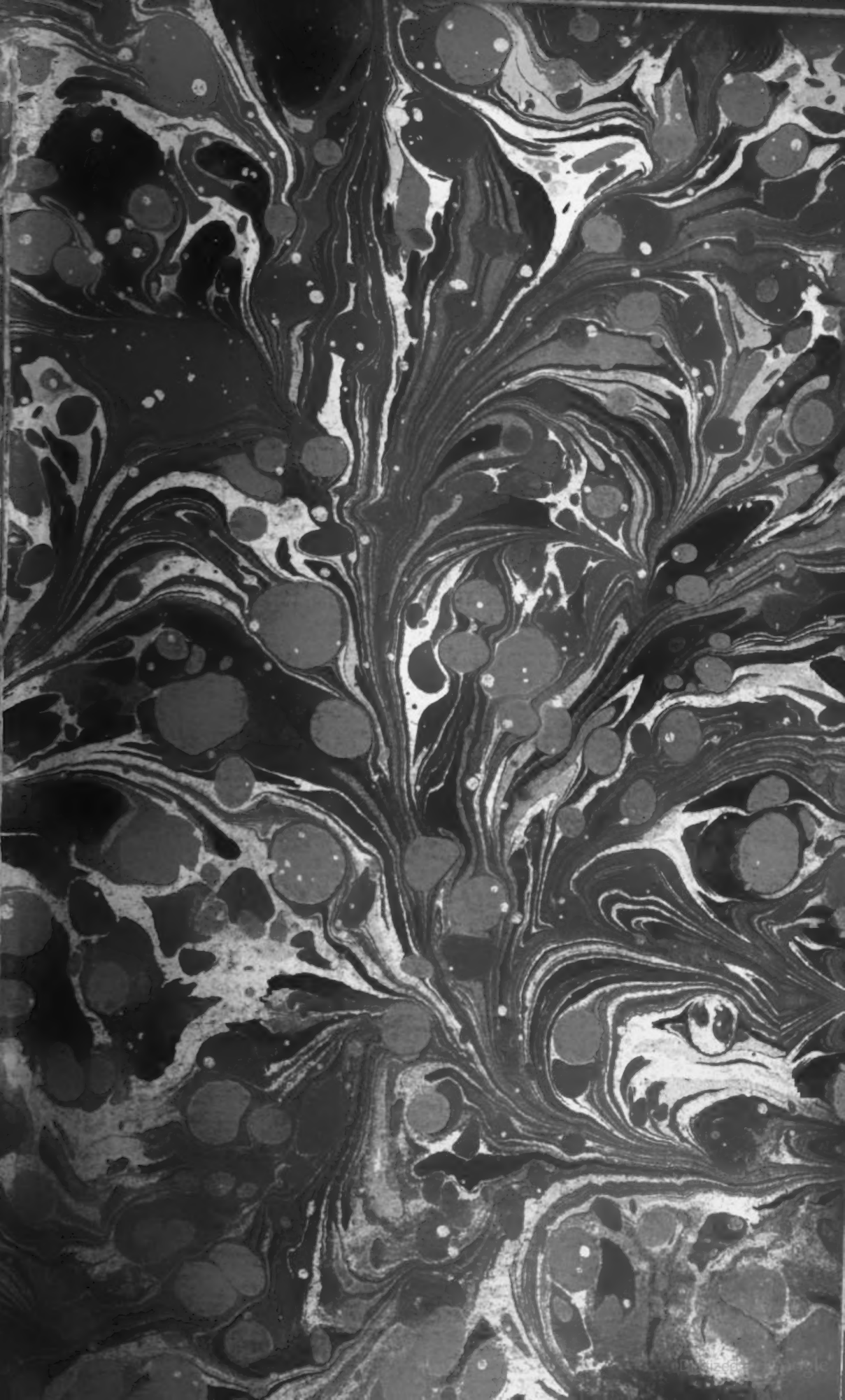
Digitized by Google



Digitized by Google



A.gr.c. 78-16

Digitized by Google

B. L.
5 5 5 3.

<36605352580013
<36605352580013
Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Coll. A. Gr. 78

[16]

Sammlung

Ant. Gr. Vet. Collect 2
p. 25.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sammlung

der neueſten

Ueberſetzungen

der

griechiſchen proſaiſchen

Schriftſteller

Dritten Theils Siebenter Band.

Plutarchs Schriften

Siebenter Band

enthält

deſſen

moraliſche Abhandlungen

Siebenter Band.

Frankfurt am Main
bei Johann Chriſtian Hermann
1797.

Digitized by Google

Plutarchs moraliſche Abhandlungen

Aus dem Griechiſchen überſetzt

von

Joh. Friedr. Sal. Kaltwaſſer
Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.

Siebenter Band.

Frankfurt am Main
bei Johann Chriſtian Hermann
1797.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt
des siebenten Bandes!

1) Die Lehrmeynungen der Philosophen,

Erstes Buch. Seite 1.

Zweytes Buch. — 45.

Drittes Buch. — 69.

Viertes Buch. — 88.

Fünftes Buch. — 115.

Kurze Uebersicht der in diesen Büchern angeführten Schulen, Philosophen und anderer berühmten Männer. — 142.

2) Fragen über Gegenstände der Physik. — 163.

3) Ueber das in der Mondscheibe erscheinende Gesicht. — 202.

4) Ueber die Natur und Urſache der Kälte. — Seite 301.

5) Welches von beyden iſt nützlicher, das Waſſer oder das Feuer? — 341.

6) Ob die Land- oder die Waſſerthiere geſcheider ſind. — 354.

7) Gryllus, oder daß die unvernünftigen Thiere Vernunft haben. — 461.

8) Ueber das Fleiſcheſſen, erſte Abhandlung. — 488.

9) Ueber das Fleiſcheſſen, zweyte Abhandlung. — 501.

10) Platoniſche Fragen. — 512.

Die Lehrmeynungen der Philosophen. *)

Erstes Buch.

Da ich in diesem Werke die Naturlehre vortragen will, so halte ich für nöthig, zuvörderst die Philosophie nach den verschiedenen Gegenständen, womit sie sich beschäftiget, einzuthei-

*) Man ist heutiges Tages darüber ganz einstimmig, daß dieses Werk den Plutarch nicht zum Verfasser haben kann, ungeachtet es einige Kirchenväter sowohl, als verschiedene neuere Gelehrten für ächt gehalten haben. Es hat der Mängel, der Dunkelheiten und Unbestimmtheiten so viel, daß man dem Plutarch keine große Ehre erweisen würde, wenn man ihn zum Verfasser derselben machen wollte. Da indeß in Lamprias Verzeichnisse der plutarchischen Schriften allerdings ein Werk unter diesem Titel in fünf Büchern angeführt wird, so läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß irgend Jemand, ohne die dazu nöthigen Kenntnisse zu besitzen, aus demselben einen Auszug gemacht und dadurch verursacht hat, daß das Originalwerk verlohren gegangen ist, ein Fall, der sich mit mehreren

zutheilen, damit man weiß, was die Physik eigentlich ist, und welchen Theil derselben sie ausmacht. Die Stoiker behaupteten, die Weisheit sey die Kenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, und die Philosophie die Uebung der dazu erforderlichen Kunst. Nun sey aber die Tugend die einzige und höchste Kunst von der Art, und von dieser gebe es im allgemeinsten Verstande nur drey Gattungen, nämlich die physische, die moralische, und die logische. Aus dieser Ursache lasse sich die Philoso-

Schriften der Alten zugetragen hat. S. Hrn. Prof. Becks Vorrede zu der von ihm 1789 besorgten Ausgabe dieses Werks. Allein bey allen Mängeln und Gebrechen, die diese dem Plutarch zugeschriebene Schrift enthalten mag, bleibt sie doch immer brauchbar und gewährt eine kurze Uebersicht dessen, was die griechischen Philosophen über Gegenstände der Physik gedacht und gesagt haben. Denn nur mit dieser beschäftiget sie sich, nicht aber, wie der Titel zu allgemein angiebt, mit der gesammten Philosophie. Das erste Buch handelt von den Prinzipien, den Elementen, der Materie, dem Schöpfer und der Schöpfung; das zweyte von der Welt und den Gestirnen; das dritte von den Meteoren; das vierte von der Seele und deren Kräften; das fünfte vom Körper und dessen Eigenschaften. Um eine Menge Noten zu ersparen, habe ich am Ende aus Hrn. Becks Ausgabe das Verzeichniß der philosophischen Schulen Griechenlands und der sich darin auszeichnenden Männer beygefügt.

losophie am füglichsten in drey besondere Theile, die Physik, die Moral und die Logik zerlegen. Die Physik betrachte die Welt und die darin enthaltenen Dinge; die Moral beschäftige sich mit dem menschlichen Leben, und die Logik, welche man auch Dialektik nennt, mit der Vernunft.

Aristoteles, Theophrastus und fast alle Peripatetiker haben die Philosophie auf folgende Art eingetheilt. Ein vollkommener Mann, sagen sie, muß nicht allein das, was ist, zu betrachten, sondern auch das, was ihm obliegt, auszurichten wissen. Dieß läßt sich aus folgenden Beyspielen ersehen. Man untersucht, ob die Sonne, in so fern sie gesehen wird, ein Thier ist oder nicht. Wer dieß untersucht, heißt ein theoretischer, oder betrachtender Philosoph; denn er thut weiter nichts, als daß er das, was existirt, betrachtet. Dahin gehört auch, wenn man untersucht, ob die Welt unendlich, und ob ausser der Welt noch etwas vorhanden ist. Dies alles sind theoretische Untersuchungen. Fragt man hingegen, wie man das Leben einrichten, die Kinder erziehen, den Staat regieren und Gesetze geben muß, so betreffen alle diese Fragen die Ausübung, und wer sich damit beschäftiget, heißt ein praktischer oder ausübender Philosoph.

Kap. 1.

Was ist die Natur?

Da ich mir vorgesetzt habe, die natürlichen Dinge zu betrachten, so ist nach meinem Bedünken nothwendig, erst zu erklären, was die Natur ist. Denn es wäre abgeschmackt, über die Natur reden zu wollen und doch nicht zu wissen, was man unter dem Worte Natur zu verstehen hat. Nach dem Aristoteles 1) ist die Natur das Prinzip der Bewegung und Ruhe desjenigen, wobey sie sich nicht zufällig, sondern wesentlich befindet. So werden alle sichtbaren Dinge, die weder vom Zufall, noch von der Nothwendigkeit herrühren, die weder göttlich sind, noch eine göttliche Ursache haben, natürliche genennt und haben ihre eigene Natur. Von der Art sind Erde, Feuer, Wasser, Luft, Pflanzen, Thiere; desgleichen auch die Dinge, die man immer entstehen sieht, Regen, Hagel, Blitze, Orkane und Winde. Diese alle haben einen Ursprung; keins derselben ist von Ewigkeit her, sondern jedes ist von einem Prinzip hervorgebracht worden. So haben zum Beyspiel die Pflanzen und Thiere ein Prinzip der Erzeugung, und die Natur ist bey ihnen das erste Prinzip, und zwar nicht nur der Bewegung, sondern auch

1) Die Stelle des Aristoteles, worauf der Verfasser sich hier bezieht, befindet sich im zweyten Buche phys. auscult. K. 1.

auch der Ruhe. Denn alles, was ein Prinzip der Bewegung hat, kann auch wieder ein Ende haben. Deswegen nun ist die Natur das Prinzip der Bewegung und der Ruhe.

Kap. 2.

Worin sind Prinzip und Element verschieden?

Aristoteles und Plato glauben, daß zwischen Prinzip und Element ein Unterschied sey; Thales von Miletus hingegen hält beyde für einerley. Allein sie sind sehr von einander verschieden. Denn die Elemente sind zusammengesetzt, die Prinzipien aber betrachten wir weder als zusammengesetzt, noch als hervorgebrachte Wirkungen. Elemente nennen wir zum Beyspiel die Erde, das Wasser, die Luft, das Feuer; die Prinzipien hingegen haben davon ihren Namen, weil vor ihnen nichts vorhanden ist, woraus sie entstanden wären. Was seinen Ursprung von etwas anderm hat, kann nicht ein Prinzip seyn, sondern nur das, woraus etwas hervorgebracht worden. Nun aber existiren vor der Erde und dem Wasser einige Wesen, woraus beyde entstanden sind, nämlich die Materie, die für sich ohne Form und Gestalt ist; dann die Form, die wir Entelechie 2) nennen, und

2) Ueber das Wort εντελεχεια, welches bald Wirklichkeit, bald Wirksamkeit bezeichnet, giebt Ernesti

drittens die Beraubung. Folglich irret sich Thales, wenn er das Wasser zu einem Element und Prinzip macht.

Kap. 3.

Von den Prinzipien, was sie sind?

Thales von Miletus behauptete, das Wasser sey das Prinzip aller Wesen. Dieser Mann kann füglich als der erste Philosoph betrachtet werden, und von ihm hat die ionische Secte ihren Namen erhalten; denn bekanntlich gab es mehrere philosophische Schulen. Er hatte die Philosophie in Aegypten studiret, und kam erst in einem ziemlichen Alter nach Miletus zurück. 3) Dieser lehrte nun, alles entstehe aus Wasser, und alles werde auch wieder in Wasser aufgelöst.

Ernesti in Clav. Ciceron. unter den vom Cicero gebrauchten griechischen Wörtern eine weitläuftige Erklärung. S. auch H. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie Th. 2. S. 267.

3) S. H. Tiedemanns erste Philosophen Griechenlands S. 101. ff., wo alle Nachrichten, die wir vom Thales haben, gesammlet und geprüft sind — Wenn hier gesagt wird, Thales sey der erste Philosoph gewesen, so ist das nicht so zu verstehen, als wenn vor ihm gar Niemand sich mit philosophischen Materien beschäftiget hätte, sondern weil er zuerst die Philosophie in eine Art von System gebracht hat.

löst. Die Gründe, woraus er dieses schließt, sind folgende. Erstlich weil der feuchte Zeugungssaamen das Prinzip aller Thiere ist; es sey also wahrscheinlich, daß alle Dinge aus dem Feuchten entstanden sind. Zweytens, weil alle Pflanzen durch Feuchtigkeit erhalten und fruchtbar gemacht werden, in Ermangelung derselben aber vertrocknen. Drittens, weil selbst das Feuer der Sonne und der Sterne, ja die ganze Welt durch die Ausdünstungen der Wasser unterhalten wird. 4) Daher schreibt auch Homer die Entstehung aller Dinge dem Wasser zu, wenn er sagt:

Okeanos, der allen Wesen den Ursprung gegeben. 5)

Anaximander von Miletus sagte, das Prinzip der Wesen sey das Unermeßliche; denn daher kämen sie alle, und dahin müßten sie alle wieder verschwinden. Deswegen entständen auch unzählige Welten, die immer in das, woraus sie entstanden sind, wieder zurückkehrten. Er sagt also, warum das Unermeßliche da ist, damit nämlich die Entstehung der Wesen auf keine Weise aufhören oder stille stehen soll. Dieser Philosoph aber fehlt darin, daß er nicht bestimmt, was das Unermeßliche ist, ob es Luft, Wasser, Erde, oder sonst ein anderer Körper ist. Er begeht also den Fehler, daß er zwar

4) Ueber diese Lehre des Thales s. H. Tiedemanns angeführtes Werk. S. 132. ff.

5) Im 14ten Buch der Iliade V. 246.

eine Materie annimmt, aber die wirkende Ursache aufhebt. Denn sein Unermeßliches ist nichts anders, als die Materie; die Materie aber kann nichts hervorbringen, wenn nicht die wirkende Ursache hinzukömmt.

Anaximenes macht die Luft zum Prinzip der Wesen; aus dieser sollen alle Dinge entstehen, und alle in sie wieder aufgelöst werden. „So wie unsere Seele, sagt er, welche Luft „ist, uns zusammenhält, so wird auch die ganze „Welt von Luft und Geist gehalten.“ — Denn diese beiden Worte braucht er als gleichbedeutend. Auch dieser fehlt, indem er glaubt, daß die Thiere aus einer einfachen und einförmigen Luft oder Geist zusammengesetzt wären. Die Materie der Dinge kann unmöglich das einzige Prinzip, woraus alle entstanden sind, ausmachen; sondern man muß auch dabey eine wirkende Ursache annehmen. So ist zum Beyspiel das Silber zur Entstehung eines Bechers noch nicht hinreichend, wenn nicht die wirkende Ursache, das ist, der Silberarbeiter, hinzukömmt. Eben so verhält sichs mit dem Kupfer, dem Holze, und jeder andern Materie.

Anaxagoras von Klazomene erklärte die Homöomerien (gleichartigen Theile) für die Prinzipien der Dinge. Ihm schien es ganz unerklärbar zu seyn, wie etwas aus einem Nichts entstehen oder in ein Nichts verschwinden könne. Wir genießen, sagte er, eine einfache und einförmige Speise, wie das von der Ceres erfundene Brod, und trinken Wasser dazu. Von

dieser

dieser Speise erhalten Haare, Adern, Arterien, Nerven, Knochen und alle übrigen Theile ihre Nahrung. Demnach muß man zugeben, daß die genossene Speise Wesen von aller Art in sich enthalte, von welchen alle die verschiedenen Theile ihr Wachsthum bekommen; daß folglich in jener Speise Theile liegen, die zur Hervorbringung des Blutes, der Nerven, der Knochen, und der andern Wesen dienen, die aber nur der Vernunft sichtbar sind. Denn man darf nicht alles auf das äußere Gefühl einschränken, als wenn Brod und Wasser nur solche Theile bildeten; nein in ihnen befinden sich auch Theile, die nur von dem Verstande bemerkt werden können. Weil also in der Speise Theile enthalten sind, die den von ihnen erzeugten gleichen, so nannte er sie **Homöomerien**, und erklärte sie für die Prinzipien aller Wesen. Nach seiner Philosophie sind die Homöomerien die Materie, und der Verstand, der alle Dinge ordnet und einrichtet, die wirkende Ursache. Sein System beginnt er auf folgende Art: „Alle Dinge wa„ren zugleich und auf einmal; ein Verstand aber „theilte und ordnete sie.“ Unter den Dingen versteht er die Wesen, welche gebildet worden sind. **Anaxagoras** verdient in so fern Beyfall, weil er der Materie einen Künstler zugegeben hat. 6)

6) Das System des **Anaxagoras** von den Homöomerien trägt **Lucretius** V. 830. ff. vor und widerlegt es.

Archelaus, Apollodorus Sohn, von Athen, nimmt die grenzenlose Luft, nebst der Verdichtung und Verdünnung derselben zu Prinzipien an; die letztere dieser Eigenschaften soll das Feuer, erstere das Wasser seyn. 7) Diese Männer folgten unmittelbar auf einander, und machten die von Thales gestiftete ionische Schule aus.

Pythagoras, Mnesarchus Sohn, von Samus, der Stifter einer neuen Schule, der sich zuerst einen Philosophen, das ist, einen Liebhaber der Weisheit und Wahrheit genannt hat, macht die Zahlen und die in ihnen liegenden Verhältnisse, die er Harmonien nennt, zu Prinzipien, die aus beyden zusammengesetzten Dinge aber zu Elementen in geometrischer Bedeutung. Unter die Prinzipien rechnet er besonders die Monade, oder die Einheit, und die unbestimmte Dyade, oder die Zweye. Das erstere dieser Prinzipien deutet auf die wirkende und bildende Ursache, welche das denkende Wesen oder Gott ist; das zweyte auf die leidende und materielle Ursache, welche diese sichtbare Welt ist. Er sagt, die Natur der Zahl sey ganz in der Zehne begriffen. Denn alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren zählen nur bis zu zehn, und wenn sie diese erreicht haben, kehren sie wieder zur Einheit zurück. Die Kraft der Zehne, sagt er, liegt wieder in der Viere. Der Beweis davon ist, wenn man von der Eins anfängt, und

7) Vergl. Diogenes Laert. B. 2. K. 3.

und die folgenden Zahlen bis auf vier dazu addirt, so bekömmt man die Zahl zehn; geht man aber über vier hinaus, so übersteigt die Summe immer die Zehne. Zum Beyspiel, wenn man erst eins nimmt, und dann zwey, drey und vier hinzusetzt, so wird man zehn bekommen. Folglich liegen alle Zahlen, der Einheit nach, in der Zehne; aber der Kraft nach, in der Viere. Aus dieser Ursache brauchten auch die Pythagoräer die Viere als den größten und heiligsten Eidschwur:

Nein! ich schwöre bey dem, der unserer Seele verliehen
Jene Tetraktys, die Quelle der nimmer versiegenden Natur. 8)

Auch unsere Seele, sagt er, besteht aus der Viere. Denn in ihr befinden sich diese vier Stücke, Verstand, Wissenschaft, Meynung und Empfindung, aus welchen alle Künste und Wissenschaften entstehen, und durch die wir selbst vernünftige Wesen sind. Der Verstand ist die Einheit, weil er die Gegenstände nach

ihrer

8) Unter dem Worte Τετρακτυς verstanden die Griechen überhaupt jedes Gevierte, das aus vier einzelnen Dingen zusammengesetzt ist; die Pythagoräer aber besonders die Zehne, in so fern sie sich aus den vier ersten Zahlen zusammensetzen läßt. Die beyden angeführten Verse stehen auch in dem dem Pythagoras zugeschriebenen goldenen Sprüchen. Ueber den dunklen und vielfachen Sinn derselben s. H. Tiedemanns erste Philosophen Griechenlands. S. 423. ff.

der Einheit betrachtet. Da es zum Beyspiel viele Menschen giebt, so können die einzelnen zahllosen Individua weder durch die Sinne empfunden, noch mit dem Verstande begriffen werden, sondern wir denken uns blos einen einzigen Menschen, dem keiner gleich ist. Eben so denken wir auch nur ein Pferd, nicht aber alle einzelne Individua des Pferdegeschlechts, welche unzählig sind. Denn alle diese Gattungen und Geschlechter existiren nach Einheiten, und daher sagen wir, um jedes derselben einzeln zu definiren, das ist ein vernünftiges oder ein wieherndes Thier. Aus dieser Ursache nun ist der Verstand, mit dem wir dieß denken, die Einheit. Die Wissenschaft wird mit Recht die unbestimmte Zweye genannt. Denn alle Demonstration, alle Ueberzeugung gehört zur Wissenschaft; überdieß folgert jeder Vernunftschluß aus einigen zugegebenen Dingen das Zweifelhafte, und bringt mit leichter Mühe das andere zur Gewißheit. Die Begreifung deß allen ist Wissenschaft, und daher kann diese gar wohl die Zahl zwey seyn. Die Meynung, die aus der Begreifung entsteht, heißt füglich die Dreye, weil sie auf viele Dinge geht, und die Dreye eine Vielheit anzeigt. Zum Beyspiel:

Dreymal selige Danaer — 9)

Aus

9) Im 5ten Buch der Odyssee, (nicht der Iliade, wie H. Prof. Beck angiebt) V. 306.

Aus dieser Ursache faßt die Meynung die Zahl drey in sich — 10) Die Sekte der Pythagoräer wurde die italische genannt, weil Pythagoras aus Unwillen über Polykrates Tyranney sein Vaterland Samus verließ, und seine Schule in Italien anlegte.

Hrakleitus und Hippasus von Metapontum machten das Feuer zum Prinzip aller Dinge. Aus dem Feuer, sagen sie, entstehet alles, und alles endiget sich wieder in Feuer. Erst nachdem dieses ausgelöscht war, wurden alle zur Welt gehörigen Dinge erschaffen. Aus den gröbsten und dichtesten Theilen desselben entstehet, wenn sie sich vereinigen, zuerst Erde; die Erde, von der Natur des Feuers ausgedehnt, verwandelt sich in Wasser, und dieses wird endlich durch Verdünstung Luft. Aber die Welt und alle Körper müssen bey der allgemeinen Verbrennung wieder vom Feuer verzehret werden. Folglich ist das Feuer nicht nur ein Prinzip, weil aus ihm alle Dinge entstanden sind, sondern auch ein Ende, weil in dasselbe alle Dinge aufgelöst werden.

Epi-

10) Da nicht gesagt wird, in wie fern die Empfindung die Viere seyn kann, so ist vermuthlich hier eine Lücke. Die folgenden Worte stehen in den griechischen Ausgaben Plutarchs erst am Ende des Kapitels; da sie aber dorthin gar nicht gehören, so habe ich sie mit H. Prof. Beck und den beyden franz. Uebersetzern hieher an ihren gehörigen Ort gesetzt.

Epikurus, Neokles Sohn, von Athen, folgte der Philosophie des Demokritus, und erklärte für Prinzipien der Dinge gewisse Körper, die nur der Vernunft sichtbar sind, die nichts Leeres zulassen, die, ungeschaffen, ewig und unvergänglich, nicht zerbrochen werden, auch keine Umformung an den Theilen, noch sonst eine Veränderung erleiden können. Die Vernunft allein kann sie wahrnehmen. Sie bewegen sich jedoch in dem Leeren und durch das Leere. Dieses Leere aber ist unendlich, so wie auch die Körper selbst, welche die drey Eigenschaften haben, Gestalt, Größe und Schwere. Demokritus selbst gab ihnen nur diese zwey, Gestalt und Größe; Epikurus aber fügte noch eine dritte, nämlich die Schwere hinzu. Denn die Körper, sagt er, müssen sich durch den Stoß der Schwere bewegen, sonst würden sie sich gar nicht bewegen können. Die Figuren der Atomen sind begrenzt, nicht endlos. Sie sehen weder wie Angeln, noch wie Dreyzacke, noch wie Ringel aus. Diese Figuren sind zerbrechlich, die Atomen aber können weder verändert, noch zerbrochen werden. Sie haben ihre eigene Figuren, die nur der Vernunft sichtbar sind. Atomen heißen sie, nicht eben weil sie so äusserst klein sind, sondern weil sie, als solche die keine Veränderung leiden und nichts Leeres enthalten, nicht getheilt oder zerschnitten werden können. Unter Atomen sind also Körper zu verstehen, die sich nicht theilen und brechen lassen, die keine Veränderung erleiden und nichts

Leeres

Leeres enthalten. Daß es Atomen giebt, ist gewiß; denn es giebt ja ewig dauernde Elemente, zahllose Thiere 11) und die Einheit.

Empedokles, Metons Sohn, von Agrigentum, nimmt vier Elemente an, Feuer, Luft, Wasser und Erde; dann auch zwey Urkräfte, Freundschaft und Zwietracht, von welchen jene vereinigend, diese theilend ist. Er drückt sich hierüber also aus:

Erstlich höre die vier Urwesen aller erschaffenen Dinge,
Zeus im Glanze, die allbelebende Juno und Hades,
Nestis, welche mit Thränen die sterbliche Quelle befeuchtet.

Unter Zeus versteht er das Feuer und den Aether, unter der allbelebenden Juno die Luft, unter Hades die Erde, unter Nestis und der sterblichen Quelle den Saamen und das Wasser.

Sokrates, Sophroniskus Sohn, und **Plato**, Aristons Sohn, beyde von Athen, haben in Ansehung des Universums gleiche Meynung. Sie geben drey Prinzipien an, Gott, die Materie und die Idee. Gott nämlich ist der Verstand, die Materie der erste Gegenstand der Entstehung und des Unterganges, und die Idee eine unkörperliche Substanz, welche in den Gedanken und Vorstellungen Gottes existirt. Gott aber ist die Seele der Welt.

Aristo-

11) Bey dieser ohne Zweifel verdorbenen Stelle bin ich der Vermuthung des H. Prof. Wyttenbach gefolgt.

Aristoteles, Nikomachus Sohn, von Stageira, hat drey Prinzipien, die Entelechie oder Form, die Materie, und die Beraubung. Auch nimmt er vier Elemente an, und noch einen fünften Körper, der ätherisch und unveränderlich ist.

Zeno, Mnaseas Sohn, von Kitium, macht zu Prinzipien Gott und die Materie; jener ist die wirkende, dieser die leidende Ursache. Ausserdem läßt er auch vier Elemente zu.

Kap. 4.

Wie ist die Welt entstanden?

Die Welt nun ist in herumgebogener oder sphärischer Figur auf folgende Art gebildet worden. Da die Atomen eine blos zufällige, durch keine Vorsehung geleitete Bewegung hatten, und sich unaufhörlich mit großer Geschwindigkeit nach dem nämlichen Punkt hin bewegten, so häuften sich viele dieser Körper zusammen, und bekamen dadurch mannichfaltige Figuren und Größen. Bey dem Zusammendrängen der Atomen in demselben Raume setzten sich die größten und schwersten natürlicher Weise zu Boden, die kleinen, runden, glatten und schlüpfrigen aber wurden bey der Vereinigung der Körper herausgedrückt und stiegen in die Höhe. Da aber die stoßende Kraft, die sie empor hob, nachließ, und der Schlag sie nun nicht mehr in die Höhe führte,

sie

sie selbst auch nicht wieder herabsteigen konnten, so wurden sie dann nach den Gegenden, die sie aufzunehmen geschickt waren, hingetrieben. Dieß waren die Regionen, die sich ringsherum befanden, in welchen sich eine große Menge von Körpern zusammenlegten, und durch ihre veste Vereinigung und Zurückbeugung den Himmel bildeten. Die Atomen aber von gleicher Natur und verschiedener Form, die, wie gesagt, nach den höhern Gegenden getrieben wurden, brachten die Sterne hervor. Die große Menge der durch Ausdünstung emporsteigenden Körper schlug die Luft und preßte sie zusammen. Diese bekam nun durch die Bewegung die Natur des Windes, umfaßte die Sterne, führte sie mit sich herum, und erhält noch bis jetzt den Umlauf derselben am Himmel. Solchergestalt bildete sich aus den Atomen, die den untern Raum eingenommen hatten, die Erde, aus den emporgestiegenen hingegen der Himmel, die Luft und das Feuer. Da aber in der Erde noch viele Materie eingeschlossen war, und diese durch die Stöße der Winde und die von den Sternen wehenden Lüfte verdichtet wurde; so mußten nun alle die kleinen Theile, woraus sie geformt war, immer mehr zusammen gedrückt werden, und so brachte sie endlich die feuchte Substanz hervor. Diese senkte sich vermöge der ihr eigenen Flüs-

sigkeit, in die hohlen Gegenden, die sie aufnehmen und fassen konnten; oder das für sich bestehende Wasser höhlte selbst die Oerter aus, wo es sich befand. Auf solche Art wurden die vorzüglichsten Theile der Welt gebildet. 12)

Kap. 5.

Ob es nur Eine Welt giebt?

Die Stoiker behaupteten, es sey nur eine einzige Welt. Die sie auch das Universum und das Körperliche nannten. Auch Empedokles nahm nur Eine Welt an, doch sagte er, sie sey nicht das Universum, sondern nur ein kleiner Theil desselben, das übrige aber sey eine träge Materie.

Plato führt für seine Meynung, daß es eine Welt und ein Universum giebt, drey Gründe an. Erstlich weil sie nicht vollkommen wäre, wenn sie nicht alles umfaßte. Zweytens, weil sie dem Urbilde oder Muster nicht gleichkommen würde 13) wenn sie nicht in ihrer Art die einzige

12) Was der Verfasser hier über die Entstehung der Welt sagt, ist blos das System Epikurs, ob dieser gleich nicht genennt wird. Lucretius hat es weitläuftiger und zugleich deutlicher entwickelt. B. 5. V. 416. ff.

13) Plato lehrte nemlich, Gott habe die Welt nach der Idee, oder dem Muster, das er von Ewigkeit her in sich selbst hatte, hervorgebracht.

zige wäre. Drittens, weil ſie nicht unvergänglich ſeyn könnte, wenn auſſer ihr noch etwas exiſtirte. Allein dem **Plato** muß man antworten: Die Welt iſt keinesweges vollkommen; denn ſie umfaßt nicht alle Dinge. Warum ſollte ſie aber nicht vollkommen ſeyn, wenn außer ihr noch etwas herumgetrieben werden kann? Der Menſch iſt vollkommen und doch umfaßt er nicht alle Dinge. Von einem Muſter kann es mehrere Abbildungen geben, wie man an den Bildſäulen, Häuſern und Gemälden ſieht. Unvergänglich iſt die Welt nicht und kann es auch nicht ſeyn, weil ſie einen Anfang hat.

Metrodorus ſagt, die Behauptung, daß es in einem unendlichen Raume nur Eine Welt gebe, ſey eben ſo ungereimt, als die, daß auf einem weiten Felde nur Eine Aehre erzeugt werde. Ein Beweis, daß es Welten ins Unendliche giebt, ſey dieß, daß es unendliche Urſachen giebt. Wäre die Welt begrenzt und endlich, wie könnten denn die Urſachen, durch welche die Welt entſtanden iſt, unendlich ſeyn? Nothwendig müſſe es alſo unendliche Welten geben. Denn wo alle Urſachen vorhanden ſind, da ſind es auch die Wirkungen. Und dieſe Urſachen ſind die Atomen oder die Elemente.

Kap. 6.

Woher haben die Menschen den Begriff von Gott bekommen.

Die Stoiker definiren das Wesen Gottes so: Er ist ein verständiger, feuriger Geist, der keine eigene Gestalt hat, aber jede, die er will, annehmen, und sich allen gleich machen kann. Einen Begriff von Gott haben die Menschen zuerst durch die Schönheit der sichtbaren Welt bekommen. Denn alles was schön ist, ist nicht von ungefähr oder durch Zufall entstanden, sondern durch eine schöpferische Kunst hervorgebracht worden. Nun ist aber die Welt schön; dieß beweißt ihre Figur, ihre Farbe, ihre Größe, und die Mannichfaltigkeit der Sterne, die sie umgeben. Die Welt ist kugelförmig. Diese Figur hat vor allen den Vorzug, weil sie allein an allen ihren Theilen gleich ist. Denn da sie rund ist, so sind auch alle ihre Theile rund. Aus dieser Ursache hat auch, wie Plato sagt, der Verstand, das Heiligste und Erhabenste, seinen Sitz in dem Haupte. Auch die Farbe der Welt ist schön. Sie ist mit einem Blau überzogen, das zwar dunkler scheint als der Purpur, aber doch Glanz und Schimmer genug hat, daß die Lebhaftigkeit der Farbe die soweit ausgedehnte Luft durchdringen, und in einer so großen Entfernung sichtbar werden kann. Ferner ist die Welt schön wegen ihrer Größe. Denn unter allen Körpern von gleicher Art ist nur derjenige schön, der die andern enthält, wie zum Beyspiel,

spiel der Mensch und der Baum. Die Schönheit der Welt wird noch durch die, uns in die Augen fallenden Dinge vollendet. So ist im Himmel der schiefe Zirkel (des Thierkreises) mit allerhand Bildern geschmückt.

In ihm stehet der Krebs, beym Krebse der Löwe, nach diesem
Folget die Jungfrau; dann die Scheeren, 14) der Scorpion ihnen.
Weiterhin zeigt sich der Schütz und Steinbock; neben dem Steinbock
Stehet der Wassermann, den zwey schimmernde Fische begleiten.
Diesen folget der Widder, der Stier, und die Zwillinge schließen.

Noch unzählige andere solche Sternbilder sind an dem Gewölbe des Himmels hingestellt. Daher sagt Euripides:

— — — Des Himmels Sternenglanz,
Das schöne Maas der Zeit, ein Werk des weisen Schöpfers.

Zu einem Begriff von Gott gelangten wir auch dadurch, daß die Sonne, der Mond, und die übrigen Sterne, wenn sie in ihrem Laufe unter der Erde weggegangen sind, immer in gleicher Farbe und Größe, zu den nämlichen Zeiten und an den nämlichen Orten wieder aufgehen.

14) Einige alte Astronomen nennen das Gestirn des Thierkreises, welches bey uns die Waage heißt, χηλαι, die Scheere des Skorpions. Die hier angeführten Verse sind aus Aratus Gedichts Phänomena, V. 545. ff.

Aus dieser Ursache nun haben die Theologen 15) die Gottesverehrung uns nach drey verschiedenen Arten dargestellt. Die erste ist die natürliche, die zweyte die fabelhafte, die dritte diejenige, die sich auf das Zeugniß der Gesetze gründet. Die natürliche wird von den Philosophen, die fabelhafte von den Dichtern gelehrt, die gesetzliche aber von einem jeden Staate selbst eingerichtet. Aller Unterricht, der die Götter betrifft, läßt sich in sieben Gattungen theilen. Die erstere ist die, welche von den Meteoren und Erscheinungen am Himmel herrührt. Die Menschen bekamen nämlich einen Begriff von Gott durch den Anblick der Sterne, indem sie bald wahrnahmen, daß diese die schönste Harmonie verursachten, daß sie Tag und Nacht, Sommer und Winter, Aufgang und Untergang bestimmten, und daß selbst die von der Erde hervorgebrachten Thiere und Früchte von ihrem Einflusse abhingen. Daher betrachteten sie den Himmel als einen Vater, und die Erde als eine Mutter. Der Himmel war ihnen Vater, weil die Ausgießung der Wasser für einen Saamen galt; die Erde war Mutter, weil sie durch die Wasser befeuchtet wurde und gebahr. Weil sie nun sahen, daß die Sterne ohne Unterlaß fortliefen, und es ihnen allein zuzuschreiben war,

15) Oder nach den Worten: Diejenigen, die über die Götter geschrieben haben. Ich bin bey dieser Stelle der Interpunktion, die H. Prof. Beck angiebt, gefolgt.

war, daß wir die Gegenstände unterscheiden können, so nannten sie deswegen Sonne und Mond Götter. 16) Nach der zweyten und dritten Gattung des Unterrichts wurden die Götter in nützliche und schädliche eingetheilt. Die nützlichen oder wohlthätigen nannte man Jupiter, Juno, Merkur, Ceres; die schädlichen Strafgöttinnen, Furien, Mars. Die letztern suchte man als grausame und gewaltthätige Wesen durch Opfer zu begütigen. Zur vierten und fünften Gattung des Unterrichts rechnete man die Handlungen und Leidenschaften. Diese begriff man unter den Namen Eros (Liebe), Venus und Pothos (Sehnsucht), jene unter den Namen Elpis (Hoffnung), Dike (Gerechtigkeit), und Eunomia (Billigkeit). Die sechste Gattung umfaßte die von den Poeten erdichteten Wesen. Wenn zum Beyspiel Hesiodus den erzeugten Göttern Väter geben will, so führt er folgende als Erzeuger auf:

Kõus und Kreius und Japetus und Hyperion. 17)

16) Der Verfasser spielt auf die doppelte Herleitung des griechischen Wortes Θεος an, das nach einigen von θεειν, laufen, nach andern von θεαν oder θεωρειν, sehen, betrachten, her gemacht seyn soll.

17) In der Theogonie, V. 134. Die hier genannten waren nach der Mythologie Söhne des Uranus und der Ge (des Himmels und der Erde) und hießen Titanen. Zu ihnen gehörten noch Kronos und Okeanos, daß ihrer in allem sechse waren. S. Diodor von Sicil. B. 5. K. 66.

Deswegen heißt sie auch die mythische oder fabelhafte. Die siebente und letzte enthält diejenigen, die wegen ihrer wohlthätigen Verdienste um das menschliche Leben verehret, aber doch wie andere Menschen gebohren worden. Dahin gehörten Herkules, die Dioskuren, Bakchus. Man legte diesen Göttern die menschliche Gestalt bey, weil unter allen Wesen die Gottheit das vorzüglichste, unter den Thieren aber der Mensch in Absicht der Tugend und des Verstandes, womit er begabt worden, das schönste ist. Daher glaubte man, daß denen, die sich vor Allen hervorthun, auch das beste und vorzüglichste zu Theil werden müsse.

Kap. 7.

Was ist Gott?

Einige Philosophen, wie Diagoras von Melus, Theodorus von Kyrene, und Euemerus von Tegea behaupten gerade zu, daß es gar keine Götter gebe. Auf letztern spielt auch der Dichter Kallimachus von Kyrene an, wenn er sagt:

Kommt in den Tempel, all' ihr Bürger, vor der Stadt,
Wo jener freche Greis, der einen Jupiter
Für die Panchäer schuf, 18) die giftigen Bücher schreibt—

Die-

18) Die Insel Panchäa war ein vom Euemerus erdichtetes Land, das er auf einer Reise von dem glücklichen Arabien aus im Weltmeer entdeckt haben wollte, worin, nach seinem Vorgeben,

Ura-

Diejenigen nemlich, worin er das Nichtseyn der Götter zu beweisen suchte. Der Tragödiendichter Euripides 19) hat sich über diesen Punkt, aus Furcht vor dem Areopagus, nicht deutlich erklären wollen; doch giebt er seine Gesinnung auf folgende Art zu erkennen. Er führt den Sisyphus 19) als Verfechter dieser Meynung auf, die er denn durch folgende Gründe zu unterstützen sucht:

Es war einst eine Zeit, wo Menschen, gleich den Thieren,
Gesetz- und zügellos in roher Wildheit lebten.
Bey ihnen galt kein Recht als das der größern Stärke.

In der Folge, sagt er, wurde denn zwar dieser wilden Unordnung durch Einführung der Gesetze

Uranus, Saturnus und Jupiter als Menschen gelebt und geherrscht hatten. S. Diodors Fragmente des 6ten Buchs, Th. 2. S. 294. ff. der Stroth. Uebersetz. Man schrieb ihm dabey die Absicht zu, daß er Religion und Gottesdienst aufheben und die von den Griechen verehrten Götter für fabelhafte Wesen erklären wollte; deswegen hielt man ihn für einen Atheisten. In den Memoires de l'Academie des Inscript. & bell. Lettres stehen verschiedene Abhandlungen über den Euemerus, eine vom Abbe Sevin im 8ten Th. eine von Fourmont im 15ten Th. und zwey von Abbe Foucher im 34 und 35ten Th.

19) Sisyphus war ein satyrisches Schauspiel des Euripides, ist aber verlohren gegangen. Sextus Empirikus, der B. 8. adversus Mathemat. S. 318. diese Verse nebst noch mehrern folgenden anführt, schreibt sie dem Kritias, einem der dreyßig Tyrannen in Athen zu.

abgeholfen; aber weil das Gesetz nur den offenbaren Vergehungen steuern konnte, und noch viele heimliche Ungerechtigkeiten begangen wurden, so verfiel endlich ein weiser Mann darauf, daß man die Weisheit durch eine Lüge verdunkeln und den Menschen die Maxime beybringen müsse:

Daß oben wohnt ein Gott, der unvergänglich ist,
Der alles sieht und hört, mit Weisheit alles ordnet.

Ein anderer 20) sagt: Weg mit den Träumereyen der Dichter, und dem Kallimachus selbst, welcher schreibt:

— — — — Wenn du an Gott glaubst,
Nun so glaube denn auch, daß er alles vermag!

Gott aber vermag nicht alles zu thun. Denn wäre ein Gott, so müßte er folglich auch den Schnee schwarz, das Feuer kalt, das sitzende gerade, und das gerade sitzend machen können. Auch Plato, wenn er in seiner erhabenen Sprache sagt: „Gott hat die Welt nach dem in ihm „befindlichen Muster geschaffen" — 21) riecht nach den abgeschmackten Possen der Vorwelt, wie die Dichter der alten Comödie zu sagen pfle-

20) H. Prof. Becks Vermuthung, daß hier der Name des Philosophen, der dies Räsonnement geführt hat, ausgelassen worden, ist sehr gegründet. Ich habe dafür gesetzt: Ein anderer — damit es nicht scheine, als wenn Euripides den viel spätern Kallimachus widerlegt hätte.

21) Im Timäus, Th. 9. S. 303. der Zweybrück. Ausg.

pflegen. 22) Denn wie konnte Gott, auf sich selbst hinblickend, schaffen, oder wie kann man sich Gott kugelförmig und niedriger als den Menschen denken?

Anaxagoras behauptet, im Anfange wären die Körper in stiller Ruhe gewesen; der Verstand Gottes aber hätte sie geordnet, und das Entstehen aller Dinge bewirkt. Plato hingegen nimmt an, daß die ersten Körper nicht ruhig gestanden, sondern sich unordentlich bewegt hätten. „Gott, sagt er, bemerkte nun, daß die Ordnung „besser wäre als die Unordnung, und ordnete „die Körper." 23) Beyde zusammen fehlen darin, daß sie annehmen, Gott richte seine Aufmerksamkeit auf die menschlichen Dinge, und daß er zu dem Ende die Welt gebildet habe. Das selige und unvergängliche Wesen, das alles Gute im vollsten Maaße hat und keines Uebels fähig ist, beschäftiget sich ganz allein mit dem Inbegriff der ihm eigenen Seligkeit und Unvergänglichkeit, und bekümmert sich durchaus nicht um die menschlichen Dinge. Ja es würde unglückselig seyn, wenn es sich wie ein Taglöhner oder

22) Der Verfasser bedient sich hier des Wortes Σεκκιστάληνος, welches Aristophanes in den Wolken, V. 398. von abgeschmackten, lächerlichen Sitten der Vorwelt braucht. H. Ricard hat, wie es scheint, diese Stelle nicht verstanden, indem er übersetzt: ne répete en cela que de vieilles rapsodies dignes des poëtes de l'ancienne comedie.

23) Im Timäus Th. 9. S. 305. der angef. Ausg.

oder Handwerker solchen sauren Arbeiten unterziehen und mit Aufbauung der Welt plagen müßte. Noch ein anderer Beweis. Der Gott, den man annimmt, hat in jenen Urzeiten, da die Körper noch unbeweglich waren, oder sich unordentlich bewegten, entweder nicht existirt, oder er hat geschlafen, oder er hat gewacht, oder keins von beyden gethan. Das erstere läßt sich nicht annehmen, weil Gott ewig ist; eben so wenig das zweyte. Denn schlief Gott von Ewigkeit, so war er todt, weil der Tod ein ewiger Schlaf ist. Auch ist Gott des Schlafes gar nicht empfänglich; die Unsterblichkeit Gottes und ein dem Tode naher Zustand können nicht zusammen bestehen. War Gott wachend, so fehlte ihm entweder etwas zu seiner Seligkeit, oder er genoß der Seligkeit im vollkommensten Grade. Weder im ersten Falle war Gott selig, weil man den, dem etwas an seinem Glücke fehlt, nicht selig nennen kann; noch auch im zweyten. Denn ohne daß es ihm an etwas gebrach, wollte er sich mit vergeblichen Unternehmungen befassen. Und wenn nun ein Gott ist, und nach dessen weiser Vorsehung die Schicksale des Menschen regiert werden, wie kömmt es denn, daß die Bosheit glücklich ist, die Rechtschaffenheit aber das Gegentheil erfährt? Agamemnon,

Beydes, ein guter König und tapfrer Streiter
im Kriege — 24)
wurde

24) Aus Homers Ilias, B. 3. V. 179.

wurde von einem Ehebrecher und einer Ehebrecherin besiegt und hinterlistiger Weise ermordet. Auch Herkules, ein Ahnherr von jenem, der das menschliche Geschlecht von vielem Ungemach befreyet hatte, wurde von der Deianeira mit Gift hingerichtet. 25)

Thales sagt, Gott sey die Seele der Welt, und Anaximander, die Sterne seyen himmlische Götter. Nach Demokritus ist Gott, der in einem sphärischen Feuer seinen Sitz hat, die Weltseele, Pythagoras lehrte, unter den Prinzipien sey die Einheit Gott und das Gute, denn sie sey die Natur des Einzigen, das denkende Wesen selbst; die unbestimmte Zwey aber sey ein Dämon und das Uebel, zu ihr gehöre die Menge der Materie, sie sey auch die sichtbare Welt.

Sokrates und Plato machten zu Gott das Einzige, das von einfacher und selbstständiger Natur ist, das Monadische, das wirklich Gute. Alle diese Benennungen beziehen sich auf den Verstand oder die Denkkraft. Gott ist also ein denkendes Wesen, eine abgesonderte Form, das heißt, die mit keiner Materie vermischt, und von allem Leiden frey ist.

Nach Aristoteles System ist der höchste Gott eine abgesonderte Form, und steht oben auf der Sphäre des Universums, die ein ätherischer

25) S. Apollodors Biblioth. B. 2. K. 7. Diese Begebenheit ist der Gegenstand der Tragödie des Sophokles, die Trachinerinnen.

rischer Körper ist und von ihm der fünfte genennt wird. Da dieser in Sphären eingetheilt ist, die der Natur nach mit einander verbunden, aber der Vernunft nach getrennt sind, so glaubt er, jede Sphäre sey ein aus Körper und Seele zusammengesetztes Thier. Der Körper derselben sey ätherisch und bewege sich zirkelförmig; die Seele aber sey ein unbewegliches, vernünftiges Wesen, und der Wirkung nach das Prinzip der Bewegung.

Die Stoiker behaupten im Allgemeinen, Gott sey ein kunstreiches Feuer, das zur Bildung der Welt seinen eigenen Weg geht, und alle die saamenartigen Verhältnisse 26) in sich faßt, nach welchen alle Dinge, wie das Verhängniß es will, hervorgebracht werden. Ferner sagen sie, Gott sey ein Hauch, der die ganze

26) Λογοι σπερματικοι, rationes seminales, sind nach H. Tiedemann (Geist der spekulativen Philosophie Th. 2. S. 449.) gewisse in der Materie liegende Bildungsgesetze. Die Stoiker, sagt er, verglichen die Hervorbringung der Welt mit einer Entwickelung der einzelnen Naturkörper aus Saamen, und schlossen, daß, wie der Saame die Gesetze und Gestalten in sich schließt, nach welchen die Pflanze oder das Thier Ausbildung erhalten soll: so liege auch in dem Prinzip oder Urstoffe der Welt schon ihre ganze künftige Gestalt eingewickelt und vorher gebildet. So daß demnach die rationes seminales nichts anders sind, als die wesentlich dem Urstoffe beywohnende Natur, vermöge welcher ihm nur diese gegenwärtige Ausbildung anzunehmen möglich ist.

ganze Welt durchdringt, und nach den Veränderungen der Materie, durch die er gedrungen ist, verschiedene Benennungen erhält. Nach ihrem System ist Gott auch die Welt, die Sterne die Erde; der allerhöchste Gott aber der Verstand, der seinen Sitz im Aether hat.

Epikurus nimmt an, alle Götter hätten menschliche Gestalt, sie könnten aber nur mit der Vernunft gesehen werden, wegen der zarten Theile, woraus ihre Bildnisse bestehen. Ausserdem nimmt er noch vier besondere unvergängliche Naturen an, die Atomen, das Leere, das Unendliche, und die Gleichheiten, die er auch Homöomerien und Elemente nennt.

Kap. 8.

Von den Dämonen und Heroen.

Nächst den Göttern müssen wir nun auch von den Dämonen und Heroen reden. Thales, Pythagoras, Plato und die Stoiker sagen, die Dämonen wären geistige Wesen, und auch die Heroen von Körpern getrennte Seelen; sie wären gute oder böse Geister, je nachdem die Seelen gut oder böse gewesen. Epikurus will von beyden nichts wissen.

Kap. 9.

Von der Materie.

Die Materie ist der erste Gegenstand der Entstehung, des Verderbnisses und der übrigen

Ver-

Veränderungen. Die Schüler des Thales und Pythagoras, auch die Stoiker behaupten, die Materie sey veränderlich, wandelbar, jeder Gestalt fähig, und ihrer ganzen Natur nach geschickt, durch das Universum zu fließen. Aber Demokritus Anhänger sagen, die ersten Prinzipien, die Atomen, das Leere, und das Unkörperliche litten keine Veränderung. Nach Aristoteles und Plato ist die Materie in Ansehung der ihr eigenen Natur körperähnlich, ohne Form, ohne Gestalten, ohne Bildung und Eigenschaft; aber sie kann alle und jede Gestalten annehmen und ist gleichsam eine Amme, eine Matrize, eine Mutter derselben. Die Philosophen, welche Wasser, Erde, Feuer und Luft zur Materie machen, halten sie nicht für gestaltlos, sondern für einen Körper; die aber unter Materie die untheilbaren Körper oder Atomen verstehen, sprechen ihr alle Form ab.

Kap. 10.
Von der Idee.

Die Idee ist eine unkörperliche Substanz, die für sich selbst besteht, die formlose Materie bildet, und von der Ordnung derselben die wirkende Ursache ist. Sokrates und Plato behaupten, daß die Ideen, als von der Materie getrennte Substanzen, in den Gedanken und Vorstellungen Gottes, das ist, des Verstandes, bestehen. Aristoteles nahm Formen und Ideen an, die jedoch nicht von der Materie getrennt waren;

waren; aus diesen soll alles, was Gott hervorbrachte, entstanden seyn. Die Stoiker, Zenos Schüler, verstanden unter den Ideen unsere Gedanken und Begriffe.

Kap. 11.
Von den Ursachen.

Ursache ist das, was eine Wirkung hervorbringt, oder wodurch sich etwas ereignet. Plato nimmt eine dreyfache Ursache an, die wirkende, die materielle und die endliche. 27) Erstere hält er für die vornehmste, und diese ist der Schöpfer, das ist, der Verstand. Pythagoras und Aristoteles lehren, die ersten Ursachen wären unkörperlich, diejenigen aber, die es durch Theilnehmung oder durch Zufall sind, von körperlicher Substanz; daher wäre auch die Welt ein Körper. Nach der Meynung der Stoiker sind alle Ursachen körperlich, weil sie Geister sind. 28)

Kap. 12.
Von den Körpern.

Ein Körper ist, was eine dreyfache Ausdehnung hat, die Breite, die Tiefe und die Länge; 29) oder

27) Oder nach der griechischen Terminologie, die Ursache, wodurch, die woraus und die wozu.

28) S. H. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie Th. 2. S. 437.

29) Nach Stobäus ist dies die Meynung der beiden Stoiker Chrysippus und Poseidonius. Epikurus gab die nämliche Definition vom Körper, wie Sextus Empir. B. 1. adverf. mathem. 21. meldet.

oder eine Masse, die ihrer Natur nach der Berührung widersteht; oder auch das, was einen Raum einnimmt. Plato sagt, ein Körper ist das, was weder schwer noch leicht ist, wenn es sich an dem ihm angemessenen Orte befindet; das aber, sobald es an einem ihm fremden Ort ist, eine Neigung und durch die Neigung einen Hang entweder zur Schwere oder zur Leichtigkeit bekömmt. Aristoteles sagt, die Erde sey überhaupt der schwerste, das Feuer aber der leichteste Körper; das Wasser und die Luft seyen bald mehr bald weniger schwer. Nach den Stoikern sind von den vier Elementen zwey leicht, das Feuer und die Luft, zwey aber schwer, das Wasser und die Erde. Denn leicht ist dasjenige, was sich von Natur von seinem Mittelpunkt wegneigt, und schwer, was sich nach einem Mittelpunkt hinneigt; der Mittelpunkt selbst aber ist nicht schwer. Epikur lehrt: die Körper sind unbegreiflich. Die ersten sind einfach, die aus ihnen entstandenen Mischungen aber haben eine Schwere. Die Atomen bewegen sich theils senkrecht, theils in einer schiefen Richtung; einige derselben steigen aufwärts entweder durch einen Stoß oder durch eine Schwingung.

Kap. 13.

Von den kleinsten Körpern.

Empedokles nimmt noch vor den vier Elementen unendlich kleine Bruchstücke an, die aus gleichen Theilen zusammengesetzt, das heißt,

rund

rund sind, und die man Vorelemente nennen könnte. Auch Herakleitus führt äußerst kleine und untheilbare Spänchen ein.

Kap. 14.
Von den Figuren.

Figur ist Oberfläche, Umriß und Gränze des Körpers. Pythagoras Schüler sagen, die Körper der vier Elemente wären sphärisch, das Feuer allein, als das oberste, kegelförmig.

Kap. 15.
Von den Farben.

Die Farbe ist eine Eigenschaft des Körpers, die gesehen werden kann. Unter Farbe verstanden die Pythagoräer die Oberfläche eines Körpers; Empedokles, das, was den Poren des Gesichts angemessen ist; Plato, eine von den Körpern ausgehende Flamme, deren Theile mit unserm Gesichte in gleichem Verhältnisse stehen. Zeno, der Stoiker, sagte, die Farben wären die ersten Bildungen der Materie, Pythagoras Schüler nehmen vier Arten von Farben an, weiß, schwarz, roth und gelb. Die Verschiedenheit der Farben leiteten sie von gewissen Mischungen der Elemente ab; bey den Thieren aber, von der Verschiedenheit der Gegenden und der Luft.

Kap. 16.

Von der Theilung der Körper.

Die Schüler des Thales und Pythagoras halten die Körper für leidentlich und bis ins Unendliche theilbar; andere aber glauben, daß die Theilung bey den Atomen und den Körpern, die keine Theile haben, aufhöre und nicht ins Unendliche fortgehe. Aristoteles sagt, die Theilung bis ins Unendliche finde nur dem Vermögen, nicht der Wirklichkeit nach, Statt.

Kap. 17.

Von der Vermischung und Zusammensetzung der Körper.

Die Alten glaubten, die Vermischung der Elemente geschehe durch Verwandlung; hingegen Anaxagoras und Demokritus, durch Nebeneinanderstellung. Empedokles läßt die Elemente aus jenen unendlich kleinen Massen, die gleichsam Elemente der Elemente sind, entstehen. 30) Plato lehrt, es gebe drey Körper — für Elemente will er sie eigentlich nicht gelten lassen, ihnen auch diesen Namen nicht beylegen — die sich in einander verwandeln, das Feuer, die Luft und das Wasser; die Erde aber könne in keinen von diesen Körpern verwandelt werden.

30) Siehe oben das 12te Kap. und H. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie Th. 1. S. 245.

Kap. 18.
Von dem Leeren.

Alle Naturforscher vom Thales bis zum Plato 31) verwerfen den leeren Raum. Empedokles sagt:

Nichts in der ganzen Natur ist leer, nichts überflüßig.

Allein Leukippus, Demokritus, Metrodorus, Epikurus behaupten, die Atomen seyen der Zahl nach, und das Leere der Größe nach unendlich. Nach den Stoikern ist innerhalb der Welt kein Leeres, außer derselben aber ein Unendliches. Aristoteles sagt, 32) das Vakuum außer der Welt sey so groß, daß der Himmel Athem holen könne; denn dieser sey feurig.

Kap. 19.
Von dem Orte.

Plato nennt einen Ort das, was Formen aufnehmen kann, und versteht darunter metaphorisch

31) Der Verfasser drückt sich hier etwas undeutlich aus. Er will blos sagen, alle Philosophen, die zu der ionischen Schule gehören — wovon Plato, als Schüler des Sokrates gewissermaßen als der letzte anzusehen ist. Ausserdem wäre hier ein Fehler, indem Leukippus und Demokritus, die zwischen Thales und Plato lebten, allerdings einen leeren Raum annahmen.

32) Hier schreibt der Verfasser irriger Weise dem Aristoteles selbst zu, was dieser nur als eine Meynung der Pythagoräer anführt, Phys. Auscult. B. 4. K. 8.

phorisch die Materie, als eine Amme oder ein Behältniß der Formen. Aristoteles sagt, der Ort sey das Aeußerste des umfassenden, das an das umfaßte anstößt.

Kap. 20.
Von dem Raume. 33)

Die Stoiker und Epikurus machen zwischen Vakuum, Ort und Raum einen Unterschied. Das Vakuum, sagen sie, ist eine von Körpern entblößte Region; der Ort, was von einem Körper besetzt ist, und der Raum, was nur zum Theil besetzt ist, so wie ein Faß vom Weine.

Kap. 21.
Von der Zeit.

Die Zeit ist, nach Pythagoras, die Sphäre des uns umgebenden Himmels; nach Plato, ein bewegliches Bild der Ewigkeit; oder die Dauer der Bewegung der Welt; nach Eratosthenes, der Umlauf der Sonne.

Kap. 22.
Von der Natur der Zeit.

Plato sagt, das Wesen der Zeit sey die Bewegung des Himmels. Viele Stoiker behaupten,

33) Die griechischen Wörter, die ich durch Ort und Raum ausgedrückt habe, sind τοπος und χωρα. Nieuwland braucht dafür espace und capacité, Amyot lieu und place.

ten, es sey die Bewegung selbst. Der gröſste Theil der Philosophen nimmt an, die Zeit sey ohne Anfang, Plato aber, sie habe nach unsern gewöhnlichen Begriffen allerdings einen Anfang.

Kap. 23.

Von der Bewegung.

Die Bewegung ist, nach Pythagoras und Plato, eine Verschiedenheit oder Aenderung in der Materie; nach Aristoteles aber, die Entelechie oder die Wirksamkeit des Beweglichen. Demokritus nimmt nur eine Art der Bewegung, nämlich die schiefe, an; Epikurus hingegen zwey Arten, die senkrechte und die von der geraden Linie abweichende. Herophilus sagt, die eine Bewegung könne nur von der Vernunft gesehen, die andere auch von den Sinnen empfunden werden. Herakleitus nimmt Stillstand und Ruhe ganz aus dem Universum weg, weil diese nur für Todte gehören. Den ewigen Körpern schreibt er eine immerwährende, und den dem Untergange unterworfenen, eine vergängliche Bewegung zu.

Kap. 24.

Von Entstehung und Untergang.

Parmenides, Melissus, und Zeno läugneten sowohl die Entstehung als den Untergang ab, weil sie das All für unbeweglich hielten. Empedokles, Epikurus und alle, welche die Welt

durch Zusammenhäufung kleiner, untheilbarer Körper entstehen lassen, nehmen bloße Verbindungen und Trennungen an, aber keine Entstehung und Untergang in eigentlichem Sinne. Diese, sagen sie, beruhen nicht auf einer Verwandlung in der Qualität, sondern auf einer Zusammenhäufung in der Quantität. Pythagoras und alle, welche die Materie für leidentlich halten, behaupten auch eine Entstehung und einen Untergang im eigentlichen Sinne, weil diese von der Verwandlung, Veränderung und Auflösung der Elemente herrühren.

Kap. 25.

Von der Nothwendigkeit.

Thales sagt, nichts sey stärker als die Nothwendigkeit, denn ihre Macht erstrecke sich über alles. 34) Pythagoras, die Nothwendigkeit umfasse die Welt. Nach Parmenides und Demokritus geschieht alles durch die Nothwendigkeit, und eben diese ist auch das Fatum, der Wirbel 35), die Vorsehung und die Weltschöpferin.

34) Etwas ähnliches sagt Euripides in der Alkestis V. 965. f. von der Nothwendigkeit.

35) Ich bin hier der Verbesserung des H. Prof. Beck gefolgt, der aus Diog. Laert. B. 9, 44, δινην in δινην verwandelt.

Kap. 26.

Von dem Wesen der Nothwendigkeit.

Plato leitet einige Dinge von der Vorsehung, andere von der Nothwendigkeit ab. Empedokles sagt, das Wesen der Nothwendigkeit, sey eine Ursache, die die Prinzipien und Elemente zu gebrauchen weiß. Demokritus versteht darunter den Widerstand, die Bewegung und den Stoß der Materie; Plato aber bald die Materie, bald das Verhältniß der wirkenden Ursache zur Materie.

Kap. 27.

Vom Fatum.

Herakleitus lehrte, alles geschehe durch das Fatum, und dieses sey mit der Nothwendigkeit einerley. Plato schreibt zwar dem Fatum einen Einfluß in das Leben und die Handlungen der Menschen zu, doch verbindet er damit auch eine in uns selbst liegende Ursache. Die Stoiker stimmen hierin mit dem Plato überein, und behaupten, die Nothwendigkeit sey eine unbewegliche und unwiderstehliche Ursache, das Fatum aber eine bestimmte Verknüpfung von Ursachen, zu welcher auch diejenigen gehören, die von uns selbst abhängen, so daß einige Handlungen durch das Fatum bestimmt werden, andere aber ohne dasselbe geschehen.

Kap. 28.

Von dem Wesen des Fatums.

Herakleitus giebt von der Natur des Fatums die Erklärung, sie bestehe in einer durch die ganze Substanz des Universums ausgebreiteten Einrichtung; 36.) das Fatum selbst sey der ätherische Körper, der Keim der Entstehung des Universums. Nach Plato ist es die ewige Vernunft, und das ewige Gesetz der Natur des Weltalls. Chrysippus versteht darunter eine geistige Kraft, die das Universum nach einer bestimmten Ordnung einzurichten weiß. Eben dieser sagt in seinem Werke, welches er Horoi oder Definitionen genennt hat: das Fatum ist die Vernunft der Welt; ein Gesetz aller Wesen in der Welt, die durch eine Vorsehung regiert werden; eine Ursache, vermöge welcher das Geschehene geschehen ist, das Gegenwärtige geschieht und das Künftige geschehen wird. Die anderu Stoiker erklären es durch eine Verknüpfung von Ursachen, das heißt, eine Ordnung und unübertretbare Verbindung der Ursachen unter einander. Nach Poseidonius ist das Fatum das dritte vom Jupiter. Denn Jupiter, sagt er, ist das erste, die Natur das zweyte, und das Fatum das dritte.

Kap. 29.

36) Man sehe hierüber H. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie Th. 1. S. 212.

Kap. 29.

Vom Glücke.

Plato versteht darunter eine zufällige Ursache, eine unvorhergesehene Folge, die bey den von freyer Wahl abhängenden Handlungen eintritt; Aristoteles aber, eine zufällige Ursache bey den mit Vorbedacht zu einem gewissen Endzweck geschehenden Dingen, die verborgen und unbeständig ist. Dieser macht auch einen Unterschied zwischen Glück und Zufall. Das Glück, sagt er, kann allerdings auch neben dem Zufall bey Handlungen Statt finden; hingegen der Zufall schließt das Glück aus, weil er nur in Dingen besteht, die ausser der Handlung sind. Das Glück ist blos vernünftigen Wesen eigen, der Zufall aber gehört nicht nur für diese, sondern auch für unvernünftige Thiere, ja selbst für leblose Körper. Nach Epikurus ist das Glück eine unbeständige und veränderliche Ursache für Personen, Zeiten und Sitten. Anaxagoras und die Stoiker sagen, es sey eine der menschlichen Vernunft unbekannte Ursache, weil einige von der Nothwendigkeit, andere vom Fatum, diese von dem Willen des Menschen, jene vom Glücke, einige auch vom Zufalle abhängen.

Kap. 30.

Von der Natur.

Empedokles behauptet, die Natur sey weiter nichts als eine Vermischung und Trennung der

Elemente. In seinem ersten Buche der physischen Philosophie erklärt er sich hierüber also:

Und ich sage dir noch, die Natur der sterblichen Wesen
Ist nichts, auch nichts das Ende des alles zerstörenden Todes;
Sondern was Natur die sterblichen Menschen benennen,
Ist nichts weiter als Mischung und Trennung des Urstoffs.

Eben so versteht auch Anaxagoras unter Natur die Verbindung und Absonderung, das ist, Entstehung und Untergang.

Die Lehrmeynungen der Philosophen.

Zweytes Buch.

Nachdem ich die Lehre von den Prinzipien, den Elementen und andern dazu gehörigen Gegenständen zu Ende gebracht habe, so wende ich mich nun zu den Wirkungen, und werde mit derjenigen, die alle die andern in sich faßt, den Anfang machen.

Kap. 1.
Von der Welt.

Pythagoras ist der erste, der den Inbegriff aller Wesen Kosmos, Welt genannt hat, wegen der darin herrschenden Ordnung. 1) Thales und seine Schüler 2) nehmen nur eine Welt an;

1) Das griechische Wort Κοσμος bedeutet nämlich sowohl Ordnung und Schönheit, als Welt.

2) Die Worte: und seine Schüler, hält H. Prof. Beck für unächt und eingeschoben, weil Anaximander, Anaximenes und andere Schüler des Thales unendliche Welten behauptet haben, wogegen Anaxagoras, Empedokles und andere mit dem Thales übereinstimmten.

an; hingegen Demokritus, Epikurus, und deren Schüler, Metrodorus, behaupten, es gebe unendliche Welten in dem nach allen Umständen unendlichen Raume. Nach Empedokles umschreibt der Umlauf der Sonne die Welt; und macht ihre Grenze aus. Seleukus hält die Welt für unendlich. Diogenes behauptet, das Ganze sey endlos, die Welt aber begrenzt. Die Stoiker machen zwischen dem All und dem Ganzen einen Unterschied. Das All nämlich faßt das Vakuum in sich, und ist unendlich; das Ganze schließt das Vakuum aus, und ist die Welt; folglich ist nach ihrem System das Ganze und die Welt einerley.

Kap. 2.

Von der Figur der Welt.

Die Stoiker behaupten, die Welt habe eine sphärische Figur, andere geben ihr die Form eines Kegels, noch andere die eines Eyes. Epikurus lehrt, die Welt könne kugelförmig seyn, aber sie könne eben so gut auch andere Figuren haben.

Kap. 3.

Ob die Welt beseelt ist?

Alle andere Philosophen glauben, die Welt sey beseelt, und werde durch eine Vorsehung regiert. Allein Demokritus, Epikurus und alle, welche einen leeren Raum und Atomen annehmen, sagen, sie sey nicht beseelt, werde auch nicht durch

eine

eine Vorsehung, sondern durch eine vernunftlose Natur regiert. Aristoteles lehrt, die Welt sey weder ganz in allen ihren Theilen beseelt, noch mit Empfindung, Vernunft und Verstand begabt, sie werde auch nicht durch eine Vorsehung regiert. Alle diese Eigenschaften, sagt er, kommen nur den himmlischen Körpern zu, weil sie mit beseelten und belebten Sphären umgeben sind; aber den irdischen fehlen sie gänzlich, und selbst die schöne Ordnung ist ihnen nur zufälliger Weise, nicht durch eine vorher wirkende Ursache, zu Theil geworden.

Kap. 4.
Ob die Welt unvergänglich ist?

Nach Pythagoras und Plato ist die Welt von Gott erschaffen worden, und ihrer Natur nach zwar vergänglich, weil sie, als etwas körperliches, Empfindung hat, doch wird sie nicht vergehen, weil sie durch Gottes Vorsehung erhalten wird. Epikurus hält die Welt für vergänglich, weil sie wie ein Thier und eine Pflanze hervorgebracht worden. Xenophanes behauptet, die Welt sey nicht erschaffen, ewig und unvergänglich. Aristoteles Meynung ist, der Theil der Welt unter dem Monde sey leidentlich, und die irdischen Körper darin dem Verderben unterworfen.

Kap. 5.

Wovon wird die Welt unterhalten?

Aristoteles sagt: Wenn die Welt ernähret wird, so muß sie auch einmal untergehen. Nun aber bedarf sie gar keiner Nahrung, folglich ist sie ewig. Plato glaubt, die Welt verschaffe sich selbst ihren Unterhalt durch das, was bey den Verwandlungen zu Grunde geht. Philolaus meynt, es gebe eine zwiefache Nahrung, sowohl von dem ausströmenden himmlischen Feuer, als auch von dem Wasser des Mondes, das bey der Umdrehung dieses Gestirns ausfließt; die Ausdünstungen beyder wären die Nahrung der Welt.

Kap. 6.

Von welchem Element fieng Gott an die Welt zu bilden?

Die Physiker behaupten, die Entstehung der Welt habe sich von der Erde, als dem Mittelpunkte, angefangen; denn der Mittelpunkt sey immer der Anfang der Kugel. Pythagoras, von dem Feuer und dem fünften Element. Nach Empedokles ist zuerst der Aether, dann das Feuer, und nach diesem die Erde abgesondert worden, aus welcher hernach, da sie durch die Schnelligkeit des Umlaufs zusammen gepreßt ward, das Wasser hervorsprudelte; aus diesem dampfte zuletzt die Luft empor. Der Himmel entstand aus dem Aether, die Sonne aus dem Feuer, und aus den übrigen Elementen verdich-

teten sich die um die Erde befindlichen Körper. Plato sagt, die sichtbare Welt ist nach dem Muster der intellektuellen Welt gebildet worden. Von der sichtbaren Welt entstand zuerst die Seele, dann die körperliche Substanz, und von dieser wieder erst der aus Feuer und Erde, hernach der aus Wasser und Luft bestehende Theil. Pythagoras lehrt: daß, da es fünf Figuren dichter Körper giebt, die auch mathematische genennt werden, die Erde aus dem Kubus, das Feuer aus der Pyramide, die Luft aus dem Oktaedrum, das Wasser aus dem Eikosaedrum, und die Sphäre aus dem Dodekaedrum entstanden sey. Auch hierin stimmt Plato mit dem Pythagoras überein.

Kap. 7.

Von der Ordnung der Welt.

Parmenides glaubt, es seyen gewisse Kreise oder Kränze, die um und über einander gewikkelt sind, der eine aus dem Dichten, der andere aus dem Lockern, und zwischen diesen wieder andere, aus Licht und Finsterniß gemischt; das, was alle diese Kränze umgiebt, sey fest und dicht nach Art einer Mauer. Leukippus und Demokritus spannen ein Tuch oder eine Haut um die Welt herum. Nach Epikurus ist bey Einigen Körpern das Aeußerste oder die Grenze locker, bey Andern dicht. Unter diesen sind einige beweglich, andere unbeweglich. Plato setzt zuerst das Feuer, dann den Aether, nach diesem die Luft, hernach das Wasser, zuletzt die

Erde. Zuweilen verbindet er den Aether mit dem Feuer. Aristoteles nimmt zuerst einen impassibeln Aether, als einen fünften Körper an; auf diesen läßt er die leidentlichen Körper, Feuer, Luft, Wasser und zuletzt die Erde folgen. Unter diesen eignet er den himmlischen Körpern eine kreisförmige Bewegung zu; in Ansehung der darunter gestellten aber, den leichten eine aufwärts, und den schweren eine unterwärts gehende Bewegung. Empedokles glaubt, daß die Elemente nicht bestimmte und immer dieselben Regionen einnehmen, sondern daß sie darin mit einander abwechseln.

Kap. 8.

Was ist die Ursache von der Neigung der Welt?

Diogenes und Anaxagoras sagen, daß die Welt, nachdem sie gebildet und die Thiere aus der Erde hervorgebracht worden, zufälliger Weise eine Neigung nach ihrer mittägigen Seite bekommen habe; vielleicht könne dieß auch ein Werk der Vorsehung seyn, damit nach Beschaffenheit der Hitze, der Kälte und der Temperatur einige Theile der Welt unbewohnbar würden, andere hingegen bewohnt werden könnten. Empedokles behauptet, da die Luft der heftigen Wirkung der Sonne weichen mußte, hätte sich der Nordpol geneigt; auf solche Art wären die nördlichen Gegenden erhöhet, die südlichen aber erniedriget worden, und darnach hätte sich auch die ganze Welt gerichtet.

Kap. 9.

Ob außer der Welt ein Vakuum ist?

Pythagoras Schüler behaupten, daß außer der Welt ein Vakuum sey, in welches und aus welchem die Welt Athem hole. Auch die Stoiker nehmen ein unendliches Vakuum an, in das die Welt bey der allgemeinen Verbrennung sich auflösen wird. Poseidonius sagt im ersten Buche vom leeren Raume, das Vakuum sey nicht unendlich, sondern nur so groß, daß es zur Auflösung hinreiche. Aristoteles lehrt, es gebe ein Vakuum, 3) Plato hingegen behauptet, es sey weder außerhalb noch innerhalb der Welt ein Vakuum.

Kap. 10.

Welches ist die rechte, und welches die linke Seite der Welt?

Pythagoras, Plato und Aristoteles erklären die östliche Gegend, von welcher sich die Bewegung anfängt, für die rechte Seite der Welt, die westliche Gegend aber für die linke. Empedokles setzt die rechte Seite gegen die Sommerwende, und die linke gegen die Winterwende.

3) Da Aristoteles Phys. Auscult. B. 4. K. 8—14. gerade das Gegentheil vertheidigt, so ist wahrscheinlich hier durch ein Versehen der Abschreiber das Verneinungswort ουκ oder μη ausgelassen worden.

Kap. 11.

Vom Himmel, was dessen Substanz ist?

Anaximenes sagt, der Himmel sey der äußerste Umkreis der Erde. Empedokles nimmt an, er sey eine feste Masse, bestehe aus einer durchs Feuer nach Art des Eises verdichteten Luft, und umfasse in beyden Hemisphären die feurige und luftige Substanz. Nach Aristoteles besteht der Himmel aus dem fünften Körper, nach Andern, aus Feuer oder aus einer Mischung von Wärme und Kälte.

Kap. 12.

Von der Eintheilung des Himmels, in wie viel Zirkel er getheilt wird?

Thales, Pythagoras und dessen Schüler haben die ganze Himmelskugel in fünf Zirkel, die sie Zonen oder Gürtel nennen, getheilt. Der erste heißt der arktische Zirkel, der immer sichtbar ist; der zweyte, der nördliche Wendezirkel; der dritte, der Aequinoctialzirkel; der vierte, der südliche Wendezirkel, und der fünfte, der antarktische Zirkel, der unsichtbar ist. Zwischen den drey mittlern Zirkeln geht der sogenannte Zodiakus oder Thierkreis schief hindurch, und berührt sie alle drey. Der Mittagszirkel (Meridian) durchschneidet alle jene Zirkel nach geraden Winkeln vom Nordpol bis zu dem entgegengesetzten. Pythagoras soll der erste gewesen

wesen seyn, der die schiefe Richtung des Thierkreises wahrgenommen hat; aber Oenopides von Chius eignete sich die Ehre dieser Erfindung zu. 4)

Kap. 13.

Welches ist die Substanz der Sterne, und wie sind sie entstanden?

Thales glaubt, die Sterne seyen zwar erdartig, aber doch feurig. Nach Empedokles sind sie feurig und aus derjenigen Feuermaterie gemacht, welche der Aether in sich selbst enthält, und bey der ersten Absonderung der Elemente ausgestoßen hat. Anaxagoras behauptet, der die Erde umgebende Aether sey seiner Natur nach feurig. und reiße durch die Heftigkeit seines Umschwungs Felsenstücke von der Erde mit sich fort, die er vermittelst der Entzündung in Sterne verwandelt. Diogenes hält die Sterne für bimssteinartig, und betrachtet sie als Canäle, wodurch die Welt Athem holt. Eben dieser sagt auch, sie seyen glühende Steine, 5) die oft auf die Erde herabfallen und da verlöschen, wie jener steinichte Stern, der in feuriger Ge-

4) Nach Plinius B. 2. K. 6. hat Anaximander zuerst um die 58te Olympiade die Schiefheit des Thierkreises entdeckt. Auch sagt Diogenes Laert. B. 1. K. 1. 2. daß Thales schon Kenntniß von den Wendekreisen gehabt habe.

5) Im Texte stebt αφανεις λιθους, unsichtbare Steine. Da dies meines Erachtens ohne Sinn ist, so habe ich dafür die Reisk. Conjectur aufgenommen.

stalt bey Aegos Potamoi heruntergefallen ist. 6) Empedokles behauptete, die Fixsterne wären an das Eis oder den Krystall des Himmels gebunden, die Planeten aber nicht befestiget. Nach Platos Meynung sind die Sterne größtentheils feurig, doch enthalten sie auch etwas von den übrigen Elementen, das statt eines Leims dient. Xenophanes läßt sie aus entzündeten Wolken bestehen, so daß sie immer bey Tage verlöschen, des Nachts aber sich wie Kohlen wieder anfachen. Daher hält er auch den Aufgang und Untergang der Sterne für weiter nichts, als für eine Anzündung und Auslöschung; Heraklitus und die Pythagoräer machen jeden Stern zu einer Welt, die in dem unendlichen Raume eine Erde, eine Luft und einen Aether umfaßt. Diese Meynung wird auch in den orphischen Mysterien gelehrt, nach welchen jeder Stern eine besondere Welt ausmacht. Epikurus verwirft

6) Plinius gedenkt B. 2. K. 59. dieses Steins ebenfalls, und sagt, Anaxagoras habe im 2ten Jahre der 78sten Olympiade durch astronomische Kenntnisse vorhergesagt, um welche Zeit er vom Himmel fallen würde. Der Stein hatte die Größe einer fahrbaren Last, und sah wie verbrannt aus, weil eben damals ein Komet am Himmel brannte. Plinius führt noch mehrere solche Steine an, die vom Himmel sollten gefallen seyn und sorgfältig aufbewahrt wurden — Aegos Potami (Ziegenflüsse) war eine Stadt auf dem thrakischen Chersones, berühmt durch das Treffen, worin die Athener von den Lakedämoniern zur See gänzlich geschlagen worden.

wirft keine von diesen Behauptungen, indem er sich blos an die Möglichkeit hält.

Kap. 14.
Von der Figur der Sterne.

Nach der Meynung der Stoiker sind die Sterne kugelförmig, wie die Welt, die Sonne und der Mond. Kleanthes aber hält sie für kegelförmig. Anaximenes sagt, sie seyen wie Nägel an dem Krystall des Himmels angeheftet. Nach Andern sind sie glühende Bleche und gleichen den Gemälden.

Kap. 15.
Von der Ordnung der Sterne.

Xenokrates 7) glaubt, daß alle Sterne auf einer einzigen Fläche stehen, die übrigen Stoiker aber, daß einige einen höhern oder tiefern Stand haben als die andern. Demokritus stellt zuerst die Fixsterne, nach diesen die Planeten, dann die Sonne, den Morgenstern und den Mond. Nach Plato's Meynung kömmt nach den Fixsternen zuerst der Planet des Saturns, den er Phänon nennt, und auf diesen folgt der Phaethon oder der Jupiter. Der

7) Xenokrates war ein Schüler des Plato und also viel älter als die Schule der Stoiker. Vermuthlich ist dieser Name verfälscht und aus Zeno entstanden. Ein Stoiker Xenokrates ist wenigstens nicht bekannt.

dritte ist dann der Pyroeis, oder der Mars, der vierte der Heosphoros, (Lucifer) oder die Venus, und der fünfte der Stilbon oder der Merkur. 8) Die sechste Stelle hat die Sonne, und die siebente der Mond. Von den Mathematikern stimmen einige dem Plato bey, andere setzen die Sonne in die Mitte. Anaximander, Metrodorus von Chius und Krates behaupten, die Sonne habe den höchsten Platz, nach ihr komme der Mond, und unter diesen beyden stehen die Fixsterne und die Planeten.

Kap. 16.

Von dem Lauf und der Bewegung der Sterne.

Anaxagoras, Demokritus und Kleanthes behaupten, daß alle Sterne von Osten nach Westen laufen. Alkmäon und die Mathematiker nehmen an, daß die Planeten einen den Fixsternen entgegengesetzten Lauf haben, und von Westen nach Osten gehen. Nach Anaximander werden die Sterne von den Kreisen und Sphären, auf welchen jeder steht, fortgerissen. Anaximenes glaubt, daß die Sterne sich eben sowohl unter der Erde als um sie herum

8) Diese Benennungen der Planeten scheinen von den sichtbaren Eigenschaften derselben hergenommen zu seyn. So bedeutet Stilbon schimmernd, Heosphoros, die Morgenröthe bringend, Pyronis, feurig, Phaeton leuchtend, und Phänon sichtbar machend.

herum bewegen. Plato und die Mathematiker meynen, daß die Sonne, der Heosphoros, und der Stilbon einen gleichen Lauf haben.

Kap. 17.

Woher bekommen die Sterne ihr Licht?

Metrodorus glaubt, daß alle Fixsterne und Planeten von der Sonne erleuchtet werden. Nach Herakleitus und den Stoikern bekommen die Sterne ihre Nahrung durch die von der Erde aufsteigenden Ausdünstungen. Aristoteles aber sagt, die himmlischen Körper bedürfen keiner Nahrung, weil sie nicht vergänglich sondern ewig sind. Plato und die Stoiker sagen, die ganze Welt und die Sterne werden durch sich selbst ernähret.

Kap. 18.

Von den Sternen, welche Dioskuren heißen.

Xenophanes hält jene Arten von Sternen, welche über den Schiffen erscheinen, für leichte Wölkchen, die bey gewissen Bewegungen einen Glanz von sich geben. Nach Metrodorus sind es schimmernde Funken aus den Augen derer, die mit Furcht und Entsetzen vor sich hinsehen. 9)

9) Diese Sterne sind weiter nichts als elektrische Flammen, die bey heftigem Sturm und Donnerwetter um die Masten der Schiffe spielen. Man sieht sie gewöhn-

Kap. 19.

Von den Anzeigen der Sterne, und wie Sommer und Winter entsteht?

Plato behauptet, daß die Anzeigen des Sommers und Winters von dem Aufgang und Untergang der Sterne, nicht nur der Sonne und des Mondes, sondern auch der Planeten und Fixsterne herkomme. Nach **Anaximenes** hat der Mond hierbey gar keinen Einfluß, sondern sie rühren allein von der Sonne her. Nach **Eudoxus** und **Aratus** tragen alle Sterne gemeinschaftlich dazu bey. Letzterer sagt:

> Diese Zeichen hat Jupiter selbst am Himmel befestigt,
> Und mit göttlicher Weisheit die Bilder der Sterne geordnet,
> Daß sie könnten uns Menschen den Wechsel der Zeiten verkünden. 10)

gewöhnlich als Zeichen an, daß der Sturm seinen höchsten Grad schon erreicht hat, oder doch bald erreichen wird. Die Alten nannten sie die Dioskuren, Kastor und Pollux, auch Helena; bey den Neuern aber heißen sie das Feuer von St. Elmo, St. Peters Feuer, Nikolausfeuer, auch Corpo Santo, woraus die englischen Matrosen Compasant gemacht haben. Eine Beschreibung dieser Erscheinung findet man in Portlocks Reise an die Nordwestküste von Amerika. Th. 2. S. 297. der Octav. Ausg.

10) Aus Aratus Gedichte Phänomena. V. 10. ff.

Kap. 20.

Von der Substanz der Sonne.

Anaximander behauptet, die Sonne sey eine acht und zwanzigmal größere Scheibe als die Erde, dem Umfange nach einem Wagenrade gleich, hohl und voller Feuer; an einem Theile derselben befinde sich eine Oeffnung, durch welche das Feuer herausdringt, wie durch das Loch einer Flöte. Xenophanes meynt, die Sonne sey eine aus kleinen Feuern, die von den feuchten Ausdünstungen entstehen, zusammengesetzte Masse, oder auch eine entzündete Wolke. Die Stoiker halten sie für einen feurigen mit Verstand begabten Körper, der aus dem Meere entstanden ist. Nach dem Plato besteht sie größtentheils aus Feuer. Nach Anaxagoras, Demokritus und Metrodorus ist sie ein feuriger Klumpen, oder ein glühender Stein. Aristoteles macht sie zu einer, aus dem fünften Körper oder Element gebildeten Kugel. Philolaus, der Pythagoräer, nimmt an, die Sonne sey eine glasartige Scheibe, welche den Widerschein des in der Welt befindlichen Feuers aufnimmt, und das Licht wie durch ein Sieb zu uns herüberschickt. Man müsse also das Wort Sonne in einer dreyfachen Bedeutung nehmen: erstlich für die Feuermaterie am Himmel; dann für den Widerschein derselben und den Körper, der wie ein Spiegel diesen aufnimmt; drittens für den Glanz, der von dem Spiegel durch die Refraction bis zu uns verbreitet wird, und den

wir

wir gewöhnlich die Sonne nennen, gleichsam das Bild eines Bildes. Nach Empedokles giebt es zwey Sonnen; die eine ist das elementarische Feuer, welches sich in der andern Hemisphäre der Welt befindet, diese Hemisphäre anfüllt, und immer seinem Widerschein gegenüber steht; die andere ist diejenige, welche wir sehen, ein Widerschein von der ersten in dieser, mit einer Mischung aus Luft und Wärme angefüllten, Hemisphäre, der von dem Erdenrund durch Refraction in die krystallartige Sonne fällt, und durch die Bewegung der Feuermaterie mit herumgetrieben wird; mit einem Worte, die Sonne ist der Widerschein des die Erde umgebenden Feuers. Epikurus lehrt, sie sey eine aus Erde zusammengesetzte Masse, wie ein Bimsstein oder Schwamm, durchlöchert und vom Feuer entzündet.

Kap. 21.

Von der Größe der Sonne.

Anaximander sagt, die Sonne sey so groß, als die Erde, aber der Zirkel, von dem sie die Aushauchung hat, und auf welchem sie getragen wird, sey acht und zwanzigmal größer als die Erde. Nach Anaxagoras ist sie viel größer als der Peloponnes. Nach Herakleitus hat sie nur die Breite eines Menschenfußes. Epikurus hingegen sagt, alle diese angeführten Meynungen könnten wahr seyn; es sey möglich, daß die Sonne so groß ist, als sie uns vorkömmt, vielleicht ein wenig größer, vielleicht auch ein wenig kleiner.

Kap. 22.
Von der Figur der Sonne.

Anaximenes sagt, die Sonne sey breit wie ein Blech. Nach Herakleitus hat sie die Figur eines Nachens, und ist etwas eingekrümmt. Die Stoiker geben ihr die Figur einer Kugel, so wie der Welt und den Sternen. Epikurus hält alles Vorhergesagte für möglich.

Kap. 23.
Von den Sonnenwenden.

Anaximenes glaubt, daß die Gestirne durch den Widerstand der verdichteten Luft aus ihrer Bahn getrieben werden; Anaxagoras aber durch den Stoß der um den Nordpol befindlichen Luft, welche von der Sonne selbst zusammengepreßt wird, und so durch die Verdichtung größere Stärke erhält. Nach Empedokles wird die Sonne von der sie umgebenden Sphäre, eines Theils auch von den tropischen Zirkeln gehindert, immer in gerader Richtung fortzugehen. Diogenes behauptet, die Sonne werde von der Kälte, die der Wärme entgegenwirkt, ausgelöscht. Die Meynung der Stoiker ist, die Sonne richte sich in ihrem Laufe nach dem Raume der darunter liegenden Nahrung; diese sey der Ocean und die Erde, deren Ausdünstungen ihr zum Unterhalte dienen. Plato, Pythagoras und Aristoteles sagen, die Sonne habe einen schiefen Lauf wegen der Schiefheit des Thierkreises, durch den sie geht, und der

die

die Wendezirkel gleichsam als Trabanten zur Bedeckung hat. Dies alles kann die (künstliche) Sphäre am besten erläutern.

Kap. 24.
Von der Sonnenfinsterniß.

Thales lehrte zuerst, die Sonne werde verfinstert, wenn der Mond, der von erdartiger Substanz ist, senkrecht unter ihr weggeht; dieß sehe man deutlich, wenn man ein Gefäß (voll Wasser) wie einen Spiegel darunter stellt. Anaximander behauptet, die Sonnenfinsterniß erfolge, wenn die Oeffnung, aus welcher das Sonnenfeuer herauskömmt, verschlossen wird. Herakleitus leitet sie von der Umwendung des nachenähnlichen Körpers her, wenn nämlich der hohle Theil oben und der gekrümmte unten gegen unser Gesicht zu stehen kömmt. Xenophanes sagt, die Sonne verlösche ganz bey der Verfinsterung, und gegen Osten hin bilde sich dann wieder eine andere. Dieser führt auch eine Sonnenfinsterniß an, die einen ganzen Monat dauerte, und noch eine andere so totale, daß der Tag völlig in Nacht verwandelt wurde. Einige halten sie für eine Verdichtung der Wolken, die unsichtbar vor die Sonne treten. Aristarchus rechnet die Sonne unter die Fixsterne, läßt die Erde sich um den Sonnenzirkel bewegen, und durch deren Neigungen die Scheibe verfinstert werden. Xenophanes meynt, es gebe viele Sonnen und Monde, nach den verschiedenen Strichen, Abschnitten, und Zonen

der

der Erde. Zu einer gewissen Zeit gerathe die Sonnenscheibe in einen von uns nicht bewohnten Erdstrich, und solchergestalt leide sie, da sie gleichsam in einen leeren Raum eintritt, eine Verfinsterung. Eben dieser nimmt auch an, daß die Sonne bis ins Unendliche gerade fortgehe, aber der Entfernung wegen im Kreise zu laufen scheine.

Kap. 25.

Von der Substanz des Mondes.

Anaximander glaubt, der Zirkel des Mondes sey neunzehnmal größer als die Erde, und wie die Sonne, voller Feuer. Eben dieser behauptet, der Mond werde durch die Umdrehungen seines Rades verfinstert; denn er gleiche einem Wagenrade, das einen hohlen mit Feuer angefüllten Umfang hat, aus welchem das Feuer durch eine einzige Oeffnung hervordringt. Xenophanes hält ihn für eine verdichtete Wolke; die Stoiker für eine Mischung aus Feuer und Luft. Nach Platos Meynung besteht er größtentheils aus erdartiger Materie. Nach Anaxagoras und Demokritus ist er eine feste, glühende Masse, die Berge, Ebenen und Schlünde in sich enthält. Herakleitus sagt, der Mond sey eine mit Nebel umgebene Erde, und Pythagoras, der Körper des Mondes gleiche einem Spiegel.

Kap. 26.
Von der Grösse des Mondes.

Die Stoiker behaupten, er sey, wie die Sonne, größer als die Erde. Nach Parmenides ist er eben so groß als die Sonne, und wird von ihr erleuchtet.

Kap. 27.
Von der Figur des Mondes.

Nach der Meynung der Stoiker ist der Mond wie die Sonne, kugelförmig. Empedokles giebt ihm die Figur eines Diskus; 11) Heraklitus, die Figur eines Nachens; noch Andere, die eines Cylinders.

Kap. 28.
Von den Erleuchtungen des Mondes.

Anaximander behauptet, der Mond habe sein eigenes Licht, dieß sey aber dünner und schwächer als das der Sonne. Auch Antiphon sagt, der Mond leuchte mit seinem eigenen Licht; der verborgene Theil desselben werde durch die Nähe der Sonne verdunkelt, weil das stärkere Feuer immer das schwächere zu verdunkeln pflegt; eben dieß begegne auch den andern Gestirnen. Thales und seine Schüler lehren, der Mond werde von

11) Der Diskus war eine Wurfscheibe von Holz, Stein, auch Metall, und hatte mehrentheils die Form einer Linse.

von der Sonne erleuchtet. Nach Herakleitus verhält sichs mit dem Monde gerade so wie mit der Sonne. Beyde sind nachenförmige Sterne, die ihren Glanz von den feuchten Ausdünstungen empfangen und deshalb uns erleuchtet vorkommen; doch ist die Sonne heller und glänzender, weil sie durch eine reinere Luft geht, der Mond hingegen schwebt in einer trüben Luft und hat daher auch einen schwächern Schein.

Kap. 29.

Von der Mondfinsterniß.

Anaximander leitet die Mondfinsterniß her von der Verstopfung der Mündung in dem Rade. Berosus, von der Richtung der feuerlosen Seite gegen unser Gesicht. Herakleitus, von der Umwendung des nachenförmigen Körpers. Einige Pythagoräer nehmen hierbey einen Widerschein und dessen Unterbrechung bald von unserer bald von der entgegengesetzten Erde an. 12). Die Neueren sagen, die Mondfinsterniß rühre von der Verzehrung des Feuers her, welches sich nach und nach regelmäßig entzündet, bis es den ganzen Vollmond bewirkt hat, und sich dann

12) Um die Zahl der Weltkörper bis zu zehn zu erheben, behaupteten die Pythagoräer, daß es eine Gegenerde, ἀντίχθων, d. h. eine der von uns bewohnten entgegengesetzte Erde, gebe, über die aber die Alten selbst sehr verschiedener Meynung sind. S. H. Tiedemann erste Philosophen Griechenlands. S. 455.

dann wieder in gleichem Verhältniß vermindert, bis zur Zusammenkunft mit der Sonne, wo es gänzlich verlischt. Plato, Aristoteles, die Stoiker und die Mathematiker behaupten einstimmig, daß die monatlichen Verdunkelungen des Mondes erfolgen, wenn der Mond mit der Sonne in Verbindung kömmt, und von deren Strahlen umleuchtet wird; die Finsternisse hingegen, wenn er in den Schatten der Erde tritt, die zwischen beyde Sterne in die Mitte kömmt, oder vielmehr sich gerade vor den Mond hinstellt.

Kap. 30.

Von dem Scheine des Mondes, und warum er uns erdartig vorkömmt.

Die Pythagoräer sagen, der Mond scheine erdartig zu seyn, weil er eben so, wie unsere Erde bewohnt wird, jedoch von weit größern Thieren und schönern Pflanzen. Denn nach der Meynung dieser Philosophen sind die Thiere im Monde funfzehnmal größer und stärker, und sondern keine überflüssigen Theile ab; auch der Tag ist dort um eben so viel länger. Anaxagoras sagt, die Ungleichheit im Monde rühre von der Zusammensetzung her, weil Kälte und Erdmaterie mit darunter gemischt sey; denn die feurigen Theile wären mit finstern verbunden. Daher schreibe man auch dem Monde ein falsches Licht zu. Die Stoiker behaupten, daß wegen Verschiedenheit der Substanz die Masse des Mondes vom Untergange nicht frey sey.

Kap. 31.

Von der Entfernung des Mondes von der Sonne.

Empedokles sagt, der Mond sey von der Sonne zweymal so weit entfernt als von der Erde; die Mathematiker aber, achtzehnmal so weit. Eratosthenes nimmt an, die Sonne sey von der Erde vier Millionen und achtzigtausend Stadien, der Mond aber von der Erde sieben hundert und achtzig tausend Stadien entfernt.

Kap. 32.

Wie groß das Jahr eines jeden Planeten ist, und von dem großen Jahre.

Das Jahr 13) des Saturns ist eine Periode von dreyßig, das des Jupiters von zwölf und des Mars von zwey Jahren. Das Jahr der Sonne besteht aus zwölf Monaten. Eben so lang sind auch die Jahre des Merkurs und der Venus, denn beyde haben einen gleichen Lauf. Das Jahr des Mondes beträgt dreyßig Tage. Dieser Zeitraum macht einen vollkommenen Monat, von der ersten Erscheinung des Mondes bis zu seiner Zusammenkunft mit der Sonne.

13) Unter Jahr ist hier die Zeit zu verstehen, welche jeder Planet zu seinem Umlaufe braucht.

Das große Jahr 14) besteht nach einigen aus acht, nach andern aus neunzehn, nach noch andern aus viermal so vielen Jahren. Einige berechnen es auf neun und funfzig Jahre. Herakleitus rechnet darauf achtzehntausend Sonnenjahre; Diogenes drey hundert fünf und sechzig solcher Jahre, als Herakleitus angenommen hat. Noch andere lassen es aus siebentausend siebenhundert und sieben und siebenzig Sonnenjahren bestehen.

14) Von den verschiedenen Meynungen der alten Philosophen über die Dauer des großen Jahres ist das nöthige bey der Abhandlung über den Verfall der Orakel Th. 4. S. 118. erinnert worden.

Die Lehrmeynungen der Philosophen.

Drittes Buch.

Nachdem ich in den vorhergehenden Büchern die Lehre von den himmlischen Körpern, deren Gränze der Mond ist, kürzlich abgehandelt habe, so wende ich mich nun zu den Meteoren, das ist, denjenigen Dingen, die sich von dem Kreise des Mondes bis zu dem Stande der Erde erstrecken, die, wie man glaubt, in dem Umfange der Sphäre den Mittelpunkt einnimmt. Ich mache also den Anfang

Kap. 1.
Von der Milchstraße.

Darunter versteht man den wolkenähnlichen Kreis, der in der Luft immer sichtbar ist, und von der weißen Farbe den Namen Milchstraße bekommen hat. Einige Pythagoräer behaupten, es sey die feurige Bahn eines Sterns, der sich, als Phaethon die Welt in Brand steckte, von seinem Platze losgerissen, und den ganzen Raum, durch den er im Kreise fuhr, entzündet hat. Andere glauben, die Sonne habe hier im An-

fange ihre Bahn gehabt. Nach andern ist es blos eine spiegelartige Erscheinung, indem sich die Sonnenstrahlen gegen den Himmel brechen, wie es auch beym Regenbogen und bey den Wolken der Fall ist. Metrodorus sagt, die Milchstraße sey eine Wirkung von dem Durchgange der Sonne, welche durch diesen Kreis ihren Lauf nehme. Parmenides, die Mischung des Dichten und Lockern verursache die Milchfarbe. Nach Anaxagoras fällt der Erdschatten wider diesen Theil des Himmels, wenn die unter der Erde stehende Sonne nicht alles erleuchtet. Demokritus hält sie für eine Vereinigung der Strahlen von vielen kleinen dicht zusammenstehenden Sternen, die sich einander erleuchten. Aristoteles für eine große, entzündete Masse trockener Dünste, folglich für ein Haar von Feuer unterhalb des Aethers und tief unter den Planeten. Poseidonius für eine feurige Masse, die lockerer *) ist, als ein Stern, aber dichter als ein bloßer Lichtstrahl.

Kap. 2.
Von Kometen, Sternschnuppen und Feuerbalken.

Einige aus Pythagoras Schule behaupten, der Komet sey einer von den Sternen, die nicht immer sichtbar sind, sondern periodisch nach einer bestimmten Zeit aufgehen. Andere, eine Brechung

*) Λαμπροτερων muß ohne Zweifel in λαπαροτερων verwandelt werden.

Brechung unſers Geſichtes gegen die Sonne, ähnlich den Erſcheinungen im Spiegel. Anaxagoras und Demokritus, eine Zuſammenkunft zweyer oder mehrerer Sterne, deren Strahlen ſich mit einander vereinigen. Ariſtoteles, eine Maſſe trockener Ausdünſtungen, die ſich entzünden. Strato hält den Kometen für das Licht eines Sterns, das in eine dichte Wolke eingeſchloſſen iſt, und dem Licht in einer Laterne gleicht. Herakleides der Pontiker, für eine hochſtehende Wolke, die von einem in der Höhe befindlichen Lichte erleuchtet wird. Eben dieſe Erklärung giebt er auch von dem Bartſtern, 1) von dem Hof um die Sterne, von Feuerbalken, 2) Feuerſäulen, und andern ähnlichen Erſcheinungen, die er, wie alle Peripathetiker, von den verſchiedenen Figuren, die die Wolke annimmt, herleitet. Nach Epigenes iſt der Komet ein mit Erde vermiſchter Wind, der ſich in die obern Regionen erhebt, und dort entzündet wird. Nach Boethus, eine Erſcheinung oder Bild einer losgelaſſenen Luft. Diogenes hält die Kometen für wirkliche Sterne. Anaxagoras behauptet, die ſogenannten Sternſchnuppen ſchießen wie Funken von dem Aether

1) Im Griechiſchen Πωγωνιας, ein Stern, der an ſeiner hintern Seite eine lange, bartähnliche Mähne hat. S. Plinius B. 2. K. 22.

2) Dieſes Meteor heißt im Griechiſchen δοκις oder δοκος, ein feuriger Balken. Plinius gedenkt deſſelben ebenfalls B. 2. K. 26.

herab; dieß sey auch die Ursache, warum sie sogleich verlöschen. Metrodorus nimmt an, daß die Sonne, wenn sie mit Gewalt auf eine Wolke fällt, Funken herum sprühe. Nach Xenophanes rühren alle dergleichen Erscheinungen von der Vereinigung oder Bewegung entzündeter Wolken her.

Kap. 3.

Vom Donner, Wetterleuchten, Blitze, vom heißen Sturmwind und Windwirbel.

Anaximander glaubt, die Ursache von allen diesen Wirkungen sey die Luft. Wenn sie in einer dichten Wolke eingeschlossen ist, und dann wegen der Feinheit und Leichtigkeit ihrer Theile mit Gewalt durchbricht, so verursache die Zerreißung den Knall, der Riß aber mitten in der schwarzen Wolke gebe das Leuchten. Metrodorus sagt, wenn die Luft in eine durch ihre Dichtheit zusammengepreßte Wolke eindringt, bringt sie durch das Zerbrechen derselben den Knall, durch den Stoß und die Trennung das Leuchten hervor. Die Schnelligkeit ihrer Bewegung macht, daß sie von der Sonne einen hohen Grad von Hitze annimmt, und dann schlägt der Blitz ein; ist hingegen der Blitz zu schwach, so entsteht daraus blos ein heißer Wind. Anaxagoras sagt, wenn das Warme dem Kalten, das heißt, ein ätherischer Theil einem luftigen begegnet, so verursacht er durch

das

das Geräusch des Zusammenstossens den Donner, durch seine gegen die Schwärze des wolkenartigen Theils abstechende Farbe das Wetterleuchten, durch die Menge und Stärke des Feuers den Blitz; ist das Feuer von festerer Consistenz, als die Wolke, so bringt es den Typhon 3) oder Wirbelwind, ist es aber wolkenartig, den heißen Sturmwind hervor. Nach den Stoikern ist der Donner ein Zusammenstossen der Wolken, das Wetterleuchten eine vom Reiben entstandene Entzündung; die schnellere Wirkung derselben giebt den Blitz, die langsamere aber den heißen Wind. Aristoteles nimmt auch hierbey die trockene Ausdünstung zur Ursache an. Wenn diese, sagt er, der feuchten in den Weg kommt, und sich mit Gewalt einen Ausgang verschafft, so entsteht durch das Reiben und Zerreißen (der Wolke) der Knall des Donners, und durch die Entzündung der trocknen Dünste der Blitz. Der heiße Wind und

3) Auch noch heutiges Tages bezeichnet man den, den Schiffen höchst gefährlichen Wirbelwind oder Windsbraut mit dem Namen Tiffun, Tuffun, oder Taifun. Eine Beschreibung desselben findet man in Capitain Meares zweyten Reise nach der Nordwestküste von Amerika, herausgegeben von J. G. Forster Th. r. S. 113. f. der Octavausgabe. Dergleichen Tiffuns sind besonders in den Meeren um China und Japan bey dem halbjährigen Wechsel der Monsuns gewöhnlich. Man vergleiche Plinius B. 2. K. 49. 10. wo auch von dem heißen Sturmwind oder Prester geredet wird.

der Wirbelwind rühren von dem Uebermaaße der Materie her, welche beyde, ersterer die heißere, letzterer die dichtere an sich ziehen.

Kap. 4.
Von Wolken, Regen, Schnee und Hagel.

Nach Anaximenes entstehen die Wolken, wenn die Luft im höchsten Grade verdichtet wird; durch die zunehmende Zusammendrängung derselben werden dann die Regentropfen herausgepreßt. Der Schnee entsteht, wenn das herabfallende Wasser gefrieret, der Hagel aber, wenn es von einem kalten Winde plötzlich gefaßt wird. Metrodorus leitet die Wolken von den wässerichten Ausdünstungen her, die von der Erde emporsteigen; Epikurus aber von Dämpfen. Dieser glaubt auch, daß der Hagel und die Regentropfen deswegen eine runde Form haben, weil die scharfen Ecken während des langen Fallens abgeschlagen werden.

Kap. 5.
Vom Regenbogen.

Unter den Lufterscheinungen existiren einige der Substanz nach, wie der Regen und Hagel, andere nur dem Scheine nach, ohne eine wirkliche Subsistenz zu haben. So scheint zum Beyspiel, wenn wir auf der See fahren, das Ufer des Landes in Bewegung zu seyn. Auch der Regenbogen ist nur etwas scheinbares. Plato sagt,

die

die Menschen hätten ihn zu einem Kinde des Thaumas gemacht, weil sie ihn vor Bewunderung anstaunten. 4) Homer singt von ihm:

Wie Kronion Zeus am Himmel die purpurne Iris
Spannet den Sterblichen — 5).

Daher haben auch einige die Fabel erdichtet, Iris oder der Regenbogen habe den Kopf eines Stieres und schlürfe die Flüsse aus. Wie entsteht nun aber der Regenbogen? Wir sehen die Gegenstände entweder nach geraden, oder nach krummen, oder nach gebrochenen Linien, die den Augen verborgen, körperlos und nur der Vernunft sichtbar sind. In geraden Linien sehen wir die Dinge in der Luft, auch durch Horn und durchsichtige Steine, weil diese Körper aus sehr feinen Theilen zusammengesetzt sind. Krumme Linien sehen wir im Wasser entstehen; denn unser Gesicht beugt sich da mit Gewalt wegen der dichtern Materie des Wassers. Daher kömmt es, daß ein Ruder, welches wir von ferne im Meere sehen, gebogen zu seyn scheint. Die dritte Art zu sehen, geschieht in gebrochenen Linien, wie in den Spiegeln. Diese Bewandniß hat es mit dem Regenbogen. Man muß

4) Die Stelle des Plato ist im Theätetus Th. 2. S. 76. der Zweybr. Ausgabe. Thaumas war, der Mythologie zu Folge, ein Sohn des Okeanus, oder, nach Apollodorus B. 1. K. 2. des Pontus und der Tellus. Sein Name ist hergeleitet von θαυμάζειν, bewundern.

5) Im 17ten B. der Iliade, V. 547.

muß sich nämlich vorstellen, daß die feuchten Ausdünstungen sich in eine Wolke und dann allmählich in kleine Wassertropfen verwandeln. Wenn nun die Sonne sich ihrem Untergange nähert, so muß nothwendig jeder Regenbogen der Sonne gegen über stehen, da unser, auf die Wassertropfen fallendes Gesicht gebrochen wird, woraus eben der Regenbogen entsteht. Diese Tropfen aber bilden nicht die Form des Regenbogens, sondern nur seine Farben. Die erste Stelle hat immer die rothe Farbe, dann kömmt die purpurne, *) und zuletzt die blaue und grüne. Die rothe Farbe rührt vermuthlich daher, weil der helle und glanzvolle Strahl der Sonne, wenn er auf die Regentropfen fällt, und sich darin bricht, das Roth hervorbringt. Der zweyte Theil des Strahls, der durch die Tropfen schon etwas trüber und matter wird, giebt die Purpurfarbe, welche blos ein schwächerer Grad des Roth ist. Wenn dann der Strahl noch mehr getrübt und verdunkelt wird, so bildet er zuletzt das Grün. Diese Erklärung läßt sich durch Thatsachen rechtfertigen. Wenn man Wasser in den Mund faßt, und es der Sonne gegenüber ausspritzt, so daß sich die Sonnenstrahlen in den Tropfen brechen können, so wird man einen Regenbogen entstehen sehen. Etwas ähnliches begegnet denjenigen, die böse Augen haben, wenn sie ins Licht sehen.

Ana-

*) Unter der Purpurfarbe ist hier, wie sich aus dem Folgenden ergiebt, eine sehr hochrothe, ins Gelbe fallende Farbe zu verstehen.

Anaximenes sagt, der Regenbogen entstehe, wenn die Sonne wider eine dicke, feste und schwarze Wolke scheint, weil dann ihre Strahlen, die sich auf der Oberfläche vereinigen, nicht hindurchdringen können. Anaxagoras glaubt, der Regenbogen sey eine Refraction des Sonnenlichts auf einer dichten Wolke, und stehe allemal der Sonne gegen über, welche diese Wolke zu einer Art von Spiegel macht. Auf gleiche Weise erklärt er auch die sogenannten Nebensonnen, die oft im Pontus gesehen werden. Metrodorus behauptet, wenn die Sonne durch Wolken hindurch scheint, nehme die Wolke die blaue, der Strahl aber die rothe Farbe an.

Kap. 6.
Von den Stäben.

Die Phänomene der Stäbe 6) und Gegensonnen haben theils eine wirkliche Existenz, theils sind sie nur etwas scheinbares. Es sind nemlich Wolken, die nicht nach ihrer natürlichen Farbe, son-

6) Im Griechischen ῥάβδοι, welches Xylander durch virgæ, Amyot und Ricard durch verges übersetzen. Letzterer hat nicht für gut gefunden, ob er gleich sonst dieser Schrift sehr weitläuftige Anmerkungen aus Corsini beyfügt, über diese verges etwas zu sagen. Ohne Zweifel ist hier jenes Meteor zu verstehen, wo die Strahlen der untergehenden Sonne zwischen vorstehenden Wolken hindurchstechen, und von dem man zu sagen pflegt: die Sonne zieht Wasser, es wird morgen Regen kommen.

sondern nach einer andern, die erst durch die Beleuchtung entsteht, gesehen werden. Bey allen diesen Phänomenen sind sowohl die natürlichen als die zufälligen Eigenschaften immer die nämlichen.

Kap. 7.

Von den Winden.

Anaximander hält den Wind für einen Strom der Luft, deren feinsten und feuchtesten Theile von der Sonne bewegt oder geschmolzen worden. Auch die Stoiker sagen, jeder Wind sey ein Luftstrohm. Nach der Verschiedenheit der Gegend, wo die Winde herkommen, haben sie auch verschiedene Namen. So heißt derjenige, der von der Dunkelheit 7) und dem Untergange der Sonne herwehet, Zephyros; der vom Aufgange der Sonne, Apeliotes; 8) der vom Bärengestirn, Boreas, und der von den mittäglichen Gegenden, Libs. Metrodorus sagt, der heftige Zug der Winde entstehe durch die von der Sonne bewirkte Entzündung der wässerichten Dünste. Das Wehen der etesischen Win-

7) Der Verfasser bedient sich hier des Worts ζοφος, Finsterniß, um anzuzeigen, daß ζεφυρος davon hergeleitet werde. Zephyrus war bekanntlich der Westwind.

8) Von απο von, und ηλιος die Sonne, der Ostwind, Boreas ist der Nordwind, und Libs der Südwind.

Winde 9) leitet eben dieser daher, weil die um den Nordpol verdichtete und zusammengedrängte Luft der um die Sonnenwende zurückkehrenden Sonne nachströmt.

Kap. 8.
Vom Sommer und Winter.

Empedokles und die Stoiker behaupten, der Winter entstehe, wenn die Luft durch ihre Verdichtung die Oberhand gewinnt, und nach den obern Regionen wirkt; der Sommer hingegen, wenn das Feuer die Oberhand behält, und sich in die niedern Regionen drängt.

Nachdem ich von den Lufterscheinungen zur Genüge gehandelt habe, so gehe ich nunmehr zu den die Erde betreffenden Dingen über.

Kap. 9.
Von der Erde, deren Natur und Größe.

Thales und seine Schüler behaupten, es gebe nur eine Erde. Der Pythagoräer Oeletes nimmt zwey Erden an, diese, die wir bewohnen, und die Antichthon, oder die entgegengesetzte Erde. Die Stoiker sagen, es sey nur eine Erde, und diese begrenzt. Nach Xenophanes ist der untere Theil der Erde in eine unendliche Tiefe eingewur-

9) Etesische Winde (Hundstagswinde) hießen diejenigen, die in den Ländern am mittelländischen Meere jährlich im Julius und Augustus von Norden herwehen.

wurzelt, sie selbst aber aus Luft und Feuer zusammengesetzt. Nach Metrodorus ist die Erde der Bodensatz und gleichsam die Hefe des Wassers; die Sonne aber der Bodensatz der Luft.

Kap. 10.

Von der Figur der Erde.

Thales, die Stoiker, und die ihnen folgen, behaupten, die Erde sey kugelförmig, Anaximander, sie gleiche einem Stein, oder einer flachen Säule. Nach Anaximenes, hat sie die Figur eines Tisches, nach Leukippus, die einer Pauke. Demokritus sagt, sie sey der Breite nach diskusförmig, in der Mitte aber hohl.

Kap. 11.

Von der Stellung der Erde.

Thales Schüler setzen die Erde in die Mitte. Nach Xenophanes hat sie unter den Weltkörpern den ersten Platz, und ihre Wurzeln reichen in das Unendliche. Der Pythagoräer Philolaus behauptet, in der Mitte befinde sich das Feuer, denn dieses sey der Heerd des Universums; den zweyten Platz habe die Antichthon, den dritten, die von uns bewohnte Erde, welche in entgegengesetzter Richtung von jener steht und sich herum dreht, so daß die Bewohner der einen von den Bewohnern der andern nicht gesehen werden können.

Kap. 12.
Von der Neigung der Erde.

Leukippus sagt, die Erde habe sich nach der mittäglichen Seite hingeneigt, wegen der in den mittäglichen Theilen herrschenden Lockerheit. Denn die mitternächtlichen Theile seyen durch die heftige Kälte verdichtet, die entgegengesetzten aber durch die Hitze der Sonne entzündet. Demokritus meynt, weil die Luft, die die mittäglichen Theile umgiebt, viel schwächer ist, so hat sich die an dieser Seite immer zunehmende und schwerer werdende Erde nach derselben geneigt. Denn die nördlichen Theile sind äußerst kalt, die südlichen aber temperirt. Die Erde muß also an dieser Seite schwerer seyn, weil die vielen daselbst wachsenden Früchte ihre Masse immer vermehren.

Kap. 13.
Von der Bewegung der Erde.

Einige behaupten, die Erde stehe still; der Pythagoräer Philolaus aber, sie bewege sich, um das Centralfeuer in einem schiefen Zirkel eben so, wie Sonne und Mond. Herakleides der Pontiker, und Ekphantus der Pythagoräer, nehmen an, die Erde bewege sich, doch nicht so, daß sie von einem Orte zum andern fortgehet, sondern nur im Kreise um ihren eigenen Mittelpunkt, wie ein an der Achse befestigtes Rad, und zwar von Abend nach Morgen. Demokritus

sagt, die Erde sey anfangs wegen ihrer Kleinheit und Leichtigkeit herumgetrieben, hernach aber, da sie mit der Zeit dichter und schwerer geworden, stehen geblieben.

Kap. 14.
Von der Eintheilung der Erde, wie viel sie Zonen hat.

Nach Pythagoras ist die Erde eben so wie die Himmelskugel in fünf Zonen oder Kreise getheilt; diese sind der arktische, der der Sommerwende, der der Nachtgleiche, der der Winterwende und der antarktische. Die mittlere Zone bestimmt die Mitte der Erde und heißt deswegen die heiße. Nur die beyden, die von dem Sommer- und Winterwendezirkel begrenzt werden, können, weil sie temperirt sind, bewohnt werden. Parmenides ist der erste, der die bewohnbaren Gegenden der Erde nach den Wendezirkeln bestimmt hat. 10)

Kap. 15.
Von den Erdbeben.

Thales und Demokritus schreiben die Erdbeben dem Wasser zu. Die Stoiker sagen, das Erdbeben entstehe, wenn die in die Erde eingeschlossene Feuchtigkeit in Luft aufgelöset wird, und dann mit Gewalt herauszudringen sucht.

Ana-

10) Dies letztere habe ich mit H. Prof. Beck aus dem 11ten Kap., wo es nicht hingehört, hierher gezogen.

Anaximenes erklärt die Trockenheit und die Feuchtigkeit für die Ursache der Erdbeben; jene werde durch große Hitze, diese durch heftige Regengüsse erzeugt. Nach Anaxagoras ist die Ursache des Erdbebens die in die Erde eindringende Luft, welche, wenn sie an die dichte Oberfläche anstößt, und keinen Ausweg finden kann, die sie umschließende Gegend mit Gewalt erschüttert. Aristoteles leitet es von dem Widerstande der Kälte her, welche die Erde auf allen Seiten unten und oben umgiebt. Die Wärme, sagt er, strebt vermöge ihrer Leichtigkeit emporzusteigen; wenn also der trocknen Ausdünstung der Weg versperrt wird, bringt sie durch das Bestreben durchzubrechen, und vermittelst der wirbelnden Bewegungen die Erschütterung hervor. Metrodorus behauptet, kein Körper werde an dem ihm eigenen Orte beweget, außer wenn ein anderer ihn anstößt, oder mit Gewalt fortzieht; folglich könne auch die Erde, die sich an dem, von der Natur ihr angewiesenen Orte befindet, nicht bewegt werden, aber es geschehe zuweilen, daß einige ihrer Theile an einander stoßen. Nach Parmenides und Demokritus bleibt die Erde, weil sie überall gleich weit (von der Sonne absteht) immer im Gleichgewicht, und hat also keine Ursache, warum sie sich mehr auf diese als auf jene Seite neigen sollte; folglich kann sie nur erschüttert, aber nicht von der Stelle gerückt werden. Anaximenes sagt, die Erde schwebe ihrer Breite wegen auf der Luft, andere behaupten, auf dem Wasser, so etwa, wie Tafeln

oder Breter auf den Wassern schwimmen, und daher rühre ihre Bewegung. Plato nimmt sechs verschiedene Arten der Bewegung an, hinauf, hinab, rechts, links, vorwärts, hinterwärts, und behauptet, die Erde könne sich nach keiner von diesen Richtungen bewegen, da sie in dem ganzen Universum den untersten Platz einnimmt; sie bleibe also unbeweglich, weil gar nichts sie veranlaßt, sich mehr auf die eine, als auf die andere Seite zu neigen, aber gewisse Theile derselben sind ihrer Lockerheit wegen der Erschütterung fähig. Epikurus sagt, es sey möglich, daß die Erde von der dicken, wässerichten Luft, die unter ihr ist, durch heftige Stöße und Schläge bewegt wird; sie könne aber auch, da sie an ihren untern Theilen voller Rizzen ist, von den durchstreichenden und in die höhlenartige Vertiefungen eindringenden Winden erschüttert werden.

Kap. 16.

Von dem Meere, wie es entstanden, und warum es bitter ist?

Anaximander sagt, das Meer sey ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Feuchtigkeit, deren größter Theil vom Feuer ausgetrocknet worden, das übriggebliebene aber der Hitze wegen seine Natur verändert hat. Anaxagoras glaubt, daß, nachdem die ursprüngliche über dem Erdboden stehende Feuchtigkeit von dem Umschwung der Sonne entzündet worden, und deren fetten

Theile

Theile verdampft wären, der Rest derselben einen bittern und salzichten Geschmack bekommen habe. Nach **Empedokles** ist das Meer der Schweiß der von der Sonne entzündeten Erde, der, weil er die Oberfläche abspült, das Wasser salzicht macht. Nach **Antiphon**, der Schweiß der erwärmten Theile der Erde, welcher durch das Kochen die eingeschlossene Feuchtigkeit absondert und einen salzichten Geschmack annimmt, wie es bey jedem Schweiße der Fall ist. **Metrodorus** behauptet, das Wasser sey, da es durch die Erde sickern mußte, mit den dicken, groben Theilen derselben geschwängert worden, so wie das, welches durch Asche geseihet wird. 11) Die Platoniker sagen, von dem elementarischen Wasser sey der eine Theil, der aus der Luft durch Erkältung zusammen gezogen wird, süß; der andere, der von der Erde durch Entzündung oder Erhitzung ausdampft, salzicht.

Kap. 17.

Wie entsteht Ebbe und Fluth?

Aristoteles und **Herakleitus** machen sie zu Wirkungen der Sonne, welche fast alle Winde in Bewegung setzt und mit sich fortreißt. Wenn diese mit Ungestümm wehen, wird das atlantische Meer vorwärts getrieben, schwillt an, und verursacht die Fluth; wenn sie sich aber

11) Ueber diese Materie ist oben in den Tischreden B. 1. K. 9. geredet worden. Vergl. **Aristoteles** Meteorol. B. 2. K. 3.

legen, fällt das Meer wieder, zieht sich allmählich zurück, und dann erfolgt die Ebbe. Nach **Pytheas** von Massiliä 12) entsteht die Fluth durch das Zunehmen, die Ebbe aber durch das Abnehmen des Mondes. **Plato** leitet sie von einer Erhöhung der Wasser her, indem er sagt, es gebe an einem gewissen Orte eine Erhöhung, welche durch die Oeffnung eines Schlundes das Ab- und Zufließen des Wassers bewirkt, wodurch die Meere wechselsweise angeschwellt werden. Nach **Timäus** sind die, aus den keltischen Gebirgen ins atlantische Meer fallenden Ströme daran Ursache, indem sie durch ihre ungestümme Ergießung das Meer vorwärts treiben und dessen Austreten veranlassen, dann aber bey einem ruhigen Laufe dasselbe wieder an sich ziehen, und sein Zurücktreten bewirken. **Seleukus**, der Mäthematiker, der auch die Erde sich bewegen läßt, behauptet, dem Kreislaufe derselben sey der Kreislauf des Mondes gerade entgegengesetzt; wenn nun der zwischen beyden Körpern befindliche Wind nach einer so verschiedenen Richtung herumgetrieben wird und auf das atlantische Meer stößt, so müsse er auch demselben eine eben so entgegengesetzte Bewegung mittheilen.

Kap. 18.

12) Eine griechische Kolonie an der südlichen Küste von Frankreich, das heutige Marseille.

Kap. 18.

Von dem Hof um die Sterne. 13)

Dieser Hof bildet sich auf folgende Art. Zwischen dem Monde oder einem andern Stern und unserm Gesichte befindet sich eine dicke, neblichte Luft. Wenn nun in diesem das Gesicht gebrochen und erweitert wird und dann auf den Kreis des Sterns fällt, so scheint sich um den äußern Umfang desselben ein weiter Kreis, den man einen Hof nennt, zu bilden, weil ein Hof ganz nahe bey der Erscheinung ist, die dort zu entstehen scheint, wo das erweiterte Gesicht hintrift. 14)

13) Nach H. Prof. Beck gehört dieß Kapitel nicht hieher, sondern scheint vom zweyten oder fünften Kap. abgerissen zu seyn.

14) Diese Stelle habe ich zwar nach der vom H. Prof. Beck gegebenen Erklärung übersetzt; aber ich muß bekennen, daß ich sie dem ungeachtet nicht verstehe. Sie scheint mir corrupt zu seyn.

Die Lehrmeynungen der Philosophen.

Viertes Buch.

Nachdem die Theile der Welt abgehandelt worden, so will ich nun zu den besondern Gegenständen übergehen.

Kap. 1.
Von dem Steigen des Nils. 1)

Thales glaubt, daß die etesischen Winde, welche Aegypten gerade entgegen wehen, die Anschwellung des Nils verursachen, weil dessen Ausflüsse durch das Eindringen des davor liegenden Meers versperrt werden. 2) Euthymenes von

1) Ricard glaubt, daß dieses Kapitel noch zu dem vorhergehenden Buche gehöre, und von demselben abgerissen sey. Allein der Gegenstand desselben gehört, wie schon der sel. Reiske bemerkt hat, weder zu den Meteoren, noch zu den, die Erde im Allgemeinen betreffenden Dingen, und hat also hier mit Recht seinen Platz, wo von den besondern Gegenständen geredet werden soll.

2) Herodot B. 2. K. 20. und Diodor von Sicilien B. 1. K. 38. widerlegen diese Meynung des Thales und zeigen das Unschickliche derselben.

von Massaliä nimmt an, dieser Fluß werde aus dem Ocean, und dem äußern Meere, welches in der Gegend desselben süß seyn soll, angefüllet. Anaxagoras, von dem Schnee in Aethiopien, der im Sommer schmilzt, im Winter aber gefriert. 3) Demokritus sagt, wenn der Schnee in den nördlichen Gegenden um die Sommerwende schmilzt und aufgelöst wird, so entstehen von den Ausdünstungen dicke Wolken, welche von den etesischen Winden gegen Süden und nach Aegypten zu getrieben werden, und daselbst in heftigen Regengüssen herunterfallen; dadurch werden nicht nur die Seen, sondern auch der Fluß angeschwellt. 4) Herodotus, der Geschichtschreiber, behauptet, der Nil fließe im Sommer und im Winter gleich stark aus seiner Quelle, aber er scheine im Winter klein zu seyn, weil die Sonne, die um diese Zeit nahe bey Aegypten steht, das Wasser desselben in Dünste verwandelt. 5) Der Geschichtschrei-

3) S. Herodot B. 2. K. 22. und Diodor B. 1. K. 38.

4) Diodor trägt Demokrits Meynung umständlicher vor und widerlegt sie B. 1. K. 39.

5) Der Verfasser giebt Herodots Meynung sehr undeutlich an. Dieser sagt, der Nil habe im Sommer, wenn er angeschwollen ist, seine eigentliche und natürliche Größe, weil die Sonne dann nicht allein aus ihm, sondern auch aus den nördlichen Strömen Wasser an sich zieht; im Winter hingegen müsse er die Sonne allein mit Dünsten versehen, während die andern Ströme zugefroren sind, und also von der Wärme nichts leiden können. S. Herodot B. 2. K. 24, 25. Diodor B. 1. K. 38.

ber Ephorus sagt, den Sommer über sey der Boden in ganz Aegypten sehr locker und voller Risse, und schwitze gleichsam eine große Menge Wasser aus. Hierzu trage auch Arabien sowohl als Libyen viel bey, weil diese Länder ebenfalls einen lockern und sandichten Boden haben. 6) Nach Eudoxus schreiben die (ägyptischen) Priester die Ursache den Regengüssen und den entgegengesetzten Jahrszeiten zu. Wann es nemlich bey uns in der nördlichen Hemisphäre Sommer ist, sey es bey denen, die in der andern Hemisphäre unter der Winterwende wohnen, Winter, und aus diesen Gegenden ströme die ungeheure Menge Wasser herab. 7)

Kap. 2.
Von der Seele.

Thales lehrte zuerst, daß die Seele ein sich selbst und zwar unaufhörlich bewegendes Wesen sey. Pythagoras, eine sich selbst bewegende Zahl; unter der Zahl aber dachte er sich den Verstand. Plato hält die Seele für ein denkendes Wesen, das durch sich selbst beweglich ist, und nach einer harmonischen Zahl bewegt wird. 8) Aristoteles, für die erste Entelechie des

6) S. Diodor B. 1. K. 39.

7) Die Meynung der ägyptischen Priester wird deutlicher und umständlicher angegeben von Diodor B. 1. K. 40. Vom Anschwellen des Nils kann man noch vergleichen Plinius B. 5. K. 10. Seneka quaest. natur. B. 4. K. 1.

8) S. Cicero's Quaest. Tuscul. B. 1. K. 10.

des physischen und organischen Körpers, der ein Vermögen zu leben hat; unter Entelechie aber ist hier die Wirkung zu verstehen. Nach Dikäarchus ist die Seele eine Harmonie der vier Elemente, und nach dem Arzt Asklepiades, eine gemeinschaftliche, harmonische Uebung der Sinne.

Kap. 3.

Ob die Seele ein Körper, und was ihre Substanz ist?

Alle die vorhergenannten Philosophen halten die Seele für unkörperlich, und behaupten, sie bewege sich ihrer Natur nach von selbst und sey ein verständiges Wesen, eine Entelechie eines physischen, organischen Körpers, welcher Leben hat. Anaxagoras Schüler hingegen sagten, sie sey luftartig und ein Körper; die Stoiker, ein warmer Hauch. Demokritus hält die Seele für ein feuriges Wesen, aus solchen Theilen zusammengesetzt, die nur dem Verstande sichtbar sind, sphärische Formen und eine feurige Kraft haben; folglich für einen Körper. Nach Epikurus ist die Seele eine Mischung aus viererley Dingen, aus der feurigen, der luftigen, der geistigen Qualität, und einer vierten, der er keinen besondern Namen gegeben hat, die ihm aber empfindlich zu seyn scheint. Herakleitus glaubt, die Seele der Welt sey die Ausdünstung der darin enthaltenen Feuchtigkeiten; die Seele der Thiere sey mit derselben homogen, und werde theils von den äußern, theils von der

in ihnen selbst befindlichen Ausdünstung gebildet.

Kap. 4.

Von den Theilen der Seele.

Pythagoras und Plato lassen die Seele im Allgemeinen aus zwey Theilen bestehen, dem vernünftigen und dem vernunftlosen; aber nach einer nähern und genauern Bestimmung aus drey Theilen, indem sie den letztern wieder in zwey andere theilen, von welchen der eine der Sitz des Zorns, der andere der Sitz der Begierden ist. Nach der Meynung der Stoiker besteht die Seele aus acht Theilen. Fünf derselben sind unsere Sinne, das Vermögen zu sehen, zu hören, zu riechen zu schmecken und zu fühlen, der sechste das Vermögen zu reden; der siebente die Zeugungskraft; der achte endlich ist der edelste und vornehmste, von welchem alle die andern durch die ihnen eigenen Organe, als wie durch die Arme eines Polypen regiert werden. Demokritus und Epikurus geben der Seele zwey Theile, den vernünftigen, der in der Brust seinen Sitz hat, und den vernunftlosen, der durch die ganze Masse des Körpers zerstreut ist. Auch sagt Demokritus, daß alle Dinge eine Art von Seele haben, selbst auch die leblosen Körper, weil sie immer noch auf eine sichtbare Art Wärme und Gefühl behalten, obgleich der größte Theil verflogen ist.

Kap. 5.

Welches der vorzüglichere Theil der Seele ist, und wo er seinen Sitz hat?

Plato und Demokritus sagen, die Seele habe ihren Sitz in dem ganzen Kopfe. Strato, in dem Raume zwischen den Augenbraunen. Erasistratus, an der Epikranis oder der das Gehirn umgebenden Haut. Herophilus, in der Höhlung des Gehirns, die den Grund desselben ausmacht. Parmenides und Epikurus in der ganzen Brust. Alle Stoiker, in dem ganzen Herzen oder dem um das Herz befindlichen subtilen Dunst. Diogenes in der Höhlung der Herzarterie, die voller Lebensgeist ist. Empedokles in der Masse des Blutes. Einige in dem Halse des Herzens, andere in dem Herzbeutel, noch andere in dem Zwerchfell. Nach einigen Neuern erstreckt sich die Seele vom Kopfe bis zum Zwerchfell. Pythagoras behauptet, die Lebenskraft sitze im Herzen, der vernünftige und denkende Theil der Seele im Kopfe.

Kap. 6.

Von der Bewegung der Seele.

Plato behauptet, die Seele sey in steter Bewegung, aber der Verstand könne sich nicht von einem Orte zum andern bewegen. Aristoteles spricht der Seele alle eigene und natürliche Bewegung ab, läßt ihr aber, so wie den Formen der Körper, die zufällige zukommen.

Kap. 7.

Von der Unsterblichkeit der Seele.

Pythagoras und Plato behaupten, die Seele sey unsterblich, und gehe, wenn sie den Körper verläßt, zur Weltseele, die mit ihr von gleicher Natur ist, zurück. Die Stoiker sagen, die Seele werde, wenn sie aus dem Körper geht, herumgetrieben; die schwächere — darunter verstanden sie die der Thoren — vereinige sich mit irdischen Substanzen, die stärkere aber, oder die der Weisen, daure bis zum allgemeinen Weltbrande fort. Nach Demokritus und Epikurus ist die Seele sterblich und vergeht zugleich mit dem Körper. Pythagoras und Plato lehren, der vernünftige Theil der Seele sey unsterblich, weil die Seele zwar nicht Gott selbst, aber doch ein Werk des ewigen Gottes ist; der unvernünftige Theil hingegen vergänglich.

Kap. 8.

Von den Sinnen und den sinnlichen Dingen.

Nach der Definition der Stoiker ist der Sinn die Ergreifung eines sinnlichen Gegenstandes vermittelst des Sinnesorgans. Das Wort Sinn 9) wird in vielfacher Bedeutung gebraucht;

9) Das hier Gesagte gilt eigentlich nur von dem Griechischen αἴσθησις, wofür ich im Deutschen kein anderes als Sinn wählen konnte.

braucht; bald verſteht man darunter die Fähigkeit, bald das Vermögen, bald die Einbildung, oder die Vorſtellung, die durch ein Sinnesorgan entſteht, ja ſelbſt auch den achten oder vorzüglichſten Theil der Seele, von welchem die Empfindungskraft abhängt. Ferner verſteht man unter Sinneswerkzeugen verſtändige Geiſter, die von dem vorzüglichern Theile nach allen Organen hin gerichtet und vertheilet werden. Nach **Epikurus** iſt der Sinn nicht nur der empfindende Theil, oder das Vermögen, ſondern auch die Empfindung ſelbſt, folglich die Wirkung. Er nimmt alſo das Wort im doppelten Verſtande, ſowohl für das Vermögen zu empfinden als auch für die Wirkung. **Plato** ſagt, der Sinn iſt die Gemeinſchaft der Seele und des Körpers in Abſicht der äußerlichen Gegenſtände. 10) Denn das Vermögen zu empfinden gehört der Seele, das Organ aber dem Körper; beyde faſſen mit Hülfe der Einbildung die Dinge, die ſich außer ihnen befinden. Nach **Leukippus** und **Demokritus** entſteht Empfindung und Denken, wenn die Bilder von den äußern Gegenſtänden zu uns gelangen. Ohne die Einwirkung eines ſolchen Bildes iſt der Menſch weder des einen noch des andern fähig.

Kap. 9.

10) Im Griechiſchen προς τα εκτος. Ricard umſchreibt dieſe Worte: dont la fin eſt d'appercevoir les objets exterieurs.

Kap. 9.

Ob die Empfindungen und Einbildungen wahr sind?

Die Stoiker sagen, die Empfindungen sind wahr, von den Einbildungen aber sind einige wahr, andre falsch. Nach Epikurus ist jede Empfindung und jede Einbildung wahr; die Meynungen hingegen sind bald wahr, bald falsch. 11) Der Sinn behauptet er, trügt nur auf eine einzige Art, nämlich bey den Gegenständen des Verstandes; aber die Einbildung kann uns doppelt täuschen, weil sie sich sowohl mit sinnlichen als mit intellektuellen Dingen beschäftigt. Empedokles und Herakleides lehren, die einzelnen Empfindungen entstehen durch das gehörige Verhältniß der Poren, weil jeder sinnliche Gegenstand für das ihm eigene Organ paßt.

Kap. 10.

Wie viel es Sinne giebt?

Die Stoiker zählen fünf besondere Sinne, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen. Aristoteles fügt zwar nicht eigentlich einen sechsten hinzu, doch nimmt er einen gemeinschaftlichen Sinn an, der die zusammengesetzten Gattungen zu beurtheilen hat, in welchem alle die

11) Ueber diesen Grundsatz Epikurs s. H. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie. Th. 2. S. 397. ff.

die andern einfachen Sinne ihre Empfindungen zusammenbringen, und in welchem sich der Uebergang von dem einen zum andern, wie von der Form und Bewegung darstellt. Demokritus behauptet, daß die unvernünftigen Thiere mehr Sinne haben als die Götter und die Weisen. 12)

Kap. 11.
Wie Empfindung, Begriff, und die erste Anlage der Vernunft 13) in uns entsteht.

Wenn ein Mensch gebohren worden, sagen die Stoiker, gleicht der vorzüglichere Theil der Seele in ihm einem reinen und unbeschriebenen Papier, auf welches er künftig alle seine Begriffe hinschreiben soll. Die erste Art der Aufschreibung ist die, welche durch die Sinne geschieht. Denn wer eine Empfindung von etwas, zum Beyspiel von der weißen Farbe gehabt hat, behält, wenn auch der Gegenstand entfernt worden, noch immer eine Erinnerung davon. Kommen nun viele gleichartige Erinnerungen zusam-

12) Demokritus glaubte nämlich, je schwächer und kraftloser eine Seele wäre, destomehr müßte sie durch Sinne unterstützt werden.

13) Im Griechischen ὁ κατα διαθεσιν λογος. Xylander übersetzt diese Worte durch Oratio und Ricard Discours, obgleich im ganzen Kapitel von der Rede oder Sprache nicht das geringste vorkömmt. Ampot hat sie ganz ausgelassen.

zusammen, dann haben wir, sagt man, eine Erfahrung, welches nichts anders ist, als eine Menge Begriffe von gleicher Art. Einige von diesen Begriffen sind natürliche, und entstehen auf die vorherbesagte Weise, ohne alle Anwendung von Kunst; andere hingegen rühren von unserm Fleiß und Unterricht her. Letztere werden überhaupt **Begriffe**, erstere aber **Vorbegriffe** genannt. Die **Vernunft**, von welcher wir vernünftige Wesen heißen, bildet sich, sagt man, aus diesen Vorbegriffen in den ersten sieben Jahren unsers Alters. Der Begriff nun ist das Bild 14) von dem Gedanken eines vernünftigen Thieres. Dieses Bild wird nur dann, wenn es sich in einer mit Vernunft begabten Seele findet, ein Begriff oder Gedanke genennt, welche Benennung es von der Denkkraft (*νους*) bekommen hat. Aus solcher Ursache finden sich solche Bilder nicht bey den übrigen Thieren, und man giebt diesen Namen nur denjenigen, die den Göttern und uns Menschen eigen sind. Die, welche wir haben, heissen im Allgemeinen **Bilder**, insbesondere aber **Begriffe**. Denarien und Stater 15) zum Beyspiel

14) Das griechische Wort, das ich hier durch **Bild** übersetzt habe, ist *φαντασμα*.

15) **Denarius** war eine römische Münze, die vier Sestertien enthielt, und der griechischen Drachme gleich kam; **Stater** hingegen eine griechische Goldmünze, die eine, zwey, drey auch vier Drachmen an Gewicht enthielt. Ein Stater von zwey Drachmen mochte ungefähr den Werth eines Louis d'ors haben.

spiel sind an und für sich weiter nichts als Denarien und Stater; wenn sie aber Jemand für Schiffsmiethe hingiebt, so werden sie noch ausserdem Fährgeld genannt.

Kap. 12.

Worin Phantasie, Phantaston, Phantastikon, und Phantasma von einander unterschieden sind? *)

Chrysippus nimmt in Ansehung dieser vier Dinge folgenden Unterschied an. Phantasie ist eine in der Seele entstehende Affection, welche nicht nur sich selbst, sondern auch das, wodurch sie hervorgebracht worden, darstellt. Wenn wir zum Beyspiel etwas Weißes sehen, so ist das, was durch das Gesicht in der Seele bewirkt wird, eine Affection oder Eindruck, und nach diesem 16) Eindruck können wir sagen, daß der Gegenstand, der uns rührt, weiß ist. Eben dies gilt auch von dem Gefühl und von

*) Ich habe diese griechischen Wörter hier beybehalten müssen, weil sie sich nicht wohl ohne Umschreibung übersetzen lassen, und die deutschen, die etwa dafür gebraucht werden könnten, der im Kapitel gegebenen Erklärung nicht entsprechen. Ricard übersetzt: l'imagination, la chose imaginée, le fantastique et le fantôme. Amyot: imagination, imaginable, imaginatif et imaginé.

16) Diese Stelle ist, wie sie hier steht, unverständlich. Ich habe daher καὶ in κατὰ verwandelt, und wie ich sehe, hat auch Ricard so übersetzt.

dem Geruche. Das Wort **Phantasie** wird von **Phos** das Licht hergeleitet. 17) Denn so wie ein Licht nicht nur sich selbst, sondern auch andere in ihm begriffene Dinge zeigt, so pflegt auch die Phantasie sich selbst und das, wodurch sie hervorgebracht wird, darzustellen. Unter **Phantaston** versteht man den Gegenstand, der die Phantasie erweckt. So ist, zum Beyspiel, das Weiße, das Kalte, und überhaupt alles, was die Seele afficiren kann, ein **Phantaston**. **Phantastikum** hingegen ist ein leerer, vergeblicher Eindruck, eine Affection in der Seele, die nicht durch ein Phantaston bewirkt wird. Dies findet bey denjenigen Statt, die mit Schatten fechten oder die Hände nach nichtigen Dingen ausstrecken. Bey der Phantasie liegt ein Gegenstand zum Grunde, der den Eindruck hervorbringt; bey dem Phantastikum aber nicht. **Phantasma** endlich ist das, wozu wir durch einen leeren phantastischen Eindruck hingezogen werden. Dies geschieht gewöhnlich bey melancholischen oder wahnsinnigen Personen. So sagt Orestes in der Tragödie.

Ach, ich beschwöre dich! ach Mutter reize nicht
Die grausen Mädchen, mich mit Geißeln zu verfolgen.
Ach sieh! da sind sie schon, sie springen auf mich los!

Alles

17) Oder vielmehr Φαντασια und Φως kommen von dem alten Stammwort Φαω, erleuchten, sichtbar machen, darstellen, her.

Alles dieß spricht er in der Raserey; er sieht nichts, sondern bildet sichs nur ein. Daher redet ihm Elektra zu:

Bleib, Armer, ruhig hier in deinem Bette liegen.
Du siehst nicht, was du so gewiß zu sehen wähnst. 18)

In eben dem Falle befindet sich auch Theoklymenus beym Homer. 19)

Kap. 13.

Vom Gesicht, und wie wir sehen?

Demokritus und Epikurus glauben, das Eindringen der von den Gegenständen kommenden

18) Aus Euripides Tragödie, Orestes, V. 255. ff.

19) Theoklymenus, ein Wahrsager aus Melampus Geschlecht, war eines Mordes wegen aus Argos entflohen, und hatte sich in Telemachs Schutz begeben. Dieser brach in der Versammlung der Freyer der Penelope, kurz vorher ehe sie vom Ulysses bestraft wurden, unerwartet in folgende Worte aus:

Ach unglückliche Männer, welch Elend ist euch begegnet!
Finstere Nacht umhüllt euch Haupt und Antlitz und Glieder!
Und Wehklagen ertönt, und Thränen netzen die Wangen!
Und vom Blute triefen die Wände und das schöne Getäfel!
Flatternde Geister füllen die Flur und füllen den Vorhof,
Zu des Erebos Schatten hinunter eilend! die Sonne
Ist am Himmel erloschen, und rings herrscht schreckliches Dunkel!

Aus dem 20ten B. der Odyssee V. 351. ff.

den Bilder sey die Ursache des Sehens. Andere, das Eindringen 20) gewisser Strahlen, die, wenn sie auf einen Gegenstand gefallen, sind, wieder nach dem Gesicht zurückkehren. Empedokles verbindet die Strahlen mit den Bildern und giebt dem Resultate den zusammengesetzten Namen **Bildstrahlen**. Nach Hipparchus hängen sich die aus beyden Augen schießenden Strahlen mit ihren Enden, als wie mit Händen, an die äußern Körper und führen die Empfindung von denselben nach dem Gesichtsorgan. **Plato** erklärt das Sehen durch die **Lichtvereinigung**; er sagt nämlich, das aus den Augen kommende Licht fließe bis auf eine gewisse Weite in die homogene Luft, das Licht von den Körpern komme ihm entgegen und dehne sich zugleich mit der feurigen Kraft des Gesichts aus, und die dazwischen befindliche Luft, die sich leicht zertheilen und verwandeln läßt, müsse sich entfernen. So verhält sichs mit der platonischen **Lichtvereinigung**. 21)

Kap. 14.

20) Oder nach einer bessern Lesart, εκχυσιν, die Ausgießung, das Ausströmen gewisser Strahlen.

21) Im Griechischen συναυγεια. S. Plato im Timäus Th. 9. S. 334. der Zweybr. Ausg. Plutarchs Tischreden B. 1. Fr. 8. (Th. 5. S. 314.) Gellius B. 5. K. 16.

Kap. 14.
Von den im Spiegel erscheinenden Bildern.

Nach Empedokles entstehen sie durch die auf der Fläche des Spiegels sich vereinigenden Ausflüsse, und erhalten ihre vollkommene Gestalt von der aus dem Spiegel kommenden Feuerkraft, welche die davor liegende Luft, durch die jene Ausflüsse gehen, mit sich fortzieht. Demokritus und Epikurus sagen, die Erscheinungen im Spiegel rühren von dem Stillstehen der von uns ausgehenden Bilder her, die sich wegen des gefundenen Widerstandes auf dem Spiegel mit einander vereinigen. Die Pythagoräer schreiben sie der Refraction des Gesichts zu. Wenn das Gesicht, sagen sie, auf das Metall geheftet wird, und bey der Berührung des dichten und glatten Körpers Widerstand findet, so muß es dann wieder in sich selbst zurückkehren, und es befindet sich in eben dem Falle, wie eine Hand, die erst ausgestreckt, dann nach der Schulter zurückgezogen wird. Alle diese Meynungen lassen sich auch anwenden, um den Machanismus des Gesichtes zu erklären.

Kap. 15.
Ob die Finsterniß sichtbar ist?

Die Stoiker behaupten, die Finsterniß sey sichtbar; denn aus unserm Gesicht ergieße sich ein Licht in dieselbe. Das Gesicht könne sich

auch nicht betrügen, weil es mit Gewißheit sieht, daß eine Finsterniß da ist. Nach Chrysippus sehen wir vermittelst der Zusammenpressung der zwischen dem Gesicht und dem Gegenstand befindlichen Luft, welche von der Sehkraft, die sich von dem vorzüglichern Theile der Seele bis zum Augapfel erstreckt, durchdrungen wird, und nachdem sie die äußere, mit ihr homogene Luft angestoßen hat, sich kegelförmig 22) zusammenzieht. Von dem Gesichte gehen nur feurige, aber keine schwarze und nebelartige Strahlen aus, folglich muß auch die Finsterniß sichtbar seyn.

Kap. 16.
Von dem Gehöre.

Empedokles behauptet, das Gehör entstehe von dem Stoß der Luft an den schneckenförmigen Theil, der in dem Innern des Ohres hängt, und wie eine Glocke angeschlagen wird. Nach Alkmäon hören wir vermittelst des leeren Raums im Ohr, wo durch das Anschlagen der Luft der Schall hervorgebracht wird; denn alle leeren Körper haben die Eigenschaft zu tönen. Nach Diogenes, wenn die im Kopfe befindliche Luft von der Stimme geschlagen und bewegt wird. Plato und seine Schüler sagen, die im Kopfe eingeschlossene Luft werde angeschla-

22) Diese etwas dunkle Darstellung erhält einiges Licht aus Diogenes Laert. B. 7, 157. Gellius B. 5. K. 16.

schlagen; diese wirke dann auf den vorzüglichern Theil der Seele zurück, und daraus entstehe der Sinn des Gehörs.

Kap. 17.
Von dem Geruche.

Alkmäon glaubt, der vorzüglichere Theil der Seele habe seinen Sitz im Gehirne; dieser ziehe durch den Athem die Gerüche an sich, und auf solche Art rieche man. Empedokles sagt, mit dem Athemholen aus der Lunge dringe der Geruch in den Körper; wenn also das Athemholen erschweret wird, können wir wegen der damit verbundenen Rauhigkeit die Gerüche nicht empfinden, wie es beym Schnupfen der Fall ist.

Kap. 18.
Von dem Geschmacke.

Nach Alkmäon ist es die der Zunge eigene Feuchtigkeit und Wärme, so wie deren Weichheit, wodurch wir die Säfte unterscheiden. Nach Diogenes, die Lockerheit und Weichheit der Zunge; denn weil sich die Adern aus dem ganzen Körper in ihr vereinigen, so werden die eingesogenen Säfte durch sie, wie durch einen Schwamm, bis in den vorzüglichern Theil der Seele, als den Sitz der Empfindung, verbreitet.

Kap. 19.
Von der Stimme.

Nach Plato's Definition ist die Stimme ein Hauch, der von dem Verstande aus durch den Mund geführt wird, ein Schlag der Luft, der durch die Ohren, durch das Gehirn und das Blut bis in die Seele dringt. Im uneigentlichen Verstande schreibt man auch den unvernünftigen Thieren, ja selbst leblosen Körpern eine Stimme zu, und braucht dieß Wort nicht nur vom Wiehern der Pferde, sondern auch von jedem Geräusch; eigentlich aber muß die Stimme artikulirt seyn, indem sie den Gedanken erleuchtet und hell macht 23). Epikurus sagt, die Stimme sey ein Ausfluß, der von redenden, tönenden oder rauschenden Körpern ausgeschickt wird. Dieser Ausfluß werde in mehrere gleichförmige Stücke zerbrochen. Gleichförmig heißen sie, weil sie mit den Dingen, von welchen sie herkommen, einerley Form haben, und so wie diese entweder rund, oder dreyeckig oder ungleichseitig sind. Wenn diese Stücke auf das Ohr fallen, so werde dadurch das Vernehmen der Stimme bewirkt. Dieß sehe man deut-

23) Mit diesen Worten spielt der Verfasser an auf die Herleitung des griechischen Worts φωνη, daß es von φωτιζειν, erleuchten, hell machen, herkommen soll. Auch gilt das, was vorher von der uneigentlichen Bedeutung gesagt wird, nicht sowohl von dem deutschen Worte Stimme, als von dem griechischen, φωνη.

deutlich an auslaufenden Schläuchen und an den Walkern 24), wenn sie die Kleider aufblasen. Demokritus nimmt ebenfalls an, daß die Luft in gleichförmige Körper zertheilet, und diese mit den Theilchen der Stimme im Kreise herumgetrieben werden. Denn, wie man im Sprüchwort sagt, eine Dohle setzt sich gern zur Dohle; und

Wie gesellet doch Gott beständig Gleiche zu Gleichen! 25)

So findet man auch am Strande Steine von gleicher Form an einerley Orten beysammen liegen, an dem einen runde, an dem andern länglichte. Und durchs Sieben kommen immer Körper von eben der Form zusammen, so daß sich die Bohnen auf der einen und die Erbsen auf der andern Seite befinden. Doch ließe sich dagegen einwenden: Wie können nur so wenige Lufttheilchen Theater, die an die zehntausend Menschen fassen, ausfüllen? — Die Stoiker behaupten, die Luft bestehe keinesweges aus kleinen Stücken, sondern sie sey ganz zusammenhängend, und enthalte nichts Leeres in sich. Wenn sie nun von der Stimme ange-

24) Walker, κναφεις, fullones, hießen bey den Griechen und Römern diejenigen, welche die schmutzig gewordenen Oberkleider auswuschen und ihnen mit Kreide wieder einen Glanz gaben. Das hier erwähnte Aufblasen der Kleider diente vermuthlich dazu, sie desto besser zu trocknen, ohne ihnen auf einer Seite etwas von der glänzenden Weiße wieder zu entziehen.

25) Im 17ten Buche der Odyssee, V. 218.

angeschlagen wird, walle sie in geraden Zirkeln ins Unendliche fort, bis sie die ganze umgehende Luftmasse in diese Bewegung mit fortgerissen hat, so wie das Wasser in einem Teiche, in welchen ein Stein geworfen worden; nur mit dem Unterschied, daß das Wasser zirkelförmig, die Luft aber kugelförmig sich bewegt. Anaxagoras sagt, die Stimme entstehe, wenn der Hauch auf eine feste Luftmasse stößt, und durch den Widerstand, den er da findet, auf die Ohren zurückgeworfen wird. Auf eben diese Art entstehet auch das Echo.

Kap. 20.

Ob die Stimme unkörperlich ist, und wie das Echo entsteht?

Pythagoras, Plato und Aristoteles halten die Stimme für unkörperlich, weil nicht die Luft selbst, sondern nur ihre Form und Oberfläche nach Beschaffenheit des Schlages, den sie erhält, zur Stimme wird. Jede Oberfläche, sagen sie, ist unkörperlich. Sie bewegt sich zwar mit den Körpern, für sich selbst aber ist sie durchaus unkörperlich. Wenn man zum Beyspiel einen Stab beugt, leidet die Oberfläche nicht die geringste Veränderung, sondern die Materie ist es allein, welche gebogen wird. Die Stoiker hingegen behaupten, die Stimme seye ein Körper. Denn, sagen sie, alles was handelt und wirkt, ist ein Körper; nun aber handelt und wirkt die Stimme, indem wir sie hören und empfinden, wenn sie an das Ohr anstößt,

und

und da, wie ein Pettschaft ins Wachs, Bilder eindrückt. Ferner, alles was uns rührt, oder beläſtigt, iſt ein Körper; nun aber iſt die Harmonie uns angenehm, und der Mistlang widrig. Endlich alles was ſich bewegt, iſt ein Körper. Die Stimme aber beweget ſich, ſie ſtößt an glatte Körper und wird von denſelben, wie ein Ball von einer Wand zurückgeworfen. So giebt zum Beyſpiel eine einzelne Stimme in dem Innern der ägyptiſchen Pyramiden ein vier- oder fünffaches Echo.

Kap. 21.

Wie unſere Seele Empfindungen bekömmt, und welches der vorzüglichere Theil iſt?

Die Stoiker ſagen, der vorzüglichere Theil der Seele ſey der höchſte, und dieſer bringe Einbildungskraft, Beyfall, Empfindungen und Begierden hervor. Sie nennen ihn Logismus oder Denkkraft. Von dem vorzüglichern Theil der Seele gehen ſieben andere Theile aus, die ſich wie die Arme eines Polypen durch den ganzen Körper erſtrecken. Von dieſen ſieben Theilen der Seele bilden fünf die Sinne, Geſicht, Geruch, Gehör, Geſchmack und Gefühl. Das Geſicht iſt eine feine Luft (πνευμα), die von dem vorzüglichern Theil bis zu den Augen reicht; das Gehör, der Geruch und der Geſchmack iſt ebenfalls eine Luft, die von dem vorzüglichern Theile bis zu den Ohren, den Naſenlöchern und der Zunge reicht; auch das Gefühl iſt eine

Luft,

Luft, die von diesem Theile bis an die Oberfläche des Körpers zur fühlbaren Berührung der Gegenstände sich erstreckt. Von den beyden übrigen Theilen heißt der eine die Zeugungskraft, und diese ist gleichfalls eine Luft, die von dem vorzüglichern Theil bis zu den Hoden geht. Der zweyte, welchen Zeno den tönenden, die andern Stoiker aber die Stimme nennen, ist eine Luft, die von dem vorzüglichern Theile bis zu der Kehle, der Zunge, und den dazu gehörenden Organen sich erstreckt. Der vorzüglichere Theil selbst hat seinen Sitz in unserm kugelförmigen Kopfe als wie in einer Welt. 26)

Kap. 22.

Von dem Athem.

Nach Empedokles ist der erste Athemzug bey dem ersten Thiere dadurch entstanden, daß die bey neugebohrnen Kindern befindliche Feuchtigkeit ihren Abzug nahm, und an deren Stelle die äußere Luft von außen in die geöffneten Gefäße eindrang. Da hierauf die natürliche Wärme durch ihren Trieb nach außen die Luft allmählig herauspreßte, so erfolgte das Ausathmen, und da sie durch die Rückkehr ins Innere der Luft von neuem den Zugang verstattete, das Einathmen. Nunmehr aber entsteht

26) Der Verfasser vergißt hier, daß er oben K. 5. gesagt hat, die Stoiker setzen das ἡγεμονικον in das Herz, Plato und Demokritus aber in den Kopf.

ſteht das Ausathmen, wenn das Blut nach der Oberfläche tritt; und durch ſeinen Zufluß die Luft zur Naſe heraustreibt; das Einathmen hingegen, wenn das Blut zurückgeht, und die Luft in die leergelaſſenen Räume wieder eindringt. Zur Erläuterung deſſen beruft ſich Empedokles auf das Beyſpiel der Waſſeruhr.

Aſklepiades betrachtet die Lunge als einen Trichter, und hält für die Urſache des Athems die Dünnheit der zur Bruſt gehörigen Theile,27) gegen welche die äußere dicke Luft andringt, aber wieder zurückgeſtoßen wird, weil die Bruſt ſie weder länger faſſen, noch auch ihrer ganz entbehren kann. Doch bleiben, wie er ſagt, in der Bruſt immer einige feine und leichte Theilchen zurück, indem nicht alles ausgeſtoßen wird; und gegen dieß im Innern Zurückgebliebene dringt die äußere ſchwere Luft aufs neue mit Gewalt ein. Dieß vergleicht er mit der Wirkung der Schröpfköpfe. Das willkührliche Athemholen entſtehet nach ſeiner Meynung, wenn die feinſten Poren in der Lunge zuſammengezogen und die Aeſte der Luftröhre verengt werden; denn beydes hänge von unſerm freyen Willen ab.

Hero-

27) Wegen des folgenden vermuthe ich, daß nach λεπτομερειαν das Wort αερος entweder ausgelaſſen worden, oder doch darunter zu verſtehen iſt. In dem Verſtande müßte überſetzt werden: die Feinheit und Dünnheit der in der Bruſt befindlichen Luft.

Herophilus setzt die bewegenden Kräfte des Körpers in die Nerven, Arterien und Muskeln. Er glaubt, daß die Lunge allein ihrer Natur nach einen Trieb zur Ausdehnung und Zusammenziehung habe, und dann erst die übrigen Theile ihre Dienste verrichten. Die (erste) Verrichtung der Lunge, sagt er, ist die äußere Luft einzuziehen; und diese wird deswegen eingezogen, weil außerhalb nichts leer, sondern alles angefüllt ist. Nächstdem leitet die Brust durch den zweyten Trieb (der Lunge) 28) die Luft in sich selbst über, und wenn sie so angefüllt ist, daß sie nichts mehr einnehmen kann, treibt sie das Ueberflüßige in die Lunge zurück, durch welche die Absonderung nach außen geschieht, indem die verschiedenen Theile des Körpers wechselsweise auf einander wirken. Denn vermöge der gegenseitigen Theilnehmung erfolgt abwechselnd wieder die Ausdehnung der Lunge, je nachdem die Brust angefüllt oder ausgeleert wird. Folglich giebt es vier Bewegungen der Lunge. Die erste ist, wenn sie die äußere Luft einzieht; die zweyte, wenn sie das von außen eingezogene in die Brust überleitet; die dritte, wenn sie die aus der Brust zusammengedrückte Luft wieder in sich aufnimmt, und die vierte, wenn sie die zum

28) D. h. durch die Zusammenziehung der Lunge, durch welche sie sich der eingezogenen Luft entlediget; der erste Trieb ist die Ausdehnung, wodurch sie die Luft einzieht. Dies erhellet aus dem folgenden.

zum zweytenmal eingenommene Luft aus dem Körper hinausführt. Zwey von diesen Bewegungen sind Ausdehnungen, wenn sie nämlich die Luft von außen einzieht, und dann die aus der Brust kommende wieder aufnimmt; die zwey andern sind Zusammenziehungen, die eine, wenn die Brust die Luft an sich zieht, die andere, wenn sie die Luft wieder aus dem Körper wegschafft. 29) Der Bewegungen der Brust hingegen sind nur zwey, eine Ausdehnung, wenn sie die Luft aus der Lunge an sich zieht, und eine Zusammenziehung, wenn sie diese wieder zurückgiebt.

Kap. 23.

29) Amyot und Ricard haben diesen Satz falsch verstanden. Letzterer übersetzt: De ces quatre mouvemens, il y en a deux de diastole, l'un qui pousse l'air hors du corps, l'autre qui le chasse de la poitrine dans le poumon; et deux de systole, le premier, quand la poitrine attire l'air à elle, et le second, quand le poumon l'attire dans sa concavité. Hier ist gerade das Gegentheil von dem, was der Verfasser sagt, und was die Natur der Sache mit sich bringt, dargestellt.

Kap. 23.

Von den Affectionen des Körpers, und ob die Seele dabey mitleidet?

Die Stoiker setzen die Affectionen 30) in die leidenden Theile des Körpers, die Empfindungen aber in den vorzüglichern Theil der Seele oder in die Denkkraft. Epikurus setzt nicht nur die Affectionen, sondern auch die Empfindungen in die leidenden Theile, weil der vorzüglichere Theil apathisch, oder keiner Affection fähig ist. Strato behauptet, daß die Affectionen sowohl als die Empfindungen in dem vorzüglichern Theil, nicht aber in den leidenden Theilen bestehen. Denn hier sey der Sitz der Geduld und Ausharrung, wie man in furchtbaren und schmerzlichen Ereignissen sowohl als bey tapfern und feigen Personen wahrnehmen könne.

30) Das griechische Wort πάθη ließe sich auch, statt Affectionen, durch Empfindnisse übersetzen, welches Wort unter andern von Abbt gebraucht worden, um die Eindrücke auf den Körper zu bezeichnen.

Die Lehrmeynungen der Philosophen.

Fünftes Buch.

Kap. 1.
Vom Wahrsagen.

Plato und die Stoiker führen die Wahrsagung ein, welche von der Begeisterung, oder der Göttlichkeit der Seele, dem sogenannten Enthusiasmus und der Traumdeutung herrührt. Diese heißen die mehresten Arten der Wahrsagung gut. Xenophanes und Epikurus verwerfen alles Wahrsagen. Pythagoras misbilliget nur das Wahrsagen aus den Opfern. Aristoteles und Dikäarchus hingegen genehmigen nur dasjenige, welches durch Begeisterung und Träume entsteht, indem sie glauben, daß die Seele zwar nicht unsterblich sey, aber doch an gewissen göttlichen Eigenschaften Theil nehme.

Kap. 2.
Wie die Träume entstehen?

Nach Demokritus entstehen die Träume durch die Darstellung der Bilder. Nach Strato, weil die vernunftlose Natur der Seele im Schlafe empfindlicher, und eben dadurch in Stand ge-

setzt wird, den Bewegungen des Erkenntniß-vermögens zu folgen. Herophilus sagt, die von den Göttern eingegebenen Träume entstehen nothwendiger Weise: die natürlichen, wenn die Seele sich nicht nur von den gegenwärtigen, sondern auch von zukünftigen Ereignissen Bilder darstellt; die vermischten, 1) durch eine zufällige Erscheinung von Bildern, wenn wir Dinge sehen, die wir wünschen, wie es bey denen der Fall ist, die ihre Geliebten im Schlafe umarmen.

Kap. 3.

Was die Substanz des Saamens ist?

Aristoteles sagt, der Saame ist eine Substanz, die das Vermögen hat, sich von selbst zu bewegen, um ein solches Wesen, als dasjenige ist, wovon es abgesondert worden, hervorzubringen. Nach Pythagoras ist der Saame ein Schaum des besten und reinsten Blutes, ein Ausschuß der Nahrung, eben so, wie das Blut und das Mark. Alkmäon hält den Saamen für einen Theil des Gehirns. Plato für einen Theil des Rückenmarks. Epikurus für einen Extrakt aus der Seele und aus dem Körper. Demokritus glaubt, der Saame werde aus dem ganzen Körper und dessen vornehmsten Theilen, aus dem Fleische, den Nerven u. s. w. abgesondert.

1) D. h. die theils durch göttliche Eingebung, theils durch eigene Vorstellung der Seele entstehen. Im Griechischen συγκραματικοι oder nach einer andern Lesart συγκριματικοι.

Kap. 4.
Ob der Saame ein Körper ist?

Leukippus und Zeno halten den Saamen für einen Körper, weil er von der Seele und von dem Körper abgezogen wird. Pythagoras, Plato und Aristoteles sagen, die Kraft des Saamens sey unkörperlich, wie der bewegende Verstand; aber die ausgelassene Materie sey körperlich. Strato und Demokritus hingegen halten auch die Kraft für einen Körper, weil sie geistig ist. 2)

Kap. 5.
Ob auch das Weib einen Saamen ausläßt?

Pythagoras, Epikurus, Demokritus behaupten, das Weib gebe ebenfalls einen Saamen von sich; denn es habe die dazu bestimmten Gefäße, nur in einer umgekehrten Lage. Dieß sey auch die Ursache, daß es einen so heftigen Trieb zur Wohllust äußert. Aristoteles und Zeno sagen, das Weib gebe zwar eine feuchte Materie von sich, die dem von den Leibesübungen entstehenden Schweiße ähnlich ist; doch sey diese nicht saamenartig. Nach Hippon lassen die Weiber so gut wie die Männer einen Saamen aus, er trägt aber nichts zur Befruchtung bey, weil er außer der Bärmutter zu liegen kommt. Daher geben manche Weiber, besonders

2) S. oben B. 1. K. 11.

Wittwen, oft ohne Zuthun eines Mannes, ihren Saamen von sich. Eben dieser behauptet, daß die Knochen vom Manne, das Fleisch aber vom Weibe entstehe.

Kap. 6.
Wie die Empfängniß geschieht?

Nach Aristoteles erfolgt die Empfängniß, wenn die Bärmutter durch die Reinigung ausgedehnt worden, und der monatliche Abfluß aus der ganzen Körpermasse einen Theil des reinen Blutes herbeygeführt hat, so daß der männliche Saame sich damit vereinigen kann. Hingegen wird die Schwängerung verhindert, entweder durch die Unreinigkeit der Bärmutter, oder durch die Aufblähung derselben, oder durch Furcht und Betrübniß, oder durch Schwäche des Weibes, oder auch durch die Kraftlosigkeit des Mannes.

Kap. 7.
Wie Knaben und Mädchen erzeugt werden?

Empedokles glaubt, die Erzeugung der verschiedenen Geschlechter hänge von der Kälte und Wärme ab. Daher erzählt man auch, daß die ersten Männer mehr in den östlichen und südlichen, die Weiber aber in den nördlichen Gegenden aus der Erde entstanden wären. Parmenides nimmt das Gegentheil an und behauptet, das männliche Geschlecht sey zuerst

in den nördlichen Ländern, das weibliche aber, in den südlichen entsprossen, weil der Mann einen weit dichtern, das Weib aber einen lockern und zärtlichen Körper habe. Hippon glaubt, es komme hierbey blos darauf an, ob der Saame stark und consistent, oder ob er zu schwach und flüssig ist. Nach Parmenides und Anaxagoras wird ordentlicher Weise der Saame aus der rechten Hode in die rechte Seite und der aus der linken Hode in die linke der Bärmutter geworfen; wenn nun hierbey eine Verwechselung vorgeht, so wird in dem Falle ein Mädchen erzeugt. Kleophanes, dessen Aristoteles erwähnt, behauptet, die Knaben kämen aus dem rechten, die Mädchen aber aus dem linken Hoden. Leukippus nimmt als Ursache die Veränderung der Zeugungstheile an, nach welcher der Mann die Ruthe, das Weib aber die Bärmutter hat. 3) Sich deutlicher zu erklären, hat er nicht für gut gefunden. Demokritus glaubt, daß die gemeinschaftlichen Theile von Vater und Mutter zugleich, wie sichs eben trift, die jedem Geschlechte eigenen aber von demjenigen, der der stärkste ist, hervorgebracht werden. Nach Hippon entsteht ein Knabe, wenn der Saame, und ein Mädchen, wenn die Nahrung die Oberhand hat.

3) Bey dieser dunkeln Stelle habe ich mich genau an die griechischen Worte gehalten. Ricard übersetzt: Leucippe n'en assigne pas d'autre cause, que l'inversion des organes naturels, qui ne se correspondent pas dans le mâle et dans la femelle. Amyot: Leucippus, à cause de la permutation des parties naturelles, parceque l'un à la verge d'une sorte, et l'autre la matrice d'une autre.

Kap. 8.

Wie Misgeburten entstehen?

Empedokles sagt, die Misgeburten entstehen durch das Uebermaaß oder den Mangel des Saamens, durch die Art, wie er anfängt sich zu bewegen, durch die vielfache Zertheilung desselben, oder auch weil er nicht an den gehörigen Platz gelangt. Also scheint er schon beynahe alle Ursachen des Misgebährens gekannt zu haben. Straton nimmt hierbey als Ursachen an die Vermehrung, die Verminderung, die Versetzung und die Aufblähung. Einige Aerzte behaupten, eine Misgeburt entstehe nur dann, wenn die Bärmutter durch Aufblähung umgekehret wird.

Kap. 9.

Warum öfters auf den Beyschlaf keine Empfängniß erfolgt? 4)

Der Arzt Diokles behauptet, dieß rühre daher, weil manche Weiber entweder gar keinen oder zu wenig Saamen, oder einen solchen, in

4) Xylander sowohl, als die französischen Uebersetzer ziehen πολλακις zu συνουσιαζουσα, so daß der Sinn herauskömmt: Warum ein Weib, das den Beyschlaf oft genießt, nicht empfängt? Allein die im Kapitel selbst gegebenen Erklärungen zeigen zur Genüge, daß von der Unterbleibung der Empfängniß überhaupt die Rede seyn soll.

in welchem keine Zeugungskraft liegt, auslassen; oder von dem Mangel des gehörigen Grades von Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit; oder auch von der Erschlaffung der Zeugungstheile. Nach der Meynung der Stoiker liegt die Ursache an der Schiefheit der Ruthe, die den Saamen nicht gerade ausspritzen kann; oder anderm ungleichen Verhältniß der Zeugungstheile, daß die Bärmutter zu weit entfernt ist. Erasistratus giebt zur Ursache an, wenn die Bärmutter Schwielen enthält, wenn sie gar zu fleischicht, wenn sie enger oder kleiner ist, als die Natur erfordert.

Kap. 10.

Wie Zwillinge und Dreylinge entstehen?

Nach Empedokles entstehen Zwillinge und Dreylinge durch den Ueberfluß und die Zerspaltung des Saamens. Asklepiades sucht die Ursache in der guten und vorzüglichen Beschaffenheit des Saamens, so wie oft ein Gerstenkorn zwey und drey Aehren hervorbringt. Ein solcher Saame sey höchst fruchtbar. Erasistratus glaubt, die Ursache liege in der Empfängniß selbst, mit der es sich bey den Weibern eben so verhalte wie bey den unvernünftigen Thieren; denn die Bärmutter sey nach vorhergegangner Reinigung der Ueberfruchtung fähig. Die Stoiker setzen die Ursache in die verschiedenen Behältnisse der Bärmutter, daß wenn der Saame in das erste und zweyte fällt, eine

Ueberschwängerung erfolgt, und dann auch Dreylinge gebohren werden.

Kap. 11.

Woher die Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern und Vorfahren rührt?

Empedokles behauptet, die Aehnlichkeit rühre von der größern und vorzüglichern Kraft des Saamens, die Unähnlichkeit aber von der Verdampfung der dem Saamen eigenen Wärme her. Parmenides sagt, wenn der Saame auf der rechten Seite der Bärmutter abgesondert wird, seyen die Kinder den Vätern, auf der linken Seite aber, den Müttern gleich. Nach der Meynung der Stoiker kommt der Saame von dem ganzen Körper und der Seele; er muß also die Figur sowohl als den Charakter nach dem nämlichen Geschlechte bilden, so wie der Mahler das Bild eines gesehenen Gegenstandes mit ähnlichen Farben darstellt. Das Weib giebt ebenfalls einen Saamen von sich; wenn nun der Saame des Weibes die Oberhand hat, wird das Kind der Mutter ähnlich, dem Vater hingegen, wenn der Saame des Mannes überwiegend ist.

Kap. 12.

Warum die Kinder zuweilen nicht den Eltern, sondern andern ähnlich werden?

Die mehresten Aerzte nehmen an, die Kinder würden den Aeltern nur von ungefähr und zufälli-

fälliger Weise unähnlich, wenn der Saame sowohl des Mannes als des Weibes zu geschwinde erkaltet. Nach Empedokles häugt die Bildung der Kinder von der Einbildung der Mutter bey der Empfängniß ab. Denn der Fall sey schon oft vorgekommen, daß Weiber sich in Gemälde und Statuen verliebt, und dann Kinder, die diesen ähnlich waren, gebohren hätten. Die Stoiker behaupten, die Aehnlichkeit unter einander rühre von der Sympathie der Gedanken her, vermittelst des Eindringens gewisser Ausflüsse und Strahlen, nicht aber der Bilder.

Kap. 13.

Woher die Unfruchtbarkeit bey Männern und Weibern entsteht?

Nach der Meynung der Aerzte ist an der Unfruchtbarkeit der Weiber die Bärmutter Ursache, wenn diese entweder zu dicht, oder zu schlapp, oder zu hart, oder zu fleischicht und mit Schwielen versehen ist. Ausserdem kann sie auch von Kleinmuth, Auszehrung, Kränklichkeit, Verunstaltung und Verkrüppelung des Körpers herrühren. Nach Diokles sind die Männer unfruchtbar, weil manche entweder gar keinen oder zu wenig Saamen auslassen, oder weil der Saame zur Zeugung untauglich ist; ferner auch wegen Erschlaffung der Zeugungstheile, wegen Schiefheit der Ruthe, die den Saamen nicht gerade ausspritzen kann, wegen des ungleichen Verhältnisses der beyderseitigen Zeugungstheile,

da die Bärmutter zu weit entfernt ist. 5) Die Stoiker suchen die Ursache in den nicht übereinstimmenden Kräften und Eigenschaften derer, die sich begatten. Sind diese glücklich genug, sich zu trennen und mit andern Personen von gleichen Eigenschaften zu verbinden, so wird dann auch durch eine der Natur gemäße Vereinigung ein Kind erzeugt.

Kap. 14.
Warum die Maulthiere unfruchtbar sind.

Alkmäon sagt, die männlichen Maulthiere seyen unfruchtbar wegen der Dünnheit oder der Kälte ihres Saamens; die weiblichen aber, weil bey ihnen die Bärmutter sich nicht aufthut, das heißt, eine zu enge Mündung hat. So drückt er sich hierüber aus. Empedokles behauptet, wegen der Kleinheit, niedrigen Lage und Enge der Bärmutter, die verkehrt an dem Bauche so fest anliegt, daß der Saame nicht gerade dahin gebracht, und wenn auch dieses geschieht, nicht eingenommen werden kann. Diokles bestätiget dieß, indem er sagt, er habe bey mehreren Zergliederungen von Maulthieren die Bärmutter wirklich so beschaffen gefunden; und es sey möglich, daß die Unfruchtbarkeit der Weiber von eben dieser Ursache herrühre.

Kap. 15.

5) Diese Erklärung wurde vorher im 9ten Kap. den Stoikern zugeschrieben.

Kap. 15.

Ob der Embryo ein Thier ist?

Nach Plato ist der Embryo ein Thier, weil er sich in Mutterleibe bewegt und nährt. Nach den Stoikern ist er ein Theil des Bauches, aber nicht ein Thier, und es verhält sich mit ihm eben so, wie mit den Früchten, die erst Theile der Pflanzen sind, und wenn sie zur Reife gelangen, abfallen. Empedokles behauptet, der Embryo sey zwar kein Thier, aber doch in Mutterleibe lebendig. Der erste Athemzug des Thieres geschehe in dem Augenblicke der Geburt, wenn die bey neugebohrnen Kindern befindliche Feuchtigkeit ihren Abzug genommen hat, und an deren Stelle die äußere Luft in die geöffneten Gefäße eingedrungen ist. Diogenes glaubt, daß die Kinder ohne Leben gebohren werden, aber eine gewisse Wärme haben; und diese natürliche Wärme ziehe, sobald das Kind auf die Welt gekommen ist, die kalte Luft in die Lunge. Herophilus schreibt dem Embryo nur eine natürliche, keine athmende Bewegung zu. Die Ursache der Bewegung liege in den Nerven. Der Embryo, sagt er, wird erst dann ein Thier, wenn er aus Mutterleibe gekommen ist, und etwas Luft eingezogen hat.

Kap. 16.

Wie der Embryo ernähret wird.

Demokritus und Epikurus meynen, der Embryo nähre sich in der Bärmutter vermittelst des

Mun-

Mundes; daher sehe man ihn gleich nach der Geburt mit dem Munde nach der Brust fahren; denn in der Bärmutter befinden sich gewisse Brustwarzen und Canäle, durch welche er seine Nahrung erhält. Nach den Stoikern nährt sich der Embryo durch die Haut, womit er umgeben ist, und den Nabel. Letztere binden daher die Hebammen sogleich ab und erweitern den Mund, damit er seine Nahrung auf eine andere Art suchen soll. Nach Alkmäon nährt er sich von allen Theilen des Körpers, indem er, wie ein Schwamm, dasjenige von den Nahrungsmitteln an sich zieht, was zu seinem Unterhalte dienlich ist.

Kap. 17.

Welcher Theil des Embryo zuerst gebildet wird?

Die Stoiker sagen, der ganze Embryo entstehe zugleich und auf einmal. Aristoteles 6) behauptet, die Hüfte werde, wie der Kiel eines Schiffs, zuerst gebildet. Alkmäon, der Kopf als der Sitz der Denkkraft. Die Aerzte, das Herz, in welchem die Adern und Arterien zusammenlaufen. Einige glauben, die große Fußzehe, andere, der Nabel.

Kap. 18.

6) Der Verfasser bürdet hier dem Aristoteles eine Meynung auf, an welche dieser gar nicht gedacht hat. Denn er behauptet B. 1. von der Zeugung der Thiere. K. 4. 5. ausdrücklich, daß das Herz in der Bärmutter zuerst gebildet werde.

Kap. 18.

Warum die im siebenten Monat gebohrnen Kinder am Leben bleiben?

Nach Empedokles Meynung ist zu der Zeit, da das menschliche Geschlecht aus der Erde entstand, wegen des langsamen Laufs der Sonne ein Tag so lang gewesen als jetzt zehn Monate; späterhin aber dauerte er nur sieben Monate. Daher bleiben nicht nur die zehnmonatlichen, sondern auch die siebenmonatlichen Kinder am Leben, weil die Natur der Welt es so eingerichtet hat, daß das Kind gleich an dem Einen Tage nach der Nacht, in der es erzeugt worden, seine Vollkommenheit erreichen soll. Timäus sagt, man nehme nicht zehn, sondern neun Monate an, wegen des Aufhörens der monatlichen Reinigung gleich nach der Empfängniß; eben so halte man auch solche Kinder für siebenmonatlich, ob sie es gleich nicht sind. Er wußte nämlich, wie viele Monate die Reinigung noch fortwähret. Polybus, Diokles und die Empiriker behaupten, daß auch Kinder von acht Monaten leben können, daß sie aber sehr schwach seyen und dieser Schwäche wegen gemeiniglich wegsterben. Ueberhaupt wolle Niemand gerne Kinder von acht Monaten aufziehen, obgleich viele schon das männliche Alter erreicht haben. Hippokrates und Aristoteles sagen, nach einer Schwangerschaft von sieben Monaten tritt der Embryo hervor, und bleibt, wenn er gebohren worden, am Leben; tritt er hervor, ohne genähret

nähret zu werden, woran die Schwäche des Nabels Schuld ist, weil der Bärmutter die Geburt schwer fällt, so ist er ohne Nahrung, (und deswegen können Kinder von acht Monaten nicht leben); 7) bleibt er aber die neun Monate hindurch in der Bärmutter, so ist er dann beym Hervortreten ganz vollkommen. Nach Polybus ist, wenn das Kind am Leben bleiben soll, eine Schwangerschaft von hundert zwey und achtzig Tagen und einem halben erforderlich. Diese betragen sechs Monate, eine Zeit, binnen welcher auch die Sonne von einem Wendezirkel zum andern läuft; man rechnet sie aber für sieben Monate, weil die Tage, die noch an dem sechsten Monat fehlen, zu dem siebenten genommen werden. Ein Kind von acht Monaten kann nicht am Leben bleiben, weil es aus der Bärmutter heraustritt, und der Nabel, durch den es sich nähren soll, dabey zu lange leidet, folglich ohne Nahrung bleibt. Nach der Lehre der Mathematiker 8) sind die acht Monate mit jeder Geburt unvereinbar, die sieben Monate hingegen lassen sich gut damit verbinden. Die Zeichen des Thierkreises sind nämlich dann unvereinbar, wenn

7) Die eingeschloßnen Worte habe ich nach H. Prof. Becks Vorschlag eingeschaltet, weil sie sich doch beym Galenus befinden, und der Zusammenhang sie nothwendig macht.

8) Unter den Mathematikern versteht hier der Verfasser, wie man gleich aus dem folgenden ersieht, Astrologen oder diejenigen, die aus dem Stande der Gestirne gegen einander Menschen ihre Schicksale weißagen.

wenn sie mit solchen Sternen, die Hausregenten sind, zusammentreffen. 9) Fällt nun einem von diesen das Leben und Schicksal eines Menschen zu, so deutet er ihm nichts als Unglück, und einen frühzeitigen Tod an. Solche unvereinbare Zeichen des Thierkreises sind, wenn man von dem einen bis zum folgenden achten zählt, zum Beyspiel, der Widder mit dem Skorpion, der Stier mit dem Schützen, die Zwillinge mit dem Steinbock, der Krebs mit dem Wassermanne, der Löwe mit den Fischen, die Jungfrau mit dem Widder. Aus dieser Ursache nun bleiben Kinder von sieben und zehn Monaten am Leben, aber die von acht Monaten sterben, wegen der Unvereinbarkeit der Welt.

Kap. 19.

9) Zur Erläuterung dieses Ausdrucks dient folgende Stelle aus Lukians Abhandlung über die Astrologie Th. 5. S. 249. der Wieland. Uebersetzung: „Die Aegypter theilten den ganzen Himmel mit „allen seinen Planeten und Fixsternen in zwölf „Abtheilungen, durch welche jene sich bewegen; „und jede dieser Abtheilungen wurde gleichsam „einem lebendigen Wesen zur Wohnung angewiesen, indem sie sich die in derselben befindlichen „Sterne zusammengenommen unter verschiedenen „Bildern oder Gestalten von Seegeschöpfen, Menschen, Vögeln, wilden und zahmen Thieren vorstellten." Von jedem dieser zwölf Häuser, zu dem ein Gestirn des Thierkreises gehört, dachte man sich einen Planeten oder Regenten, entweder von einem, z. B. der Mond vom Krebse, oder von zweyen zugleich, wie Venus vom Stier und der Waage. S. die Wieland. Anmerkung ebendas. S. 257.

Kap. 19.

Von dem Ursprung der Thiere, wie sie entstanden sind, und ob sie vergehen?

Diejenigen Philosophen, welche die Welt für erschaffen halten, behaupten, daß auch die Thiere erschaffen seyen, und wieder vergehen. Epikurus hingegen, der die Welt für unerschaffen erklärt, glaubt, die Entstehung der Thiere sey weiter nichts als eine Verwandlung aus dem einen ins andere. Eben dieser Meynung ist auch Anaxagoras und Euripides. Letzterer sagt: „Kein Wesen stirbt, alles geht „durch Umwandlung in andere Gestalten über.“ 10) Nach Anaximander sind die ersten Thiere in der Feuchtigkeit erzeugt worden, und mit einer stachlichten Rinde umgeben gewesen; da sie aber an Alter zunahmen, geriethen sie aufs Trockne, und nach Zerreißung der Rinde begannen sie auf kurze Zeit ein anderes Leben. 11) Nach Empedokles war die erste Erzeugung der Thiere und Pflanzen sehr unvollkommen; sie bestanden blos aus getrennten und unzusammenhängenden Theilen. Die zweyte Zeugung gab schon besser geformte Gestalten, deren Theile mit einander verbunden waren. Bey der dritten

10) Aus der verlohren gegangenen Tragödie Chrysippus.

11) S. das achte Buch der Tischreden, Fr. 8. wo diese Meynung Anaximanders ebenfalls angeführt wird.

ten Zeugung entstanden die Gattungen von einander selbst, bey der vierten endlich kamen Wesen zum Vorschein, die nicht mehr aus gleichartigen Theilen, als Erde und Wasser, sondern durch einander selbst gebildet wurden, indem bey einigen die reichlichere Nahrung, bey andern die Schönheit des Weibchens einen Reiz zur Auslassung des Saamens hervorbrachte. Alle Gattungen der Thiere sind durch das Verhältniß der Mischung verschieden. Die welche eine feuchtere Consistenz haben, äußern einen Trieb nach dem Wasser; die, welche mehr Feuer enthalten, erheben sich in die Luft, die schwereren bleiben auf der Erde, und die, deren Mischung aus gleichen Theilen besteht, schicken sich für alle Elemente.

Kap. 20.

Wie viele Gattungen von Thieren es giebt, und ob alle Empfindung und Vernunft haben?

Aristoteles nimmt in einem seiner Werke vier Gattungen von Thieren an, die Landthiere, die Wasserthiere, die gefiederten und die himmlischen. Denn auch die Sterne hält er für Thiere und die Welt selbst für ein vernünftiges, unsterbliches Thier. Demokritus und Epikurus schreiben nur den himmlischen Thieren Vernunft zu. Anaxagoras lehrt, daß alle Thiere die thätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichsam der Dollmetscher des Verstandes

ist. Nach Pythagoras und Plato sind auch die Seelen der sogenannten unvernünftigen Thiere mit Vernunft begabt, sie können aber nicht vernünftig handeln, wegen der üblen Mischung ihres Körpers und weil sie nicht das Vermögen zu reden haben, wie zum Beyspiel die Affen und die Hunde, die zwar Töne, aber keine artikulirten von sich geben. Diogenes behauptet, daß zwar die Thiere an der Denkkraft (und der Luft) 12) Theil haben, daß sie aber theils wegen Dichtheit, theils wegen Ueberfluß der Feuchtigkeit weder denken noch empfinden können, und sich in eben dem Zustande befinden wie Rasende, deren Denkkraft in Unordnung gerathen ist.

Kap. 21.

In wie vieler Zeit die Thiere in Mutterleibe gebildet werden?

Empedokles glaubt, daß beym Menschen die Bildung der Glieder sich vom sechs und dreyßigsten Tage anfängt, und am neun und vierzigsten ganz vollendet wird. Nach Asklepiades geschieht die Bildung des männlichen Embryo wegen der grös-

12) Die eingeschlossenen Worte, im Griechischen και του αερος, gehören gar nicht hierher; του αερος, scheint, wegen des folgenden αισθανεσθαι, aus αισθητικου oder αισθησεως oder etwas ähnlichem entstanden zu seyn. S. über diese Stelle H. Meiners Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom. Th. 1. S. 746.

größern Wärme desselben, schon vom sechs und zwanzigsten Tage an, oft auch noch früher, die Vollendung aber erfolgt um den funfzigsten Tag. Der weibliche Embryo hingegen wird, weil er weniger Wärme hat, im zweyten Monate gebildet und erst im vierten vollendet. Bey den unvernünftigen Thieren hängt die Vollendung und Ausbildung des Embryo von der Zusammenmischung der Elemente ab.

Kap. 22.

Aus wie vielen Elementen jeder Haupttheil unsers Körpers besteht?

Empedokles behauptet, das Fleisch werde aus einer gleichen Mischung 13) der vier Elemente erzeugt; die Nerven aus Feuer und Erde zu doppelten Theilen. Die Nägel entstehen bey den Thieren, wenn die Nerven, so weit sie der Luft ausgesetzt sind, erkälten. Die Knochen scheinen aus Wasser und der im Körper befindlichen Erde gebildet zu seyn. Wenn Feuer und Erde zu vier Theilen mit einander gemischt werden, so entstehet der Schweis und die Thräne.

13) Für das unverständliche εσω im Texte habe ich die Conjectur des H. Prof. Beck ισων aufgenommen.

Kap. 23.
Wann und wie der Mensch seine Vollkommenheit erreicht? 14)

Herakleitus und die Stoiker nehmen an, daß der Mensch um das vierzehnte Jahr seine Vollkommenheit zu erreichen anfängt, weil sich dann die Saamenfeuchtigkeit absondert. So erhalten auch die Bäume erst dann ihre Vollkommenheit, wenn sie anfangen Saamen zu tragen; so lange sie keine Früchte haben, sind sie noch unreif und unvollkommen. Um das vierzehnte Jahr entwickelt sich auch bey dem Menschen der Begriff des Guten und Bösen, und er wird des Unterrichts darüber fähig.

Kap. 24.
Von den Ursachen des Schlafs und des Todes.

Nach Alkmäon entsteht der Schlaf, wenn das Blut sich in die dem Herzen nahen Adern zurückzieht; das Erwachen, wenn das Blut sich wieder durch den Körper verbreitet, und der Tod,

14) Ungeachtet schon Budäus bemerkt hat, daß dieses und das folgende Kapitel versetzt worden, so sind doch alle nachherige Herausgeber und Uebersetzer bey dieser Ordnung geblieben. Nach dem Beyspiel des H. Prof. Beck habe ich daher dieses Kapitel, das in den ältern Ausgaben das 24te ist, vorgenommen, weil die Materien so besser zusammenhängen.

Tod, wenn es sich gänzlich zurückzieht. Empedokles nimmt an, daß der Schlaf von einer verhältnißmäßigen, der Tod aber von einer gänzlichen Erkältung der im Blute befindlichen Wärme herrühre. Diogenes sagt, wenn das durch den ganzen Körper verbreitete Blut die Adern anfüllt und die darin befindliche Luft in die Brust und den darunter liegenden Bauch treibt, so entsteht der Schlaf, und die Brust hat mehrere Wärme; der Tod hingegen erfolgt, wenn die luftartigen Theile ganz aus den Adern verschwinden. Plato und die Stoiker behaupten, der Schlaf entstehe durch eine Nachlassung der die Empfindung bewirkenden feinen Luft, 15) nicht so daß sie sich zur Erde herabsenkt, sondern vielmehr zum Zwischenraum der Augenbraunen oder dem vorzüglichern Theil der Seele emporsteigt; wenn aber eine gänzliche Nachlassung der empfindenden Luft eintritt, so erfolge dan der Tod.

Kap. 25.

Welchem von beyden, der Seele oder dem Körper, der Schlaf und der Tod zugehört?

Nach Aristoteles ist der Schlaf dem Körper und der Seele gemein. Er entsteht durch die aus der Brust und der darunter liegenden Nahrung nach dem Kopfe emporsteigende Feuchtigkeit und durch die Verminderung der Wärme des Herzens; die gänzliche Erkältung aber ziehe

15) Im Griechischen πνευμα αισθητικον.

den Tod nach sich. Der Tod gehört blos für den Körper, nicht für die Seele, bey welcher gar kein Tod Statt finden kann. Anaxagoras glaubt, der Schlaf sey eine Folge der von den körperlichen Arbeiten herrührenden Ermüdung, weil er eine Affection des Körpers, nicht der Seele ist; der Tod hingegen sey eine Trennung der Seele vom Körper. Leukippus behauptet, der Schlaf rühre nicht von der Ermüdung des Körpers her, sondern von einer Beymischung 16) der feinern und kältern Theile, welche die Absonderung der geistigen Wärme überwiegt; eine zu große Menge dieser Theile verursache den Tod. Alle diese Affectionen aber gehören für den Körper, nicht für die Seele. Empedokles hält den Tod für eine Absonderung der feurigen und erdartigen Theile, aus welchen der menschliche Körper zusammengesetzt ist. In so fern muß der Tod dem Körper und der Seele gemein seyn. Beym Schlafe findet nach ihm nur eine geringe Absonderung der feurigen Theile Statt.

Kap. 26.

Wie die Pflanzen wachsen, und ob sie Thiere sind?

Plato und Empedokles behaupten, die Pflanzen seyen beseelt und Thiere. Dieß erhelle daraus, weil sie schwanken, ausgebreitete Zweige haben, wenn man sie beugt, leicht nachgeben, und

16) Ricard übersetzt hier épaississement, Verdichtung, im Griech. steht πηξεσι.

und dann mit solcher Heftigkeit wieder zurückfahren, daß sie schwere Lasten mit sich in die Höhe ziehen. Aristoteles hält sie zwar für beseelt, aber nicht für Thiere, weil die Thiere Begierden, Empfindungen und Vernunft haben. Nach den Stoikern und Epikuräern sind die Pflanzen auch nicht beseelt, weil eine Seele theils Triebe und Begierden, theils auch Vernunft voraussetzt, die Pflanzen hingegen nur eine zufällige Bewegung haben, die nicht von einer Seele herrühren kann. Nach Empedokles sind unter den Thieren die Bäume zuerst aus der Erde hervorgekommen, ehe noch die Sonne ihren Umlauf begann, und Tag und Nacht von einander geschieden wurden. Durch das Gleichmaaß der Mischung bekamen sie das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechts. Ihr Wachsthum rührt von der in der Erde vertheilten Wärme her; folglich sind sie Theile der Erde, wie die Embryonen in Mutterleibe Theile der Bärmutter. Die Früchte sind ein Ueberfluß des in den Pflanzen enthaltenen Wassers und Feuers. Einige Pflanzen, die zu wenig Feuchtigkeit haben, verlieren, wenn diese im Sommer verdampft ist, ihre Blätter; sehr viele behalten sie aber, wie zum Beyspiel der Lorbeer, der Oelbaum und die Palme. Aus der Verschiedenheit der Säfte entsteht die Verschiedenheit nicht nur der vielen Theile, sondern auch der Pflanzen selbst, welche die mannichfaltige Gleichartigkeit durch die Nahrung enthalten, wie man an den Weinstöcken ersieht. Denn nicht die Verschie-

denheit der Stöcke giebt den guten, genießbaren Wein, sondern die Verschiedenheit des Bodens, worauf sie wachsen.

Kap. 27.

Von der Nahrung und dem Wachsthum.

Empedokles sagt, die Thiere werden genährt durch das Zurückbleiben derjenigen Theile der Nahrung, die ihrer Natur angemessen sind 17); und wachsen durch die Gegenwart der Wärme; hingegen nehmen sie ab und sterben durch den Mangel beyder. Die jetzigen Menschen, sagt er, sind in Vergleichung mit den ersten als Kinder anzusehen.

Kap. 28.

Woher bey den Thieren Begierden und Vergnügen entstehen?

Nach Empedokles werden bey den Thieren die Begierden durch den Mangel der Elemente, die das Wasser eines jeden ausmachen, verursacht; das

17) Im Griechisch. διὰ τὴν ὑπόστασιν τοῦ οἰκείου. Amyot und Ricard geben ὑπόστασιν durch Substance. Ich glaube aber, daß dieses Wort hier mehr in der andern Bedeutung für Bodensatz, oder dasjenige, was sich im Körper von der Nahrung niederschlägt, und zurückbleibt, während die unbrauchbaren Theile wieder fortgehen, genommen werden muß.

das Vergnügen entsteht durch die Feuchtigkeit — 18).

Kap. 29.

Wie das Fieber entsteht, und ob es die Folge eines andern Uebels ist?

Erasistratus giebt von dem Fieber folgende Definition: Das Fieber ist eine Bewegung des Blutes, die in die Gefäße des Athems eindringt, und unwillkürlich entsteht. So wie das Meer, wenn es durch nichts beweget wird, still und ruhig bleibt, sobald aber ein Sturm sich erhebt, seiner Natur zuwider von Grund aus durchwühlet wird; eben so dringt auch im menschlichen Körper das Blut, wenn es in Wallung kömmt, in die Gefäße des Athems, entzündet sich da, und erhitzt den ganzen Körper. Auch ist er der Meynung, das Fieber sey eine Folge von andern Uebeln. Diokles sagt: Von dem, was man sieht, läßt sich leicht auf das schließen, was man nicht sieht. Nun aber sind Wunden, Entzündungen und Geschwüre Uebel, auf die man gewöhnlich ein Fieber folgen sieht.

Kap. 30.

Von Gesundheit, Krankheit und Alter.

Nach Alkmäon ist es die Gleichheit der Kräfte, des Feuchten, des Warmen, des Trocknen, des Kal-

18) Dieses Kapitel ist nicht nur verstümmelt, sondern ich habe auch einige Wörter, die gar keinen Sinn haben, auslassen müssen.

Kurze Uebersicht
der in diesem Werke angeführten Schulen, Philosophen und anderer berühmter Männer. *)

Nach den Dichtern, welche Kosmogonien und Theogonien geschrieben haben, und als die ältesten Volkslehrer der Griechen anzusehen sind, von denen besonders Homer B. I, 3. 7. III, 5. IV, 12. 19. Hesiodus B. I, 6. und die orphischen Gedichte B. II, 13. vom Verfasser des vorhergehenden Werks angeführet werden — ferner nach den sogenannten Weisen Griechenlands, die man zwischen die 30te und 50te Olympiade (650 — 570 J. v. Ch. G.) zu setzen pflegt, kömmt vor:

I. Die

*) Beym Anfange der vorhergehenden Schrift habe ich schon erinnert, daß diese Uebersicht aus der Ausgabe des H. Prof. Beck genommen ist, um eine Menge Noten zu ersparen, worinn von den angeführten Philosophen und andern Schriftstellern Nachricht hätte gegeben werden müssen. Bey den Stiftern der verschiedenen Schulen habe ich die Schriften der H. H. Meiners und Tiedemann über die Geschichte der Philosophie angeführt, wo man sowohl von den genannten Männern als ihren Systemen umständlichere Nachrichten finden kann.

I. Die Jonische Schule B. I, 3. oder die Physiker B. I, 18. II, 6.

Thales, von Miletus, der Stifter derselben, war, nach den mehresten, im ersten Jahre der 35ten Olympiade (636. J. v. Ch. G.) gebohren, und starb Ol. 58. 1. (544. J. v. Ch. G.) Den Titel des Weisen erhielt er in der 48. Ol. (S. H. Meiners Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, Th. 1. S. 139. H. Tiedemanns Griechenlands erste Philosophen. S. 101. ff. Geist der spekulativen Philosophie Th. 1. S. 28.) B. I 2, 3, 7, 8, 9, 16, 25. II, 1, 11, 13, 24, 28. III, 9, 10, 11, 15. IV, 1, 2.

Anaximander, von Miletus, gebohren im 3ten Jahre der 42ten Olympiade. Er soll zuerst die Schiefheit des Thierkreises bemerkt haben. (S. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie Th. 1. S. 49.) B. I, 3, 7. II, 15. 16. 20. 21. 24. 25. 28. 29. III, 3, 7. 10. 16. V, 19.

Anaximenes, von Miletus, war nach Diogenes Laert. in der 63ten Olympiade gebohren, nach andern aber blühte er schon um die Ol. 56. (S. Meiners Geschichte der Wissenschaften Th. 1. S. 140. Tiedemanns Geist der spek. Philos. Th. 1. S. 63.) B. I, 3. II, 11. 14. 16. 19. 22. 23. III, 4. 5. 10. 15.

Gewöhnlich, jedoch ohne Grund, wie Hr. Meiners Geschichte der Wissensch. S. 140. sagt, rechnet man noch zur ionischen Schule:

Anaxa-

Anaxagoras, von Klazomene. Er wurde gebohren im 1ten Jahre der 70ten Olympiade, v. Ch. G. 492. begab sich nach Athen Olymp. 75. 1. und von da nach Lampsakus Ol. 82. 3. wo er Ol. 88. 1. gestorben seyn soll. Nach Aristoteles war sein Lehrer **Hermotimus** von Klazomene. Er lehrte zuerst, daß der unendliche Verstand alles aus Homöomorien erschaffen habe. (S. **Meiners** Gesch. der Wissenschaften Th. 1. S. 664. ff. **Tiedemanns** Geist der spek. Phil. Th. 1. S. 312.) B. I, 3. 7. 17. 29. 30. II, 8. 13. 16. 20. 21. 23. 25. 30. III, 1. 2. 3. 5. 15. 16. IV, 1. 3. 19. V, 7. 19. 20. 25.

Diogenes, aus Apollonia in der Insel Kreta, blühte um die 80te Ol. und soll ein Schüler des **Anaximenes** gewesen seyn. (S. **Diogenes Laert.** B. 9. K. 9.) B. II, 1. 8. 13. 23. 32. III, 2. IV, 16. 18. V, 15. 20. 24. Doch ist es ungewiß, ob in allen den Stellen dieser **Diogenes** gemeynt ist.

Archelaus, ein Athener, oder, nach andern, ein Milesier, brachte nach **Diogenes Laert.** B. 2. K. 4. zuerst die ionische Philosophie nach Athen, und soll **Sokrates** Lehrer gewesen seyn. B. I, 3.

Zu gleicher Zeit mit den ältesten ionischen Philosophen lebte **Pherekydes**, aus der Insel Syrus, der Lehrmeister des **Pythagoras**, zwischen der 50—60ten Olym. S. von ihm **Tiedemanns** erste Philosophen Griechenlands S. 153.

II. Die Pythagoräische oder Italische Schule.

Die Pythagoräer werden angeführt I, 3. 14. 15. 16. II, 9. 13. 29. 30. III, 1. 2.

Pythagoras, von Samus, der Stifter derselben, war nach H. Meiners Untersuchungen im 2ten Jahre der 49ten Olympiade gebohren, ließ sich, nach verschiedenen Reisen im Morgenlande, in der Stadt Kroton im untern Italien nieder, und ist wahrscheinlich im Anfange der 69ten Ol. gestorben, um welche Zeit auch der erste pythagoräische Bund zerstöret wurde. (S. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. I. S. 178. ff. Tiedemanns Griechenlands erste Philosophen S. 212. Geist der spekul. Philosophie S. 67.) B. I. 3. 7. 8. 9. 11. 14. 21. 23. 24. 25. II, 1. 4. 6. 10. 12. 23. 25. III, 14. IV, 2. 4. 5. 7. 20. V, 1. 3. 4. 5. 20. 24. 26.

Zu den ältern Pythagoräern werden außer dem Theano (Ol. 70.) **Okellus Lukanus** (um dieselbe Zeit) **Epicharmus**, (Ol. 75) **Empedokles**, der gar nicht hieher gehört, und unten nach der eleatischen Schule vorkommen wird, und **Archytas** von Tarent, (Ol. 90.) noch folgende, wiewohl nicht alle aus hinreichenden Gründen gezählet:

Alkmäon, von Kroton, der um die 65 Ol. lebte, und auch über mediciniſche Materien geschrieben haben soll. (S. Diogenes Laert. B. 8. K. 5) B. II, 16. IV, 16. 17. 18. V, 3. 14. 16. 17. 24. 30.

Hippasus von Metapontum. Er lebte um die nämliche Zeit. (Diogenes Laert. B. 8 K. 6) B. I, 3.

Ekphantus, von Kroton, um die 100. Ol. B. III. 13.

Philolaus, ein Schüler des Archytas von Kroton, lebte zu Heraklea. Dessen Schriften kaufte Plato um 400 Goldstücke von seinen Erben. (S. Diogenes Laert. B. 8. K. 7.) B. II, 5. 20. III, 11. 13.

Timäus, von Lokri, lebte noch in der 98ten Ol. und hat ein Buch von der Seele der Welt geschrieben, das noch vorhanden ist. B. III, 17. V, 18.

Hippo, von Rhegium, oder Metapont zwischen der 90 und 100 Ol. soll das Daseyn der Götter bestritten haben. B. V, K. 5. und 7.

Eudoxus, von Knidus, Archytas und Platos Schüler, ein berühmter Astronom, um die 103te Ol. (S. Diogenes Laert. B. 8. K. 8) B. II, 19. IV, 1.

Hiketas, von Syrakus, ebenfalls ein berühmter Astronom und Mathematiker, um die nämliche Zeit. B. III. 9.

III. Die Eleatische Schule.

Xenophanes, gebohren zu Kolophon um die 40te Olympiade, verließ wegen der Herrschaft der Perser sein Vaterland, und begab sich, wie Pythagoras nach dem untern Theile Italiens, wo er sich mehrentheils in Elea (Eleia, bey den Römern Velia) aufhielt und

ein

ein sehr hohes Alter erreichte. (S. Diogenes Laert. B. 9. K. 2. Meiners Gesch. d. Wissensch. Th. 1. S. 603. Tiedemanns Geist der spekulat. Philos. Th. 1. S. 139) B. II, 4. 13. 18. 20. 24. 25. III, 2. 9. 11. V, 1.

Parmenides, aus Elea, Xenophanes Schüler, blühete um die 69te Olymp. und hat sich als Gesetzgeber seiner Vaterstadt bekannt gemacht. (S. Diogenes Laert. B. 9. K. 3. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. 1. S. 605. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 1. S. 163.) B. I, 24. 25. II, 7. 26. III, 1. 14. 15. IV, 5. V, 7. 11.

Zeno, von Elea, gebohren in der 71ten Olymp. war ein Schüler des Parmenides, und Lehrer des Leukippus und Perikles. Er war der Urheber der Dialektik, und wie H. Meiners sagt, unter den eigentlichen Weltweisen, in so fern man sie von den Sophisten unterscheiden muß, der erste vorsetzliche Verderber der Weltweisheit, der sie von der Bildung der Herzen und der Erforschung der Natur auf schwere, dürre und unnütze Spitzfindigkeiten ableitete, und anstatt ihren noch schwachen Stamm zu nähren und zu pflegen, ihn gefährlich zu verletzen und zu untergraben anfieng. (S. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. I. S. 710. Tiedemanns Geist der spek. Philos. S. 285.) B. I, 24. V, 4. 5.

Melissus, von Samus, Parmenides Schüler. Er trug als Befehlshaber der samischen Flotte

einen herrlichen Sieg über die athenische davon, und blühte um die 84te Olymp. (S. Diogenes Laert. B. 9. K. 4. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. 1. S. 716.) B. I, 24.

Noch machten sich um diese Zeit bis zur 100 Olympiade hin noch einige andere Philosophen berühmt, welche eine fortdauernde Schule gestiftet haben. Dahin gehört:

Herakleitus, von Ephesus, ein Zeitgenosse des Parmenides, blühte um die 69te Olympiade. Er war, sagt H. Meiners, nach dem Pherekydes der erste, oder eigentlich der erste wirkliche Naturforscher in Griechenland, der in ungebundener Rede schrieb, aber wegen der damaligen Armuth der Sprache so dichterisch und dunkel, daß er daher den Namen des finstern erhielt. (S. Diogenes Laert. B. 9. K. 1. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. 1. S. 619. Tiedemanns Geist der spekul. Phil. Th. 1. S. 194.) B. I, 3. 13. 23. 27. 28. II, 13. 17. 21. 22. 24. 25. 27. 28. 29. 32. IV, 3. V, 23.

Leukippus, aus Abdera, nach andern aus Melus, lebte um eben die Zeit. Einige nehmen fälschlich an, daß er ein Schüler des Zeno und Melissus gewesen sey, und also um die 85te Olymp. geblüht habe. Er war der erste Erfinder der Atomen. (S. Diogenes Laert. B. 9. K. 6. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. 1. S. 628. Tiedemanns Geist der spek. Philos. Th. 1. S. 223.) B. I, 18. II, 7. III, 10. 12. IV, 8. V, 4. 7. 25.

Empedokles, von Agrigent in Sicilien, blühte zu Anaxagoras Zeiten um die 80te Olymp. Er war wohl ein Anhänger des Pythagoras, aber kein Schüler desselben. Er hat Gedichte von ganz verschiedenem Inhalt geschrieben, von denen aber nur einige Fragmente auf uns gekommen sind. Das ganze Alterthum setzt ihn den größten Dichtern an die Seite. (S. Diogenes Laert. B. 8. K. 2. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. 1. S. 640. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 1. S. 242.) B. I, 3. 5. 13. 15. 17. 18. 24. 26. 30. II, 1. 6. 7. 8. 10. 11. 13. 20. 23. 27. 31. III, 8. 16. IV, 5. 9. 13. 14. 16. 17. 22. V, 7. 8. 10. 11. 12. 14. 15. 18. 19. 21. 22. 24. 25. 26. 27. 28.

Demokritus, von Abdera, ein Schüler oder Freund des Leukippus, war nach einigen um die 80te, nach andern in der 87ten, nach H. Meiners zu Ende der 71ten Olympiade gebohren. Er soll viele Reisen in die entlegensten Länder gethan und sich durch Wunder und Weissagungen das Ansehen eines göttlichen Mannes erworben haben. Er starb in einem hohen Alter gegen die 102te Olymp. (S. Diogenes Laert. B. 9. K. 7. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. 1. S. 690. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 1. S. 263.) B. I, 3. 7. 9. 17. 18. 23. 25. 26. II, 1. 3. 7. 15. 16. 20. 25. III, 1. 2. 10. 12. 13. 15. IV, 1. 3. 4. 5. 7. 8. 10. 13. 14. 19. V, 2. 2. 4. 5. 7. 16. 20.

Metrodorus, von Chius, ein Schüler des De-

mokritus. B. I, 18. II, 15. 17. 18. 20. vielleicht auch III, 1. 2. 3. 4. 5. 7. 9. 15. 16.

Diagoras, von Melus, um die 90te Olympiade, soll ein Sklave und Zuhörer des Demokritus gewesen seyn. Er wurde in Athen wegen atheistischer Grundsätze angeklagt und verbannt. B. I, 7. (S. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie Th. 1. S. 384.)

In dieses Zeitalter gehören auch noch die Sophisten, Gorgias von Leontini, Thrasymachus von Chalkedon, Protagoras von Abdera, Prodikus von Kea, Hippias von Elis, Antiphon von Rhamnus, die sich zwischen der 80ten und 95ten Olympiade berühmt machten. Von diesen wird angeführt:

Antiphon, von Rhamnus, ein athenischer Redner. B. II, 28. III, 16.

Von andern gelehrten und berühmten Männern, die um die nämliche Zeit lebten, werden folgende von unserm Verfasser angeführt:

Hipponax, von Ephesus, der aus seinem Vaterlande verbannt wurde, und sich nach Klazomene wendete. Er soll nach Plinius Naturgesch. B. 36. K. 5. um die 60te Olymp. geblühet habe. Sein Name kömmt zweymal vor B. V. K. 7. wo aber nach Corsini's Verbesserung Hippo dafür gesetzt worden.

Oenopides, von Chius, ein berühmter Astronom um die 70 Olympiade. Nach Diodor Buch. 1, Kap. 98. hat er seine Kenntnisse aus Aegypten geholt. B. II, 12.

Hero-

Herodotus, von Halikarnassus, der bekannte Geschichtschreiber. Er fieng seine Geschichte an zu schreiben um die 84te Olymp. B. IV, 1.

Hippokrates, von Kos, der Vater der Aerzte, war im 1ten Jahre der 80ten Olymp. gebohren, hielt sich um die 88. Ol. in Athen auf, und soll zu Larissa in Thessalien gestorben seyn. B. V, 18.

Polybus, Hippokrates Schwiegersohn und Schüler um die 90te Olymp. Die unter Hippokrates Werken befindliche Schrift über die Natur des Menschen wird ihm zugeschrieben. B. V, 18.

Euripides, von Athen, der berühmte tragische Dichter, lebte vom 1ten Jahre der 75ten, bis zum 3ten der 93ten Olympiade. B. I, 6. 7. IV. 12. V, 19.

IV. Die sokratische Schule.

Sokrates, der Stifter derselben, war geboren zu Athen im 4ten Jahre der 77 Olympiade, (in 468 J. vor Chr. Geb.) und trank den Giftbecher im 1ten der 95 Olymp. Er verließ die Systeme der Physik und Kosmogonie aller seiner Vorgänger und beschäftigte sich vornehmlich mit der Sittenlehre, als einem die Menschen näher angehenden Gegenstande. (S. Tiedemanns Geist der spekul. Phil. Th. 2. S. 8. Meiners Geschichte der Wissensch. Th. 2. S. 346) B. I, 3. 7. 10.

Von seinen Schülern blieben einige dem System und den Grundsätzen ihres Lehrers ge-

treu, dahin gehört Xenophon, Aeschines, Cebes; andere aber wurden die Stifter neuer Schulen und Sekten. So entstand aus der sokratischen Schule:

1) Die kyrenische Schule.

Ihr Stifter war Aristippus von Kyrene, der um die 100 Olymp. blühete. Er wich von seinem Lehrer Sokrates so sehr ab, daß er den Genuß der ausgesuchtesten Wohllüste zu seinem System machte, und sich ganz nach den verdorbenen Sitten seines Zeitalters richtete. Aus dieser Ursache hält ihn H. Meiners mehr für einen feinen Weltmann und weisen Wohllüstling als für einen wahren, der Menschheit nützlichen Philosophen. (S. Meiners Geschichte der Wissensch. Th. 2. S. 646. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 2. S. 50.) Von seinen Schülern und Anhängern sind bekannt Annikeris, Antipater, Hegesias, Diodorus der Atheist, vorzüglich aber

Theodorus, von Kyrene, der um die 120 Olympiade, zur Zeit des Königs Lysimachus lebte. Er war ein Schüler des Krates von Athen, des Annikeris und des Stoikers Zeno und gieng in der Ruchlosigkeit seiner Grundsätze sowohl als seines Lebenswandels noch weiter als die vorhergehenden. (S. Meiners Gesch. der Wissensch. Th. 2. S. 662.) B. I, K. 7.

Euemerus, von Tegea oder, nach andern, von Messene, ein Schüler des vorhergehenden. Er schrieb eine fabelhafte Geschichte der Göt-

ter,

ter, worin er zu beweisen suchte, daß die Götter aller Völker weise Könige, Helden und Gesetzgeber gewesen, denen man nach ihrem Tode aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen hätte. Sein Endzweck soll dabey gewesen seyn, den Glauben an die Gottheit lächerlich zu machen, und ganz aufzuheben. Ein Stück aus seiner Geschichte hat Diodor im 6ten Buche (Th. 2. S. 294. der Stroth. Uebersetzung) aufbewahrt. In den Memoires de l'Academie des Inscriptions & belles lettres stehen drey Abhandlungen über Euemerus, die eine vom Abbe Sevin Th. 8. die zweyte von Fourmont Th. 15. und die dritte vom Abbe Foucher Th. 34 und 35, worin dessen System und Absicht genauer entwickelt werden. (S. Meiners Geschichte der Wissenschaften Th. 2. S. 664.) B. I. K. 7.

2) Die megarische Schule.

Sie heißt auch die eristische, und hatte zum Stifter Eukleides, aus Megara, der der Dialektik der Sophisten, so wie Aristippus, deren Theologie und Ethik folgte. Von seinen Schülern und Nachfolgern sind vorzüglich bekannt Eubulides, Alexinus, Diodorus Kronus und Stilpo. (S. Diogenes Laert. B. 2. K. 10. 11. 12. Meiners Geschich. der Wissensch. Th. 2. S. 636. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 2. S. 49.)

3) Die elische Schule.

Ihr Stifter war Phädon von Elis, der nach Eroberung seiner Vaterstadt in Sklaverey

gerathen, aber auf Sokrates Veranstaltung wieder losgekauft worden war. Sein zweyter Nachfolger hieß Menedemus von Eretria, und von diesem wurde die Schule die eretrische genennt. Sie stimmte in ihren Lehrsätzen mit der vorhergehenden Schule fast ganz überein, und dauerte wie diese kaum drey Menschenalter fort. (S. Diogenes Laert. B. 2. K. 9. und 18. Meiners Geschichte der Wissenschaften. Th. 2. S. 645. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 2. S. 48.)

4) Die kynische Schule.

Sie hatte zum Stifter Antisthenes, einen der vorzüglichsten Schüler des Sokrates, und ward durch dessen Nachfolger, Diogenes, von Sinope und Krates von Theben, noch bekannter. Ihr Name rührt nicht, wie einige sagen, von der hündischen Dreistigkeit her, die die Anhänger dieser Sekte äußerten, sondern von Kynosarges, einem Gymnasium in Athen, wo Antisthenes zu lehren pflegte. (S. Meiners Geschichte der Wissensch. Th. 2. 666. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 2. S. 60.)

5) Die akademische oder platonische Schule.

Ihr Stifter war Plato, Aristons Sohn, aus Athen, unter allen Freunden des Sokrates, wie H. Meiners sagt, zwar nicht der größte Mann, aber gewiß der feinste Kopf, der tiefsinnigste Grübler, der schönste Schriftsteller und der glücklichste Erzieher grosser Männer, deren aus seiner Akademie mehr als aus den

Schu-

Schulen aller übrigen Sokratiker hervorgiengen. Er lebte vom 3ten Jahre der 87ten Olympiade bis zum ersten der 108ten. Nach dem Tode seines Lehrers unternahm er, um Kenntnisse einzusammeln, Reisen nach Aegypten und Italien wo er sich mit den letztern Pythagoräern bekannt machte. Er hat auch viele Lehrsätze der pythagoräischen Schule mit der sokratischen verbunden. (S. Meiners Geschichte der Wissenschaften Th. 2. S. 683. Tiedemanns Geist der spekulat. Philos. Th. 2. S. 63.) B. I, 2. 3. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 15. 17. 18. 19. 21. 22. 23. 26. 27. 28. 29. II, 4. 5. 6. 7. 9. 10. 13. 15. 16. 17. 19. 20. 23. 25. 29. III, 5. 15. 16. 17. IV, 2. 4. 5. 6. 7, 8. 13. 16. 19. 20. V, 1. 3. 4. 15. 20. 24. 26.

Die Akademie oder platonische Schule wird eingetheilt

a) in die alte, zu welcher die eigentlichen Schüler des Plato und deren erstere Nachfolger Speusippus, Xenokrates, Polemo, Krantor und Krates gezählet werden. Von dieser führt der Verfasser an:

Xenokrates, von Chalkedon, der Olymp. 110, 2. als Lehrer in der Akademie, dem Speusippus nachfolgt. Er starb Olymp. 116, 1. Er wird angeführt B. 2. K. 15. wo eben einige Xenophanes, und Corsini Zeno dafür lesen. (S. Diogen. Laert. B. 4. K. 2.)

Krates, von Athen, um die 12te Olympiade, folgte in der Akademie dem Polemo. (S. Diogen.

Diogen. Laert. B. 4. K. 6) B. II, 15. Doch verstehen einige den Krates Mallotes.

b) In die mittlere Akademie, deren Stifter Arkesilaus oder Arkesilas um die 124ste Ol. blühte. (S. Tiedemanns Geist der spekulat. Philosophie Th. 2. S. 566)

c) In die neue Akademie. Diese hatte zum Stifter Karneades aus Kyrene, welcher der vierte Nachfolger des Arkesilaus war, und um die 156te Olymp. blühte. (S. Tiedemann im angef. W. S. 572) Karneades Nachfolger war sein Schüler Klitomachus um die 163ste Olymp. Diesem folgte zu den Zeiten des Sylla Philo, dessen Schüler Antiochus und Aristo die Akademie mit der peripatetischen und stoischen Schule zu vereinigen suchten.

Indeß entstand aus den Schulen der Eleatiker, Sophisten und Eristiker zu Alexanders Zeiten eine neue Sekte, die Skeptiker, deren Stifter Pyrrho, aus Elis, war. Unter seinen Schülern zeichnete sich vorzüglich Timon von Phlius aus. (S. Diogenes Laert. B. 9. K. 11 u. 12. Tiedemanns Geist der spekulat. Philos. T. 2. S. 332)

V. Die peripatetische Schule, oder die Schule des Lykeums. B. I.

Vorrede III, 2.

Der Stifter derselben war:

Aristoteles, von Stagira, welcher im 1ten Jahre der 99 Olympiade gebohren worden, und

und im 3ten Jahr der 114 Olymp. zu Chalkis starb. Nachdem er acht Jahre lang Alexanders Hofmeister gewesen war, gieng er Ol. 111. 2. nach Athen und lehrte 12 Jahre in dem Gymnasium, welches Lykeum hieß. B. I, Vorrede. 1. 2. 3. 7. 9. 10. 11. 12. 16. 18. 19. 23. 29. II, 3. 4. 5. 7. 9. 10. 11. 17. 20. 23. 29. III, 1. 2. 3. 15. 17. IV, 2. 6. 10. 20. V, 1. 3. 4. 5. 6. 7. 17. 18. 20. 25 26. (S. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 2. S. 212.)

Theophrastus von Eresus in der Insel Lesbos, Aristoteles Schüler, folgte seinem Lehrer in der Schule nach, Olymp. 114. 3. B. 1. Vorrede 1.

Strato, von Lampsakus, Theophrastus Nachfolger in der peripatetischen Schule, der er von Olymp. 123. 3. bis Ol. 128. vorstand. B. III. 2. IV, 5. 23. V, 2. 4. 8. (Von beyden s. Diogenes Laert. B. 5. K. 2. u. 3.)

Unter den übrigen Peripatetikern zeichnete sich aus:

Dikäarchus, von Messana, um die 120te Ol. ein berühmter Geograph, der die von ihm verfertigten Charten von Griechenland dem Theophrastus zugeschrieben hat. B. IV, 2. V, 1.

Herakleides, aus Heraklea in Pontus; er hieng auch der platonischen Schule an und blühte um die 112te Olymp. B. III, 2. 13. 17. IV, 9. (S. Diogenes Laert. B. 5. K. 6.)

Aus eben dieser Schule kamen Aristoxenus der Musiker, Hieronymus von Rhodos, Demetrius von Phalerum und Kratippus.

VI. Die Schule der Stoiker.

Diese werden angeführt B. I, Vorrede 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 18. 22. 27. 28. 29. II, 1. 2. 9. 14. 15. 17. 20. 22. 23. 25. 26. 27. 29. 30. III, 3. 7. 8. 9. 10. 15. IV, 3. 4. 5. 7. 8. 9. 10. 11. 15. 19. 20. 21. 23. V, 1. 9. 10. 11. 12. 13. 15. 16. 17. 23. 24. 26. 30.

Zeno, von Kittium, einer Stadt in der Insel Kypern, ein Schüler der Akademiker und Nacheiferer der Kyniker, blühte von der 120ten Olympiade an, und lehrte zu Athen in der Stoa Pökile, (der mit Gemählden geschmückten Halle) wovon seine Sekte den Namen erhielt. B. I, 3. 10. 15. IV, 21. vielleicht auch V, 4. 5. (S. Tiedemanns Geist der spekul. Philosophie Th. 2. S. 427)

Die Reihe der Philosophen welche nach Zeno der stoischen Schule vorgestanden haben, ist folgende:

Kleanthes aus Assus in Mysien von der 129ten Olympiade an. B. II, 14. 16. (S. Diogenes Laert. B. 7. K. 5.

Chrysippus, von Tarsus oder Soli in Kilikien starb in der 143 Ol. Ihm verdankt die stoische Schule am meisten. B. I, 28. IV. 12. 15. (Diog. Laert. B. 7. K. 7. Von beyden Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 2. S. 431) Auf Zeno von Tarsus folgte:

Dioge-

Diogenes von Seleucia oder Babylon, welcher mit Karneades und Kritolaus im 598 J. R. nach Rom kam, und von Diogenes von Apollonia unterschieden werden muß. B. II, 1. 8. 13. 23. 32. III, 2. IV, 5. 16. 18. V, 15. 20. 24. Doch möchte an einigen dieser Stellen letzterer zu verstehen seyn. Auf diesen folgten Antipater von Tarsus, Panätius und zuletzt.

Poseidonius, von Apamea oder Rhodus, der im 4ten Jahre der 181ten Olympiade nach Rom kam. Er war der gelehrteste und beredtste unter allen Stoikern. B. I, 28. II, 9. III, 1. Unter den übrigen Stoikern war noch berühmt:

Krates Mallotes, von Pergamus, ein Gramatiker. Er wurde in der 143ten Olympiade von Attalus nach Rom geschickt, und hatte den Panätius zum Schüler. Es ist ungewiß, ob er B. 2. K. 15. gemeynt wird.

VII. Die Schule der Epikuräer. B. V. 26.

Epikurus, von Gargettus, einem Flecken in Attika, wurde Olymp. 109, 3. gebohren, lehrte zu Athen von Ol. 118 an, und starb Ol. 127, 2. Er wärmte die Lehrmeynungen des Demokritus in der Physik wieder auf. B. I, 3. 7. 8. 12. 18. 20. 23. 24. 29. II, 1. 2. 3. 4. 7. 13. 20. 21. 22. III, 4. 15. IV, 4. 5. 7. 8. 9. 13. 14. 19. 23. V, 1. 3. 5. 16. 19. 20. 21. 22. 24. 25. 26. 27. 28. (S. Tiedemanns Geist der spekul. Philos. Th. 2. S. 366. Unter seine Schüler gehören:

Me-

Metrodorus, von Lampsakus, der noch vor Epikurus Ol. 125. starb, und von Metrodorus, dem Chier, unterschieden werden muß. B. I, 5. II, 1. (Diogenes Laert. B. 10. Absch. 3.

Demetrius, mit dem Zunamen Lako, um die 130te Olymp. Vermuthlich ist dieser B. I, 18. zu verstehen, weil er in Gesellschaft des Leukippus, Metrodorus und Epikurus genannt wird. (Diogenes Laert. B. 10. Abschn. 15.

Boethus, ein Zeitgenosse Plutarchs, lebte unter den Kaisern Trajanus und Hadrianus und legte sich besonders auf die Geometrie. B. III, 2. Auch in den Tischreden wird seiner einigemal gedacht.

Außer diesen zu einer bestimmten Schule gehörenden Philosophen werden vom Verfasser noch folgende berühmte Männer, die nach der 100 Olympiade gelebt haben, angeführt.

Ephorus von Kuma in Aeolien, Isokrates Schüler, hat eine Geschichte bis zum 20ten Jahre der Regierung Philipps, Königs in Makedonien, d. i. bis zur 110 Olympiade geschrieben. IV, 1.

Herophilus, von Chalkedon, oder nach andern von Karthago, ein Zeitgenosse des Diodorus Kronus und beynahe auch des Aristoteles, hat sich als Arzt, besonders aber als Anatomiker bekannt gemacht. B. I, 23. IV, 5. 22. V, 2. 15. 29.

Aleo-

Kleophanes, einer der berühmtesten Aerzte des Alterthums, blühte schon vor Aristoteles um die 110 Olymp. B. V, 7.

Pytheas, von Massiliä oder Marseille, ein Geograph, soll zu Alexanders Zeiten, das ist, nach der 110ten Olymp. gelebt haben. B. III, 17.

Euthymenes, ein Landsmann, und, wie es scheint, Zeitgenosse des Pytheas, ebenfalls ein berühmter Geograph. B. IV, 1.

Berosus, von Babylon, trieb die Astronomie in der Insel Kos und blühte noch zu Alexanders Zeiten. B. II, 29.

Aratus, von Soli oder Tarsus in Kilikien, lebte an dem Hofe des makedonischen Königs Antigonus, der von Olymp. 125 — 133. regierte. Er hat sich durch astronomische Gedichte bekannt gemacht. B. I, 6. II, 19.

Erasistratus, aus Julis, einer Stadt auf der Insel Keos, ein berühmter Arzt, Theophrastus Schüler, blühte um die 124 Olymp. B. IV, 5. V, 9. 10. 29. 30.

Diokles, von Karystus in der Insel Euböa, ebenfalls ein berühmter Arzt, welcher um die 136 Olympiade, in den letzten Zeiten des Königs Antigonus Gonatas lebte. Man darf ihn nicht mit einem andern Diokles, einem Schüler des Physikers Strato, verwechseln, der um die 130. Olymp. lebte. Ersterer scheint in diesem Werke gemeynt zu seyn. B. V, 9. 13. 14. 18. 29. 30.

Kallimachus, von Kyrene, ein Dichter, lebte um die 133. Olympiade zu Alexandrien. Von seinen vielen Schriften sind nur einige Hymnen auf uns gekommen. B. I, 7.

Eratosthenes, war im 1ten Jahre der 126ten Olympiade gebohren, und that sich in Alexan-

xandrien in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit, besonders als Geograph hervor. Er lebte bis zur 146 Ol. B. I, 21. II, 31.

Aristarchus, von Samus, ein Zeitgenosse des Stoikers Kleanthes, ein berühmter Mathematiker und Astronom, um die 130 Olympiade. B. II, 24.

Seleukus, ein gelehrter Astronom, wird von einigen in die 140 Olympiade gesetzt. B. II, 1. III, 17.

Hipparchus, von Nikäa, in Bithynien, blühte von Ol. 154—163. Er ließ sich in Rhodus nieder, und kann als der vornehmste unter allen alten Astronomen angesehen werden. B. IV, 13.

Epigenes, von Byzanz, ist ebenfalls unter die ältern Astronomen zu zählen, doch ist sein eigentliches Zeitalter nicht bekannt. B. III, 2.

Asklepiades, aus Bithynien, legte sich erst auf die Rhetorik, dann auf die Arzneywissenschaft, und war ein Zeitgenosse von Pompejus Magnus und Cicero. Von ihm ist ein zweyter Asklepiades, auch ein Arzt, zu unterscheiden, der unter Nero und den folgenden Kaisern lebte; desgleichen ein dritter, C. Calpurnius Asklepiades, der in Trajans Zeitalter gehört. Es läßt sich nicht bestimmen, welcher von diesen dreyen im vorhergehenden Werke gemeynt wird, B. IV, 2. 22. V, 10. 21. 30.

Außerdem führt der Verfasser noch an

Die Mathematiker B. II, 15. 16. 29. V, 18.

Die Aerzte. B. V, 8. 12. 13. 30. — und besonders

Die Empiriker. B. V, 18.

Fragen
über Gegenstände der Physik.

I.
Warum ist das Meerwasser zur Nahrung für die Bäume untauglich?

Etwa aus eben der Ursache, weswegen es auch nicht zur Nahrung für die Landthiere taugt? Denn nach der Behauptung des Plato, des Anaxagoras und Demokritus ist jede Pflanze ein Landthier. Aus dem Umstand, daß das Seewasser für Seegewächse nahrhaft, so wie für die Fische trinkbar ist, folgt noch nicht, daß es auch den Pflanzen und Bäumen auf dem Lande Nahrung geben könne. Wegen seiner Dicke kann es nicht in die Wurzeln eindringen, und seiner Schwere wegen nicht emporsteigen. Daß es aber schwer und mit Erdtheilen geschwängert ist, erhelle unter vielen andern Gründen auch daraus, das es Fahrzeuge und Schwimmer weit besser als das süße Wasser trägt. — Oder weil die Trockenheit den Bäumen schädlich, das Seewasser aber austrocknend ist?

Aus diesem Grunde wenigstens verhindert das Salz die Fäulniß, und die Körper derer, die sich in der See baden, bekommen sogleich eine trockne und rauhe Oberfläche. — Oder weil das Oel den Pflanzen nachtheilig ist, und diejenigen, die damit bestrichen werden, zu Grunde richtet? Das Meer enthält viele Fettigkeit; deshalb befördert es den Brand, und man giebt die Warnung, ja kein Seewasser ins Feuer zu giessen — Oder rührt es vielleicht daher, weil dieses Wasser, wie Aristoteles sagt, durch Beymischung verbrannter Erde bitter und untrinkbar geworden ist? So entsteht auch die Lauge, wenn süßes Wasser auf Asche geworfen wird. Diese Auflösung verändert die Natur des Wassers und macht es zum Trinken untauglich, so wie die Fieber im menschlichen Körper die Feuchtigkeit in Galle verwandeln. Was die Gesträuche und Pflanzen betrift, von denen man behauptet, daß sie im rothen Meere wachsen 1), so tragen sie keine Früchte, und erhalten ihre Nahrung von den Flüssen, die vielen Schlamm mit sich führen. Aus dieser Ursache pflegen sie auch immer nur nahe am Land hervorzukommen.

2. War-

1) Auch Plinius sagt, B. 13. K. 48. das rothe Meer, und der ganze östliche Ocean sey voll von Wäldern; im mittelländischen Meere gebe es nur kleine Sträuche und Bäume.

2.

Warum ist das Regenwasser zur Ernährung der Bäume und Saamen geschickter als das Wasser, womit sie begossen werden?

Etwa weil, wie Laitus 2) sagt, das Regenwasser durch das Schlagen die Erde öffnet, sich Canäle gräbt, und dadurch desto besser zu den Wurzeln dringt? Oder ist dieß vielleicht grundlos, und hat Laitus nicht gewußt, daß selbst die in stehenden Wassern wachsenden Pflanzen, der Reis 3) das Stöbenkraut, 4) das Moos,

2) Wer dieser Laitus ist, läßt sich nicht bestimmen. Vermuthlich war es, wenn anders der Name nicht verdorben ist, ein lateinischer Schriftsteller Lätus. Auch Clemens von Alexandrien führt einen Laitus an, der Φοινικικα geschrieben hat.

3) Im Griechischen τιφη, eine Getreideart, von der sich aber nicht mit Gewißheit sagen läßt, was es für eine gewesen sey. Hesychius erklärt dies Wort durch ολυρα. Plinius B. 18. K. 20. sagt, Tiphe sey, wie die Zea und Olyra, Aegypten, Syrien, Kilikien, Asien und Griechenland eigen gewesen. Ebendas. K. 20. wird angegeben, Zea und Tiphe sey ein ausgeartetes Getreide, und werde auch wieder zu gewöhnlichem Getreide, wenn es gesäet wird, nachdem es schon gestampft ist; aber nicht gleich, sondern erst im dritten Jahre. Da die Tiphe nach dieser Stelle im Wasser wuchs, so ist es vermuthlich eine Reißart gewesen, und daher habe ich es durch Reiß übersetzt.

4) Phleos, ein mit Stacheln versehenes Gewächs, das sonst auch στοιβη genennt wird, davon der deut-

kein Wachsthum, keinen Trieb haben, wenn nicht zur gehörigen Zeit Regen erfolgt? Ist die Behauptung des Aristoteles gegründet, daß Regenwasser frisch und neu, Teichwasser hingegen alt und gleichsam abgestanden ist? Oder sollte auch diese Meynung mehr wahrscheinlich als wahr seyn? Denn Quell- und Flußwasser ist auch immer neu und frisch. Man kann, wie Herakleitus sagt, nicht zweymal in den nämlichen Fluß steigen, weil immer anderes Wasser zufließt. Aber auch dieses giebt weniger Nahrung als Regenwasser. Also ist wohl das vom Himmel kommende Wasser leicht, und mit einer feinen, durchdringenden Luft vermischt, so daß es vermöge seiner Dünnheit, geschwind zu den Pflanzen geleitet und in ihnen empor getrieben wird? Eben wegen dieser Vermischung mit Luft wirft es auch Blasen. — Oder rührt es daher, weil dasjenige am besten nährt, was von dem Genährten leicht überwältiget wird? Denn darin besteht eben die Verdauung; Unverdaulichkeit hingegen folgt, wenn die Nahrung zu hart und stark ist, als daß sie sich verarbeiten ließe. Folglich wird immer das Dünne, Einfache und Geschmacklose am leichtesten ver-

deutsche Name Stöbenkraut. Man verfertigte daraus Matten und Seile, auch brauchte man die daran befindliche Wolle zum Ausstopfen. S. Plinius B. 21. K. 54. und B. 22. K. 13. wo der medicinische Gebrauch desselben angegeben wird. H. Ricard giebt τιφη durch roseau und φλεως durch jonc.

verändert, und von der Art ist auch das Regenwasser. Denn in der Region der Luft und des Windes erzeugt, fällt es ganz rein und unvermischt herunter; das Quellwasser aber nimmt von der Erde und dem Boden, durch den es fließt, mancherley Eigenschaften an, und wird mit vielen fremden Theilen geschwängert, welche verursachen, daß es sich nicht so leicht verändern und weit langsamer durch das Kochen in den zu ernährenden Körper verwandeln läßt. Daß das Regenwasser leicht verändert wird, erhellet daraus, weil es geschwinder als Fluß- und Brunnenwasser in Fäulniß geht. Nun aber scheint die Verdauung eine Art von Fäulniß zu seyn, wie auch Empedokles bezeugt, wenn er sagt:

Wein wird das Wasser im Holze durch Fäulniß unter der Rinde —

Oder liegt vielleicht die erste und natürlichste Ursache in der Güte und Süßigkeit des Regenwassers, das unmittelbar aus der Luft von dem Winde herabgeschickt wird? Daher trinkt es auch das Vieh sehr gerne, ja selbst die Frösche, wenn sie Regen gewärtig sind, schreyen vor Freuden weit heller und lauter, weil sie das Regenwasser als eine Würze des Teichwassers als einen Saamen der Süßigkeit des letztern erwarten. Denn Aratus macht auch dieß zu einem Zeichen des bevorstehenden Regens, wenn er sagt:

Oder es schreyen die Frösche, der Hydern leckere Beute,
Froh im Teiche mit lauterer Stimme — 5)

3.
Warum geben die Hirten dem Vieh Salz zu fressen?

Etwa, wie die mehresten glauben, damit es desto mehr fressen und satt werden soll? Denn die Schärfe des Salzes reizt den Appetit, eröffnet die Canäle und bahnt der Nahrung den Weg, sich im Körper zu verbreiten. Daher giebt Apollonius, Herophilus Schüler 6) magern

5) Im Gedichte Phänomena, V. 946. f. wo noch mehrere Vorbedeutungen des Regens angeführt werden. Theon, der Scholiast des Aratus, giebt von diesem lauteren Quäcken der Frösche auch die Ursache an, weil das Regenwasser süßer ist als das Quellwasser, und die Fruchtbarkeit befördert.

6) Ein berühmter Arzt, der sich durch mehrere Schriften bekannt gemacht hat, und vom Galenus öfters angeführt wird. Er führte den Beynamen Mus, Maus, und lebte lange Zeit zu Alexandrien. Er war nicht ein Sohn — wie man die griechischen Worte ὁ Ἡροφίλου übersetzen möchte, sondern ein Schüler des Herophilus von Karthago, der eine eigene Sekte in der Arzneywissenschaft stiftete, und den Pulsschlag in Rücksicht des Alters des Menschen nach musikalischen Taktarten bestimmte. S. von ihm Plinius B. 26. K. 6. B. 29. K. 1.

magern und abgezehrten Personen den Rath, keine süße Speisen, keine Graupen, sondern gepöckelte und eingesalzene Nahrungsmittel zu gebrauchen, deren Schärfe eine Art von Reiben verursacht, und so die Nahrung dem Körper durch die Canäle zuführt — Oder gewöhnt man das Vieh zum Lecken des Salzes mehr der Gesundheit wegen, um das übermäßige Fettwerden zu verhindern? Denn gar zu fette Thiere sind ungesund; das Salz aber pflegt das Fett zu schmelzen und zu vertheilen. Eben deswegen läßt sich auch dem Vieh, nachdem es geschlachtet worden, das Fell leicht und ohne Mühe abziehen, weil das Fett, das die Haut an den Körper anleimt und befestiget, durch die Schärfe des Salzes verdünnt und geschwächt wird. Ueberdieß macht der Gebrauch des Salzes das Blut viel dünner und flüssiger, und verhindert die innern Feuchtigkeiten sich zu verdichten. — Noch ist zu untersuchen, ob nicht das Salz die Thiere auch fruchtbar macht, und zur Begattung reizt. So viel ist gewiß, daß Hunde, die man mit gesalzenen Speisen füttert, geschwinde trächtig werden und daß sich in den mit Salz beladenen Schiffen weit mehr Mäuse finden als in andern, weil sie sich öfterer begatten.

4.

Warum ist der mit Blitz und Donner begleitete Regen, den man Gewitterregen 7) nennt, zur Bewässerung der Pflanzen tauglicher, als anderer Regen?

Etwa deswegen, weil er, bey der Verwirrung und Einmischung der Luft, viel Geistiges enthält, dieses Geistige aber die Feuchtigkeit mehr in Bewegung setzt, so daß sie in den Pflanzen desto leichter empor steigen kann? — Oder weil Donner und Blitz von der Wärme, die in der Luft mit der Kälte streitet, erzeugt wird, (daher sind auch im Winter die Gewitter selten, desto häufiger hingegen im Frühling und Herbste, wegen der Ungleichheit der Temperatur) die Wärme aber die Feuchtigkeit besser kocht, und sie dadurch den Gewächsen behaglich und heilsam macht? — Oder auch, weil es aus der angegebenen Ursache im Frühlinge am häufigsten donnert und blitzet, die Frühlingsregen aber den Pflanzen vor dem Sommer sehr nothwendig sind? Aus diesem Grunde bringen auch die Länder, wo es im Frühlinge viel regnet, wie zum Beyspiel in Sicilien, einen Ueberfluß der trefflichsten Früchte hervor.

5. War-

7) Im Griechischen ὑδατα αστραπαια, Wasser, das mit Wetterleuchten verbunden ist.

5.

Warum ist unter den acht verschiedenen Arten 8) des Geschmacks nur der salzige in keiner einzigen Frucht zu finden?

Die Olive giebt anfänglich den bittern, und die Weintraube den sauren Geschmack; in der Folge aber verwandeln sich beyde, und erstere nimmt den fettigen, letztere den weinartigen Geschmack an. So verändert sich auch in den Datteln der zusammenziehende, und in den Granatäpfeln der herbe Geschmack in den süßen. Einige Granatäpfel und Aepfel geben blos einen säuerlichen Geschmack. Der scharfe hingegen ist häufig in den Wurzeln und Saamen zu finden. — Rührt es vielleicht daher, weil der salzige Geschmack kein ursprünglicher natürlicher Geschmack ist, sondern erst aus dem Verderbniß der andern Arten des Geschmacks zu entstehen pflegt? Daher hat er auch für Thiere, die von Pflanzen und Früchten leben, nichts nahrhaftes; nur dient er einigen zur Würze, in so fern er den Nahrungsmitteln das Ekelhafte benimmt. — Oder wird etwa, wie das Seewasser durchs Kochen sein Salz und seine Schärfe verlieret, eben so auch in warmen Substanzen der salzige Ge-

8) Nach Plinius B. 15. K. 32. giebt es bey allen Obstsorten dreyzehn Arten des Geschmacks, den süßen, lieblich gelinden, fettigen, bittern, herben, sauren, pikanten, scharfen, säuerlichen, salzigen, und noch drey andere Arten, die besonders beschrieben werden.

Geschmack durch die Wärme verdrängt? — Oder ist der Geschmack der Pflanzen, wie Plato sagt, weiter nichts, als ein durch deren Stamm oder Stengel gesiekertes Wasser? Auch das Seewasser verliert, wenn es durchgeseihet wird, seinen salzigen Geschmack, als welcher von den ihm beygemischten, groben irdischen Theilen herrührt. Aus dieser Ursache findet man auch, wenn man am Meeresufer Gruben macht, trinkbares Wasser. Viele holen sogar aus dem Meere selbst in wächsernen Gefäßen süßes Wasser herauf, welches vermittelst des Durchseihens von den salzigen, irdischen Theilen gereiniget worden. Ueberdieß wird das Seewasser sowohl durch das Stillstehen als durch eine weite Ableitung durchgeseihet und trinkbar, weil es in beyden Fällen die groben Erdtheile nicht in sich zurückbehalten kann, sondern sie fallen läßt. 9) Wenn sich dieß so verhält, so ist es wahrscheinlich,

9) Ricard nimmt bey dieser Stelle eine Lücke an und übersetzt nach Amyot: D'ailleurs l'eau de la mer en filtrant à travers l'argile devient potable, parce que cette matiere ne laisse point d'issue aux parties grossieres et terreuses que l'eau contient. Auch Xylander zeigt in seiner lateinischen Uebersetzung durch ein beygefügtes Sternchen an, daß hier etwas fehlen müsse. Indessen glaube ich, daß der Dunkelheit dieser Stelle leicht abgeholfen werden kann, wenn man die Negation μη, die vor διϊεναι steht, vor κατεχειν setzt. Wenigstens kömmt der zum vorhergehenden passende Sinn heraus, den ich in der Uebersetzung befolgt habe.

lich, daß die Pflanzen weder den salzigen Geschmack von außen aufnehmen, noch auch, wenn er in ihnen selbst entstanden wäre, der Frucht mittheilen. Denn die Poren derselben lassen ihrer Feinheit wegen die gröbern Erdtheile, woraus das Salz besteht, nicht mit durchdringen — Oder ist etwa der salzige Geschmack als eine Art der Bitterkeit anzusehen? So sagt Homer:

— — — Und spie aus dem Munde das bittre
Wasser des Meers, das strömend von seinem
Scheitel herabtroff — 10)

Auch behauptet Plato, daß beyde Säfte die Eigenschaft zu reinigen und zu verzehren haben; doch thue dieß der salzige weniger, weil er nicht so rauh ist. Das Bittre scheint von dem Salzigen in dem Uebermaaß der Trockenheit verschieden zu seyn, wiewohl auch das Salzige eine trocknende Kraft besitzt.

6.

Warum bekommen diejenigen, die lange durch bethaute Gebüsche gehen, gerne die Krätze an den Theilen des Körpers, die diese Gebüsche berühren?

Etwa, weil, nach Laitus Behauptung, die Feuchtigkeit des Thaues durch ihre Feinheit die Haut zerkratzt und aufritzt? Oder sollte vielleicht, so wie naß gewordene Getraidekörner den Brand bekommen, von den grünen, zarten Gesträuchen, deren Rinde durch den Thau erweicht

10) Im 5ten Buche der Odyssee, V. 322. f.

weicht und aufgeritzt worden, ein gewisser schädlicher Saft ausdringen, der sich an die das wenigste Blut enthaltenden Theile des Körpers, wie die Beine und Füße, fest anhängt, und deren Oberfläche zerkratzt und aufritzt? Daß der Thau von Natur etwas Beißendes enthält, beweißt der Umstand, daß diejenigen, die diese Feuchtigkeit trinken, davon mager werden. Wenigstens glaubt man, daß korpulente Frauenzimmer, wenn sie den Thau in feiner Leinewand oder Wolle sammlen (und ihren Leib damit reiben 11)), die übermäßige Fettigkeit vermindern.

7.

Warum fahren die Schiffe im Winter auf den Flüssen langsamer, nicht aber auch auf dem Meere?

Etwa weil die Luft auf den Flüssen, die ohnehin immer schwer und von langsamer Bewegung ist, im Winter durch die Kälte noch mehr verdichtet wird, und dadurch den Lauf der Fahrzeuge hemmt? Oder sollte diese Wirkung mehr das Flußwasser selbst als die darauf befindliche Luft treffen? Die Kälte nämlich drängt das Was-

11) Die eingeschloffenen Worte stehen nicht im Texte, ich habe sie nach H. Ricards Beyspiel hinzugefügt, weil der Zusammenhang sie zu erheischen scheint.

Wasser zusammen, 12) und macht es schwerer und dichter, wie man an den Wasseruhren sehen kann, die im Winter weit langsamer ziehen als im Sommer. In Thrakien befindet sich, wie **Theophrastus** erzählt, an dem Berge Pangäus 13) eine Quelle, von welcher das nämliche Gefäß voll Wasser, wenn es im Winter gewogen wird, zweymal so schwer ist, als im Sommer. Daß die Dichtheit des Wassers die Langsamkeit der Fahrt verursacht, erhellt auch daraus, weil die Flußfahrzeuge im Winter eine weit größere Last führen. Denn das schwerere und dichter gewordene Wasser hält mehr wieder. Was das Seewasser betrift, so verhindert es seine Wärme, sich zu verdichten, und diese ist auch Ursache, daß es nicht zufriert. Denn die Verdichtung kann als eine Art von Schwäche angesehen werden.

8. War-

12) Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß an σλαυνουσα die Präposition συν ausgelassen worden, weil sonst die Bedeutung herauskäme, die Kälte treibt das Wasser fort oder setzt es in Bewegung — welche doch der Natur der Sache zuwider ist.

13) Das Gebirge Pangäus machte die nördliche Gränze von Makedonien, und hieng mit dem Rhodope und Hämus, zwey andern thrakischen Gebirgsketten zusammen. Am Fuße desselben lag die Stadt Philippi.

8.

Warum wird das Seewasser durch das Schlagen der Wellen wärmer, da doch andere Feuchtigkeiten durch Bewegung und Umrühren abgekühlt werden?

Etwa, weil bey andern Feuchtigkeiten die Wärme, als eine fremde und von außen hinzugekommene Eigenschaft, durch die Bewegung herausgetrieben und zerstreuet wird; das Seewasser hingegen eine ihm eigene und natürliche Wärme hat, welche die Winde nur noch mehr anfachen und verstärken? Ein Beweis von der Wärme des Seewassers ist dessen Durchsichtigkeit, so wie auch der Umstand, daß es nicht gefriert, ob es gleich schwer und mit Erdtheilen geschwängert ist.

9.

Warum ist das Seewasser im Winter weniger bitter von Geschmack?

Auch Dionysius, der Aufseher über die Wasserleitungen, 14) soll behaupten, daß das Seewasser bey aller seiner Bitterkeit doch nicht ganz der Süßigkeit beraubt sey, da das Meer eine solche Menge von Flüssen aufnimmt. Die Sonne zieht

14) Im Griechischen ὑδραγωγος, der Wasserleiter. Ricard übersetzt hier, qui a écrit sur la matiere de conduire les eaux. Wer dieser Dionysius gewesen ist, oder wann er gelebt hat, ist mir wenigstens nicht bekannt.

zieht das süße, trinkbare Wasser, das seiner Leichtigkeit wegen oben auf schwimmt, in die Höhe. Da sie nun dieß im Sommer mehr thut, im Winter hingegen bey der geringern Wärme weit schwächer auf das Meer wirkt, so muß denn freylich die Menge des zurückbleibenden süßen Wassers die übermäßige und widrige Bitterkeit vermindern. Gewissermaßen findet diese Veränderung selbst bey trinkbaren Wassern Statt. Im Sommer sind sie gemeiniglich von schlechterm Geschmacke, weil die Wärme die leichtesten und süßesten Theile zerstreuet; im Winter hingegen erzeugt sich immer neue und frische Süßigkeit, woran natürlicher Weise auch das Meer Theil nehmen muß, da es in steter Bewegung ist, und so viele Flüsse hineinfallen.

10.

Warum mischt man Seewasser unter den Wein?

Man erzählt, es sey einst gewissen Fischern ein Orakel ertheilt worden, welches ihnen befahl, den Bakchus ins Meer zu tauchen. Diejenigen, die vom Meer entfernt wohnen, werfen gebrannten Gyps aus Zakynthus 15) in den

15) Die Insel Zakynthus, heutiges Tages Zante, liegt an der Westseite des Peloponneses. Der Gyps, den sie hervorbrachte, mußte, nach dieser Stelle zu urtheilen, weit verführt werden. Ausserdem erzeugte sie, nach Herodot B. 4. K. 195. in einem See eine Menge Erdpech, welches man auch noch jetzt daselbst findet und zum Kalfatern der Schiffe braucht.

den Wein. Soll etwa die Wärme dieser Materien als Mittel gegen die Kälte dienen, oder die Eigenschaft des Weins verändern, in so fern sie dessen Stärke schwächt und vermindert? Oder sollen vielleicht die wässerigen und geistigen Theile des Weins, die am meisten zum Umschlagen geneigt sind, durch diese erdartigen Materien, weil sie eine zusammenziehende und verdichtende Kraft besitzen, haltbar gemacht werden? Das im Seewasser befindliche Salz pflegt nicht nur alles Fremdartige und Ueberflüssige zu verdünnen und aufzulösen, sondern es verhindert auch, daß keine Fäulniß, kein widriger Geruch entstehen kann. Ueberdieß hängen sich alle dicken und erdartigen Theile des Weins an jene schwereren Körper an, werden mit hinuntergezogen, und bewirken einen Niederschlag und Bodensatz, so daß der Wein dadurch abgekläret wird. 16)

II.

Warum werden diejenigen, die auf dem Meere schiffen, selbst bey völliger Windstille, eher seekrank, als die auf Flüssen fahren?

Unter den Sinnen ist es vornehmlich der Geruch, und unter den Leidenschaften die Furcht, welche

16) Auch Plinius B. 14. K. 25. redet von diesen beyden Arten, den Wein zu behandeln. Vom Seewasser sagt er, daß es nach dem Frühlingsäquinoctium wenigstens noch in der Solstitialnacht aus der Tiefe geschöpft und dann aufbewahrt werden müsse.

welche Eckel und Erbrechen verursachen. Denn wer sich von einer Gefahr bedroht sieht, fängt gleich an zu zittern und zu beben, und bekömmt dadurch einen verdorbenen Magen. Beydes aber findet bey denen, die auf Flüssen fahren, nicht Statt. Denn ihr Geruch ist schon an jedes süße und trinkbare Wasser gewöhnt, und die Fahrt selbst ohne alle Gefahr. Auf dem Meere hingegen empfindet man einen widrigen, ungewohnten Geruch, und schwebt in steter Furcht, weil man der Zukunft wegen der Gegenwart nicht trauet. Die äußere Windstille hilft also hier gar nichts; sondern die von innen erschütterte und beängstigte Seele theilt auch dem Körper die Bewegung und Unruhe mit.

12.

Warum wird das Meer stille und durchsichtig, wenn man Oel darauf gießt?

Etwa weil, wie Aristoteles behauptet, der Wind von der Glätte abgleitet, und also keinen Stoß und keine Erschütterung verursachen kann? Diese Erklärung mag wohl in Absicht der äussern Meeresfläche wahrscheinlich genug seyn. Allein man sagt, daß die Taucher, wenn sie Oel in den Mund fassen und es von sich blasen, in der Tiefe Licht und Hellung bekommen; und diese Wirkung läßt sich doch gar nicht einem Abgleiten des Windes zuschreiben. Es ist also die Frage, ob nicht das Oel vermöge seiner Dichtheit das Meereswasser, welches mit Erd-

theilen geschwängert und von ungleicher Fläche ist, fortstößt und auseinander treibt, und dann, wenn sich dieses wieder zusammenzieht, mehrere kleine Oeffnungen darzwischen zurück bleiben, welche dem Gesichte Hellung geben und es bis auf den Grund hindurchdringen lassen. Oder sollte etwa die mit dem Meere vermischte Luft ihrer Wärme wegen von Natur hell seyn, durch die Bewegung aber ungleich und finster werden, und dann, wenn das Oel vermöge seiner Dichtheit das Ungleiche geebnet hat, ihre Gleichheit und Durchsichtigkeit wieder bekommen?

13.

Warum verfaulen die Netze der Fischer im Winter mehr als im Sommer, da doch dieses bey andern Dingen mehr im Sommer geschieht.

Etwa deßwegen, wie Theophrast glaubt, weil die Wärme, die nun der Kälte Platz machen muß, von allen Seiten eingeschlossen wird, und also die Tiefe des Meeres, so wie das Innere der Erde, mehr erwärmt? Aus diesem Grunde sind auch die Brunnenwasser im Winter laulichter, und man sieht in dieser Jahreszeit die Seen und Flüsse mehr dampfen, weil dann die Wärme von der überwiegenden Kälte in der Tiefe eingeschlossen ist. Oder ist dieß vielleicht keine wirkliche Fäulniß der Netze, und leiden sie nur, wenn sie von der Kälte so erstarrt und hartgefroren sind, daß sie von den Wellen leicht zer-

zerbrochen werden, etwas, das einer Fäulniß oder Vermoderung ähnlich sieht? Denn so wie allzusehr gespannte Bogensehnen leicht zerplazzen, so haben auch beym Froste die Netze um so mehr auszustehen, weil im Winter das Meer öfterer durch Stürme beunruhiget wird. Aus diesem Grunde pflegen auch die Fischer ihre Netze durch Farben zu verdichten und zusammenzuziehen, damit sie nicht so leicht aufgelöst oder zerrissen werden. — Denn ohne Farbe und ohne Anstrich würden sie den Fischen besser verborgen bleiben, da die natürliche Farbe des Linnen der Luft ähnlich sieht, und im Wasser nicht leicht bemerkt wird.

14.

Warum wünschen 17) sich die Dorier eine schlechte Heuerndte?

Das Heu läßt sich nicht gut einfahren, wenn es beregnet wird. Denn man mäht es nicht trocken, sondern noch grün ab, daher es denn von der Befeuchtung durch Regen leicht in Fäul-

17) Statt des unverständlichen εχονται, das hier im Texte steht, habe ich die in einigen Manuscripten gefundene Leseart ευχονται aufgenommen, weil sie gut zu der folgenden Erklärung paßt. Die Dorier nämlich sollen deswegen eine schlechte Heuerndte gewünscht haben, weil nach dieser eine gute Weizen- oder Getreideerndte zu erwarten war. Amyot hat in seiner Uebersetzung für Dorier les laboureurs. Vielleicht hat er in einem Manuscript eine andere Leseart gefunden.

niß geräth. Dagegen ist der vor der Erndte fallende Regen dem Getreide gegen die heißen Südwinde sehr ersprießlich, als welche das Korn in der Aehre sich nicht verdichten lassen, sondern es durch ihre Wärme immer weich und locker erhalten, wenn nicht die vom Regen befeuchtete Erde der Aehre Erfrischung und Feuchtigkeit mittheilt.

15.

Warum gedeyht der Weizen in einem fetten und tiefen, die Gerste aber besser in einem leichten und magern Boden?

Etwa weil ein fester, starker Saame mehrere Nahrung erfordert, ein schwacher hingegen schon mit einer geringen und leichten zufrieden ist? Die Gerste ist allerdings schwächer und von lockerer Substanz; daher giebt sie auch nicht so viele und feste Nahrung. Dieser angegebene Grund wird noch durch den Umstand bestättigt, daß der sogenannte Dreymonatsweizen in etwas trockenem Boden besser gedeyht, weil er die Feuchtigkeit weniger liebt, und nicht so viele Nahrung bedarf, als der gewöhnliche Weizen; daher kommt er auch geschwinder zur Reife, 18)

16. War-

18) Der Dreymonatsweizen (πυρος τριμηνος) ist ohne Zweifel mit unserm Sommerweizen einerley. Er hatte seine Benennung davon, weil er mehrentheils im dritten Monat nach der Aussaat geerndet wurde. Er war auf den Alpen und in kal-

ten

16.

Warum sagt man: Den Weizen säe in Schlamm, die Gerste aber in Staub?

Etwa weil jener, wie schon gesagt worden, mehrere Nahrung erfordert, diese hingegen zu viele Nässe, wodurch sie ersäuft wird, nicht vertragen kann? Oder weil der Weizen sehr dicht und holzartig ist, und also in einem feuchten Boden, der ihn bald erweicht und locker macht, besser gedeyht, der Gerste aber, ihrer Lockerheit wegen, im Anfange mehrere Trockniß zuträglich ist? Sollte vielleicht ein Boden von dieser Beschaffenheit seiner Wärme wegen für die Gerste, die von Natur etwas locker ist, passend und zuträglich seyn? Oder fürchtet man sich um der Ameisen willen den Weizen in trocknen Boden zu säen? Denn diese

ten Ländern eingeführt. S. Plinius B. 18. K. 12. Columella B. 2. K. 6. — H. Ricard muß von dieser Art des Weizens keine Kenntniß gehabt haben, indem er die ganze Stelle von der Gerste versteht und sie so übersetzt: Une preuve de sa (die Rede ist vorher von der Gerste) légéreté c'est qu'il mûrit dans l'espace de trois mois et qu'il vient mieux dans un terrein sec, &c. In diesem Irrthum hatte er auch Amyot zum Vorgänger — Für ανοστοτερον muß im Griechischen ohne Zweifel ανοτωτερον gelesen werden, von νοτις die Feuchtigkeit, da jenes von νοστος, die Rückkunft, herkömmt.

fallen sogleich darüber her; an die Gerste aber gehen sie nicht leicht, weil deren Körner zu groß sind, als daß sie sie tragen und fortschleppen könnten.

17.

Warum nimmt man zu den Angelschnüren lieber die Haare von Hengsten als von Stuten?

Etwa weil bey den Hengsten die Haare, so wie alle übrigen Theile, stärker sind als bey der Stute? Oder weil man glaubt, daß die Haare der Stuten durch die Benetzung vom Urin schlechter geworden sind?

18.

Warum ist die Erscheinung des Blackfisches 19) ein Vorzeichen eines heftigen Sturms?

Etwa weil alle die Fische, die man Weichlinge 20) nennt, wegen der Blöße und Nacktheit

19) Im Griechischen τευθις, eine kleinere Art des Dinten- oder Blackfisches. Aelian zählt die τευθιδες unter die fliegenden Fische in der Geschichte der Thiere. B. 9. K. 52. wo H. Prof. Schneider diesen Fisch für den Sepia loligo Linn. hält. Beym Athenäus B. 7. S. 326. findet man eine umständlichere Beschreibung dieses Fisches. Vergl. Plinius B. 9. K. 45. Amyot nennt ihn Calemar und Ricard Calmar.

20) Im Griechischen μαλακια. Plinius B. 9. K. 44. nennt diese Arten der Fische Molles und begreift darunter namentlich den Loligo, den Sepia und den Polypen.

heit ihres Fleisches, das weder mit einer Schale, noch mit einer Haut, noch auch mit Schuppen bedeckt ist, sondern das Harte und Beinartige im Innern enthält — wovon sie eben Weichlinge heißen, die Kälte nicht vertragen können? Vermöge dieser Empfindlichkeit haben sie denn ein Vorgefühl vom Sturm. Daher ist es auch ein Zeichen eines bald kommenden Sturmes, wenn der Polyp nach dem Lande eilt und sich an die Klippen hängt. Der Blackfisch hingegen springt in die Höhe, um der Kälte und der unruhigen Bewegung in der Tiefe des Meers zu entgehen. Denn unter allen sogenannten Weichlingen hat er das zärteste und verletzbarste Fleisch.

19.

Warum verändert der Polyp seine Farbe?

Etwa, wie Throphrast glaubt, weil dieses Thier von Natur sehr furchtsam ist? Wenn also der Polyp vom Winde umgekehrt 21) und dadurch erschreckt wird, so verändert er zugleich auch die Farbe, eben so wie der Mensch; weswegen man im Sprichwort zu sagen pflegt:

Der Schelm verändert bald die Farbe des Gesichts —

Gesetzt aber, daß auch dieser Grund in Absicht der Veränderung selbst wahrscheinlich genug wäre,

21) Im Texte: ὅταν οὖν ταραχθῇ τρεπόμενον τῷ πνεύματι. Die zwey letztern Worte sind etwas dunkel. Ricard übersetzt sie: quand ses esprits sont troublés. Amyot: quand il est travaillé du vent. Ich bin letzterm gefolgt.

wäre, ist er denn auch für den Umstand, daß der Polyp die Farbe anderer Gegenstände annimmt, hinlänglich? Denn er verändert sich so, daß er den Felsen, denen er sich nähert, an Farbe völlig gleich wird. In dieser Rücksicht hat Pindarus gedichtet: „An Denkart gleich „der Haut des Meerpolypen suche dich in den „Umgang mit Menschen aus allen Ländern zu „schicken." 22) So auch Theognis:

Sey du an Denkart gleich dem Polypen, welcher die Farbe
Wandelt nach dem Gestirn, dem er sich furchtsam anschmiegt. 23)

So

22) Diese berühmte Maxime ist von mehrern Dichtern gebraucht worden. So legt sie beym Athenäus B. 12. S. 513. ein ungenannter Tragiker, vermuthlich Sophokles, dem Amphiaraus als eine Lehre für dessen Sohn Amphilochus in den Mund. Eben dieser Schriftsteller führt sie auch aus Sophokles Iphigenia an. Lukian von der Tanzkunst K. 67. gedenkt ihrer ebenfalls, wo H. Wieland sie also übersetzt: „Aller Orten, wo du hinkommst, nimm, dem „Meerpolypen ähnlich, die Farbe (das Aeußerliche „sowohl als die Sitten) der Menschen an, unter welchen du lebst." (Th. 4. S. 427.) Noch führt Athenäus B. 6. S. 317. aus Klearchus Sprüchwörtern einen ungenannten Dichter an, der diese Maxime in zwey Hexameter gebracht hat. H. Ricard giebt von der Stelle des Pindarus folgende Uebersetzung:

Du Polype imitez la couleur variable;
Comme à tous les objets sa peau devient semblable,
Ainsi de chaque peuple adoptant les humeurs,
Prenez habilement leur esprit et leurs moeurs.

23) Der 216. und 217. Vers in der Sammlung von Theognis Gnomen.

So sagt man auch von Leuten, die sich durch List und Verschlagenheit auszeichnen, daß sie sich immer bestreben, dem Polypen nachzuahmen, um diejenigen, mit denen sie zu thun haben, unvermerkt zu berücken, oder daß sie die äußere Farbe wie ein Kleid brauchen, das sie nach Gefallen aus- und anziehen können. Die erste Ursache dieser Eigenschaft des Polypen mag also vielleicht in der Furcht desselben liegen; allein die Hauptursache muß in etwas ganz anderm gesucht werden. Man erinnere sich nur an das, was Empedokles sagt:

Wisse, daß alle geschaffene Wesen auch Ausflüsse geben —

Nicht allein von den Thieren, von den Pflanzen, von Meer und Erde, sondern auch von den Steinen, ja selbst von Erz und Eisen gehen unablässig viele Ausflüsse ab. Alle Körper nutzen sich nach und nach ab, und sie verrathen schon durch ihren Geruch, daß immerfort Theile ihrer Substanz abgehen und sich verzehren. Aus diesen Ausflüssen folgert man nun, daß die Körper theils sich einander anziehen, sich zusammenhängen und umschlingen, theils sich einander schlagen, fortstoßen und wechselsweise umringen. Vorzüglich aber müssen von den Felsen im Meere, die beständig von den Wellen bespritzt und gepeitscht werden, immerfort eine Menge feiner Theile und Trümmer abgehen, die sich an andere Körper gar nicht anhängen, sondern von einigen, die zu enge Poren haben, abgleiten, bey andern, deren Poren zu weit sind, durchfallen.

fallen. Nun ist aber das Fleisch des Polypen, wie schon der Augenschein lehrt, gleich einem Honigwaben mit vielen Poren versehen und daher geschickt, jene Ausflüsse aufzunehmen. Wenn er denn vom Winde umgekehrt wird, und darüber in Furcht geräth, zieht und preßt er seinen Körper fest zusammen, so daß die Ausflüsse der nächsten Gegenstände von der Oberfläche der Haut eingenommen und zurückbehalten werden. Denn die Furchen der zusammengezogenen weichen Haut 24) sind als Häckchen anzusehen, welche verursachen, daß die herzuströmenden Ausflüsse nicht weiter zerstreut werder, sondern sich versammlen und nebst der Farbe der Gegenstände, von denen sie kommen, auf der Oberfläche zurückbleiben. — — — 25) Ein triftiger Beweis für diese Erklärung ist der Umstand, daß der Polype nicht die Farbe aller ihm nahen Körper annimmt, so wenig als das Chamäleon die weiße Farbe; sondern beyde werden nur denjenigen Körpern gleich, deren Ausflüsse ihren Poren angemessen sind.

20. Warum

24) Nach den Worten: die mit Weichheit verbundene Rauhigkeit oder Unebenheit.

25) Im Texte befindet sich hier eine Lücke. Ricard vermuthet, daß Plutarch noch eine andere Erklärung außer der vorhergehenden über die aufgeworfene Frage gegeben habe, wovon das folgende die weitere Ausführung wäre.

20.

Warum sind die Thränen der wilden Schweine süß, die der Hirsche hingegen salzig und von widrigem Geschmacke?

Die Ursache scheint in der Wärme und Kälte dieser Thiere zu liegen. Denn der Hirsch ist von kalter, das Schwein hingegen von sehr hitziger und feuriger Natur. Daher flieht jener, wenn er angegriffen wird, und dieses setzt sich muthig zur Wehre. Und eben bey dieser Gelegenheit preßt ihm sein Zorn Thränen aus. Denn wenn ihm die heftige Hitze in die Augen tritt, wie der Dichter sagt:

Hoch die Borsten gesträubt, mit feuerflammenden Augen — 26)

so wird die dadurch ausgeschwitzte Feuchtigkeit süß. Einige behaupten mit Empedokles, die Thräne werde von dem in Unruhe gebrachten Blute, wie die Molken von der Milch abgesondert. Weil also das Blut der wilden Schweine ihrer Hitze wegen wallend 27) und schwarz, das der Hirsche aber dünn und wässericht ist, so müsse natürlicher Weise auch das, was bey dem einen in der Furcht, bey dem andern im Zorne

26) Homer im 19ten Buche der Odyssee, V. 446.

27) Oder vielleicht dick, im Griechischen παχυ, entgegengesetzt dem λεπτον. In dieser Rücksicht ist es nicht unwahrscheinlich, daß Plutarch παχυ geschrieben hat. Amyot und Ricard übersetzen mordant, und letzterer bauet darauf einen Widerspruch, den Plutarch soll begangen haben.

Zorne abgesondert wird, von gleicher Beschaffenheit seyn.

21.

Warum werfen die zahmen Schweine mehrmal und zu verschiedenen Zeiten, die wilden aber nur ein einzigesmal und fast alle um dieselbe Zeit, nämlich im Anfange des Sommers, weswegen man auch zu sagen pflegt:

Wirft erst die wilde Sau, dann fällt kein nächtlicher Regen—?

Liegt etwa die Ursache in der Menge der Nahrung, da es mit Grunde heißt:

Kypris gedeiht im Schoos des Ueberflusses—?

Eine reichliche Nahrung bewirkt, in Pflanzen sowohl als in Thieren, eine stärkere Absonderung des Saamens. Nun müssen aber die wilden Schweine ihre Nahrung mit vieler Mühe nnd unter beständiger Furcht aufsuchen, während die zahmen sie leicht zu allen Zeiten theils in den freywilligen Erzeugnissen der Erde, theils in dem für sie bereiteten Futter finden. Oder ist die stäte Ruhe bey dem einen, und die große Geschäftigkeit bey dem andern Theile daran Ursache? Die zahmen Schweine nämlich sind immer unthätig und in Ruhe, und mögen sich nie weit von ihren Hirten entfernen; die wilden hingegen laufen beständig in Gebirgen und Wäldern herum, und müssen fast alle ihre Nahrung auf den Körper verwenden, so daß bey

der steten Bewegung 28) die Saamenfeuchtigkeit nur spärlich abgesondert wird. Oder rührt dieß vielleicht daher, daß bey den zahmen Schweinen dadurch, daß Männchen und Weibchen gemeinschaftlich auf die Weide gehen, der Trieb zur Begattung immer rege gemacht wird, wie Empedokles von den Menschen sagt — 29); bey den wilden hingegen, die allein und von einander getrennt ihre Nahrung suchen, jene Triebe durch den Mangel an Reizen und Gesellschaft vermindert und erstickt werden? Oder sollte die Meynung des Aristoteles gegründet seyn, daß Homer mit dem Worte Chlunes 30) den mit einem Hoden versehenen Eber bezeichne? Er behauptet nämlich, daß bey den mehrsten Ebern

28) Diese unverständliche Stelle muß, um einen erträglichen Sinn zu bekommen, meines Erachtens so gelesen werden: ὥστε διὰ τὸ ἀεὶ κινεῖσθαι (für συνεῖναι) μὴ γενέσθαι περίττωμα. ἢ — Ueberhaupt ist diese Frage an vielen Stellen so corrupt, daß sich kaum der Sinn errathen läßt.

29) Die aus Empedokles angeführte Stelle ist corrupt und ohne Sinn. Amyot giebt dafür folgende Verse:

Par le regard vient l'amoureux desir
De se mesler des personnes saisies.

und nach ihm Ricard:

Le regard seul excite un amoureux desir:

30) Das Wort χλουνης braucht Homer vom Eber im 9ten B. der Iliade, V. 535. wo es die Ausleger gewöhnlich durch χλοερυνης, im Grase schlafend, d. h. in der Wildniß lebend, erklären.

Ebern die Hoden durch das Reiben an den Baumstämmen zerquetscht werden. 31)

22.

Warum soll eben das Fleisch an der vordern Tatze des Bären von sehr süßem und lieblichem Geschmack seyn?

Weil diejenigen Theile des Körpers immer das schmackhafteste Fleisch geben, die die Nahrung am besten kochen und verarbeiten. Dieß thun aber die Theile, die wegen ihrer stäten Bewegung und Uebung am meisten transpiriren, so wie der Bär jenen Theil am häufigsten bewegt. Denn er braucht die Vordertatzen nicht nur zum Gehen und Laufen, sondern auch wie Hände zum Anhalten.

23.

Warum ist es im Frühling schwer, die Spur zu finden?

Etwa weil die Hunde,

Welche mit ihrer Nase des Wildes Fährte durchspüren —

wie

31) Die Stelle des Aristoteles ist im 6ten Buche der Geschichte der Thiere, K. 28. wo gesagt wird, daß die jungen Eber von einer gewissen Krankheit befallen werden, die sie durch heftiges Jucken an den Zeugungstheilen zwingt, diese an den Bäumen zu reiben, wodurch sie oft kastrirt würden. Plutarch drückt sich hier etwas dunkel aus. Seine Absicht ist wohl, den Umstand, daß die wilden Eber oft an den Zeugungstheilen Schaden leiden, als eine vierte Ursache anzugeben, warum die wilden nicht so oft ferkeln, wie die zahmen.

wie Empedokles sagt, die Ausflüsse, die das Wild im Gehölze zurückläßt, auffassen; diese Ausflüsse aber im Frühlinge von den vielen Gerüchen der Pflanzen und Gesträuche sehr geschwächt und verwirrt werden, als welche die Geruchsorgane überwältigen und so die Hunde täuschen und von der wahren Spur des Wildes abbringen. Aus dieser Ursache soll auch Niemand in Sicilien um den Berg Aetna jagen, weil auf den dasigen Auen das ganze Jahr hindurch eine Menge wohlriechender Kräuter aufwachsen und blühen, die mit ihrem Dufte die ganze Gegend erfüllen und die Ausdünstungen des Wildes verdrängen. Der Fabel zu Folge hat Plato hier die Proserpina, da sie Blumen pflückte, geraubt, und um deswillen wird die ganze Gegend als ein heiliges Asyl verehrt, so daß Niemand es wagt, das daselbst sich aufhaltende Wild zu jagen. 32)

24.

32) Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß Proserpina in der Gegend der Stadt Enna, die in der Mitte von Sicilien lag, geraubt worden. S. unter andern Diodor B. 5. K. 3. Cicero in der Klage gegen Verres B. 4. K. 48. Ich vermuthe also sehr, daß hier für Αιτνην zu lesen ist Εννᾶν, zumal da beyde Schriftsteller von der Gegend um diese Stadt sagen, daß sie mit vielen Blumen geschmückt sey, und Diodor besonders auch den Umstand anführt, daß die Jagdhunde wegen der Wohlgerüche von den Blumen ihre Spürkraft verlieren.

24.

Warum läßt sich dem Wilde in den Nächten des Vollmondes am wenigsten auf die Spur kommen?

Etwa wegen der schon vorhin angegebenen Ursache? Im Vollmond nämlich fällt immer vieler Thau. Daher macht der Dichter Alkman den Thau zu einer Tochter 33) Jupiters und der Selene oder des Mondes, wenn er sagt: „Ersa nähret sie, Zeus und der göttlichen Selana „Tochter —" Der Thau ist ein schwacher und unwirksamer Regen, und die Wärme des Mondes ist ebenfalls schwach. Daher zieht dieser zwar, wie die Sonne, Dünste empor, läßt sie aber wieder fallen, weil er sie nicht in die Höhe zu bringen und da zu erhalten vermag.

25.

Warum ist die Spur, wenn es gereift hat, schwer zu finden?

Etwa weil das Wild der Kälte wegen sich nicht gern von seinem Lager weit entfernt, und also wenige Spuren macht? Daher sagt man auch, daß es die in der Nähe befindlichen Nahrungsmittel schont, um im Winter nicht so viel von der Kälte zu leiden, wenn es zuweit nach dem Futter gehen muß, und es immer in der

33) Die Wörter, womit der Grieche den Thau bezeichnet, δροσος und ερσα, sind weiblichen Geschlechts.

der Nähe zu haben. Oder muß der Ort, der aufgespürt werden soll, nicht blos eine Fährte enthalten, sondern auch auf das Geruchsorgan des Hundes wirken? Dieß geschieht am besten, wenn die Dünste von der Wärme sanft aufgelöst und ausgedehnt werden; eine heftige Kälte hingegen preßt die Gerüche zusammen, und läßt sie nicht sich verbreiten noch auf die Geruchsorgane wirken. Aus diesem Grund sollen auch Essenzen und der Wein bey großer Kälte im Winter weniger riechen, weil die verdichtete Luft die Ausdünstungen derselben in sich selbst zurück behält, und deren Verbreitung hindert.

26.

Was ist die Ursache, daß die Thiere, wenn sie eine Krankheit befällt, die ihnen dienlichen Mittel begierig aufsuchen, und auch oft durch deren Gebrauch geheilet werden?

So brechen zum Beyspiel die Hunde, 34) wenn sie ein gewisses Kraut fressen, Galle weg. Die Schweine gehen nach Flußkrebsen, weil deren Genuß sie von Kopfschmerzen befreyt. Die Schildkröte hilft sich mit Dostenkraut, 35) wenn

34) Eben dies sagt Aelian in der Geschichte der Thiere, B. 8. K. 9. Ricard nennt hier ein bestimmtes Kraut, chien-dent, so wie Amyot herbe au chien, Hundszahn oder Hundskraut; ich weiß nicht, aus welchem Grunde.

35) Im Griechischen ὀρίγανον. S. Aelians Geschichte der Thiere B. 6. K. 12. Aristoteles Geschichte der Thiere, B. 9. K. 6.

wenn sie von dem Fleische einer Otter gefressen hat. Der Bär soll, wenn er Ekel empfindet, Ameisen mit der Zunge aufziehen und verschlukken, und dadurch geheilet werden. 36) Alle diese Mittel sind den Thieren weder durch Erfahrung noch durch Zufall bekannt geworden. Sollten denn nun, so wie die Biene vom Honig und der Geyer vom Aase vermittelst des Geruchs herbeygezogen wird, auch die Krebse das Schwein, das Dostenkraut die Schildkröte, und die Ameisenhaufen den Bären durch die ihrem Zustand angemessenen Gerüche und Ausflüsse herbeylocken, ohne daß die Vorstellung von einem zu erwartenden Nutzen etwas dazu beyträgt? Oder wird etwa bey den Thieren der Appetit durch die jedesmalige Mischung des Körpers erregt, als welche die mancherley Arten von Schärfe oder Süßigkeit, und viele andere ungewöhnliche, schädliche Eigenschaften hervorbringt, und so durch Veränderung der Säfte die Krankheiten erzeugt? Dieß sieht man wenigstens bey den Weibern, die in der Schwangerschaft sogar Steine und Erde zu sich nehmen. Daher können auch geschickte Aerzte schon aus dem Appetit ihrer Patienten vorhersehen, ob sie sterben oder davon kommen werden. So erzählt der Arzt Mnesitheus, 37) daß einer, der im

36) Vergleiche Aelian im angef. Werke, B. 6. K. 3.

37) Ein berühmter Arzt von Athen gebürtig, der viele Werke, unter andern auch über die Anatomie geschrieben hat. Er wird von Galenus oft angeführt.

im Anfange der Lungensucht Appetit zu Knoblauch hatte, genesen, ein anderer aber, der gerne Feigen essen wollte, an dieser Krankheit gestorben sey; und dieß rühre daher, weil der Appetit sich immer nach der Mischung des Körpers, die Mischung aber sich nach der Beschaffenheit der Krankheit richtet. Es ist also wahrscheinlich, daß auch die Thiere, wenn die Krankheiten, von denen sie befallen werden, nicht ganz tödtlich sind, eine solche Constitution und Mischung haben, von welcher jedes vermittelst des Appetites zu den ihm heilsamen Mitteln geführt und hingeleitet wird.

27.

Warum bleibt der Most eine lange Zeit süß, wenn das Gefäß, worin er enthalten ist, einer kalten Luft ausgesetzt wird?

Etwa weil die Verwandlung des Mostes in Wein eine Art von Kochung ist, jede Kochung aber, weil sie durch die Wärme geschieht, von der Kälte verhindert wird? Oder ist im Gegentheil der süße Geschmack der Weintraube eigen? Deswegen sagt man ja, sie reife, wenn die Süßigkeit in ihr gehörig gemischt wird. Die Kälte nun, die die Wärme concentrirt und nicht verdünsten läßt, erhält die Süßigkeit des Mostes. Dieß ist auch die Ursache, warum der Most, wenn die Weinlese im Regen gehalten worden, weniger braust. Denn das Brausen rührt von

der Wärme her, die Kälte aber pflegt die Wirkung der Wärme zu hindern.

28.

Warum zerbeißt unter allen wilden Thieren der Bär am wenigsten die Netze, welches doch Wölfe und Füchse thun?

Etwa weil die Zähne des Bären im Innersten des Rachen stehen, und er mit denselben die Fäden des Netzes nicht erreichen kann, indem die dicken und großen Lippen gleich vorfallen? Oder weiß er die Fallstricke mit seinen Tatzen zu zerreißen und aufzuziehen, weil er in diesen mehrere Stärke besitzt? Oder bedient er sich der Tatzen und Zähne zugleich, jener, um die Fäden des Netzes zu zerreißen, dieser, um sich gegen seine Verfolger zu wehren? Am meisten hilft er sich jedoch mit dem Umwälzen. Ehe er sich also die Mühe nimmt, die Fäden des Netzes zu zerreißen, burzelt er darüber weg und kommt glücklich davon, ohne erst die Zähne brauchen zu dürfen.

29.

Woher rührt es, daß uns nicht die kalten Quellen, sondern nur die warmen in Verwunderung setzen, ob es gleich offenbar ist, daß von diesen die Wärme, so wie von jenen die Kälte die Ursache ist?

Einige halten die Wärme für eine wirkliche Kraft, und die Kälte für eine bloße Beraubung

oder Entfernung der Wärme. Dieß ist aber falsch, weil sonst etwas, das nicht ist, ein wirkliches Wesen hervorbringen könnte. Allein die Menschen scheinen von Natur einen Hang zu haben, dem Seltnern etwas Wunderbares zuzuschreiben und die Entstehung dessen, was nicht oft vorkömmt, begierig zu untersuchen.

Sieh' in der Höhe dort den ungemeßnen Aether,
Der diese Erde rings mit feuchtem Arm' umfaßt—

welche Wunder er uns des Nachts darbietet, in welchem Glanze der Schönheit er sich bey Tage zeigt! Dennoch pflegen sich die meisten Menschen um dieß alles gar nicht zu bekümmern 38) —

30.

Warum sagt man von unfruchtbaren und blos in Laub treibenden Weinstöcken, daß sie bocken? 39)

Die gar zu dicken Böcke sind zur Zeugung ungeschickt, und können sich wegen des vielen

38) Einige Zeilen habe ich hier weglassen müssen, weil sich aus ihnen kein Sinn herausbringen läßt. Wahrscheinlich sind es Worte aus einem Dichter. Ricard sucht das Fehlende auf folgende Art zu ergänzen: Ils ne sont frappés ni des couleurs de l'arc en ciel, ni des teintes si variées des nuages, ni de ces éclairs qui les entr'ouvrent, & les silonnent par des traits si vifs de lumiere. Ueberdies muß hier noch mehreres fehlen, da sich über die gegebene Frage keine Erklärung oder Auflösung findet.

39) Dieses Wortes Bocken habe ich mich bedient, um das griechische Wort τραγαν auszudrücken, wel-

Fettes kaum begatten. Denn der Saame ist ein Ueberfluß 40) von der dem Körper gereichten Nahrung. Wenn nun ein Thier oder ein Baum gut bey Leibe ist und dick wird, so ist das immer ein Zeichen, daß alle Nahrung in ihm aufgezehrt wird, und entweder keinen oder doch nur einen geringen und kraftlosen Ueberfluß giebt.

31.

Warum verdorrt der Weinstock, der mit Wein vorzüglich mit dem, welchen er selbst hervorgebracht hat, begossen wird?

Etwa, weil es mit dem Weinstock sich eben so verhält, wie mit den Säufern, die am Ende ihre Haare verlieren, da der Wein durch seine Wärme die Feuchtigkeiten zur Verdünstung bringt? Oder, weil der Wein eine gewisse Eigenschaft hat, Fäulniß zu erzeugen 41) wie auch Empedokles sagt:

Wein wird das Wasser im Holze durch Fäulniß unter der Rinde?

Wird

welches von geilwachsenden Weinstöcken, die keine Früchte tragen, gebraucht wird. Plutarch scheint seine Erklärung aus Aristoteles de generat. animal. B. 1. K. 18. genommen zu haben, wo das nämliche gesagt wird.

40) Oder besser ein Excrement, wenn dies Wort nicht in verächtlicher Bedeutung gebraucht würde, ein Absonderniß, im Griechischen περίττωμα.

41) Die hier im Texte befindliche Lücke läßt sich meines Erachtens leicht durch die Worte — φυσει σηπτον oder σηπτικον ergänzen.

Wird also ein Weinstock von aussen mit Wein benetzt, so wirkt dieser auf ihn wie Feuer, und entzieht ihm alle Nahrungssäfte. Oder sollte der Wein, der eine adstringirende Kraft besitzt, in die Wurzel dringen, deren Poren zusammenziehen und sie so verdichten, daß sie kein Wasser mehr durchgehen lassen, welches zu ihrem Wachsthum und Gedeihen erforderlich ist? Vielleicht ist es auch der Natur des Weinstocks zuwider, daß das, was aus ihm gekommen ist, wieder in ihn zurückkehrt — — — 42)

42) Auch bey dieser Frage sind die letzten Worte sehr verstümmelt und deswegen nicht zu übersetzen. Doch sucht Ricard folgenden Sinn herauszubringen: Car l'humidité, qui est dans les plantes et qui les a fait fleurir, ne peut plus servir à leur nourriture, ni faire une seconde fois partie de leur substance — Ein holländischer Arzt, Gisbertus Longolius, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebte, hat diese physikalische Fragen aus einem Mediceischen Codex übersetzt, in welchem er nicht nur diejenigen, die wir noch haben, ganz vollständig, sondern auch noch acht andere, die uns fehlen, gefunden hat. Seine Uebersetzung muß in dem von ihm edirten Werke: Plutarchi opuscula aliquot moralia, hactenus non conversa — stehen, welches mir aber nicht zu Gesichte gekommen ist, auch von Fabrizius nicht angeführt wird.

Ueber das in der Mondscheibe erscheinende Gesicht. *)

— — So erklärte sich Sylla. Denn dieß gehört zu meiner Fabel, und ist daraus hergenommen. Allein für das erste möchte ich doch wohl fragen, wozu es nöthig ist, daß wir uns mit Untersuchung der gewöhnlichen und überall bekannten Meynungen über das Gesicht im Monde befassen?

Nun,

*) Diese Abhandlung ist ein Dialog, worin sich Sylla von Karthago, Apollonides, Lucius, Pharnakes, Theon, ein jüngerer Aristoteles, der Mathematiker Menelaus, und Lampias, Plutarchs Bruder, mit einander unterreden. Der Verfasser trägt darin die verschiedenen Meynungen vor, die man zu seiner Zeit über diese Erscheinung hatte, und verbreitet sich zugleich über viele andere dahin einschlagende Materien, so daß diese Abhandlung beynahe als ein Inbegriff alles dessen, was die Alten von dem Monde wußten und dachten, angesehen werden kann. Um desto mehr ist es zu bedauren, daß sie nicht nur im Anfange verstümmelt und mangelhaft, sondern auch in der Folge durch mehrere und dem Ansehen nach beträchtliche Lükken entstellt ist. Noch muß ich bemerken, daß ich hier einen treuen Gefährten verliere, der mich bisher durch die oft unwegsamen Gefilde, die ich zu durchwandern hatte, begleitete, ich meyne die

Ueber-

Nun, versetzte ich, 1) warum sollten wir das nicht thun? Die mit jenen Materien verbundenen Schwierigkeiten führen uns ja mit Gewalt zu diesen Gegenständen hin. Denn wie man in langwierigen Krankheiten, wenn die gemeinen Mittel und die gewöhnlichen Vorschriften der Aerzte nicht anschlagen wollen, endlich zu abergläubischen Reinigungen, Amuleten und Träumen seine Zuflucht nimmt; so müssen wir bey dunklen und schweren Untersuchungen, wo die gemeinen und von den meisten für hinlänglich gehaltenen Gründe uns nicht befriedigen, auch die sonderbarsten und ungereimtesten hervorsuchen und sie nicht verachten, sondern selbst die Erklärungen der Alten zu Hülfe nehmen, um so die Wahrheit durch alle Mittel ans Licht zu bringen. So siehst du gleich die Ungereimtheit der Behauptung ein, daß die im Monde sich zeigende Gestalt weiter nichts als eine zufällige Eigenschaft des Gesichtes sey, das seiner Schwäche wegen dem Glanze weichen muß, was wir

Uebersetzung des Abbe Ricard, der diese Abhandlung ihrer Größe wegen in den dreyzehnten Theil hat bringen wollen, aber seit 1790, wo der zwölfte herauskam, nichts weiter von sich hat hören lassen, so daß er vermuthlich von dem Strudel der französischen Revolution mit fortgerissen worden.

1) Die hier redende Person ist, wie aus dem Folgenden erhellt, Lampias, Plutarchs Bruder; wer aber die vorhergehende Frage aufwirft, läßt sich wegen Verstümmelung des Anfangs nicht bestimmen.

wir sonst Refraction zu nennen pflegen. Denn wer dieß annimmt, bemerkt nicht, daß jener Umstand weit eher bey der Sonne Statt finden müßte, deren Strahlen mit solcher Gewalt und Heftigkeit auf unser Gesicht wirken; wie auch Empedokles an irgend einer Stelle den Unterschied zwischen beyden Himmelskörpern sehr treffend angegeben hat: „Die scharfstrahlende Sonne und der traulich schimmernde Mond 2) —" ein Ausdruck, der das Anlockende, Freundliche und Harmlose gut bezeichnet. Eben so verhält sichs auch mit der Erklärung des Umstandes, woher es kömmt, daß ein schwaches, blödes Gesicht in dem Monde keine Verschiedenheit der Gestalt wahrnimmt, sondern die Mondsscheibe ihm völlig glatt und voll entgegenleuchtet; Leute hingegen, die ein scharfes, durchdringendes Auge haben, die Form des Gesichtes viel genauer erkennen und dessen einzelne Züge deutlich unterscheiden. Denn meines Erachtens müßte gerade das Gegentheil erfolgen, wenn die Vorstellung blos von der Schwachheit des geblendeten Auges hervorgebracht würde; und also die Erscheinung des Bildes desto deutlicher und lebhafter seyn, je schwächer das vom Mondlicht afficirte Auge wäre. Schon die Ungleichheit widerlegt den angegebenen Grund vollkommen. Denn auf einem ununterbrochenen und verworrenen Schatten läßt sich kein Gesicht sehen.

Daher

2) Im Griechischen λαεσσα σελην, nach der glücklichen Verbesserung Xylanders für λαϊνεα σελην, der steinerne Mond, welches sinnlos ist.

Daher sagt der Dichter Hegesianax 3) in seiner Schilderung des Mondes nicht uneben:

Herrlich glänzet der Mond von feurigen Strahlen umgeben;
Aber ein Jünglingsaug' erscheint in der Mitte der Scheibe,
Blauer als Sapphir, und eine Stirn, mit lieblicher Röthe
Prangend — —

Denn in der That verstecken sich die schattichten, dunklen Gegenstände unter den erleuchteten, von denen sie umgeben sind, und erheben sich auch wieder, indem sie von diesen abgestoßen werden. Ueberhaupt sind beyde untereinander so verflochten, daß sie zusammen das vollkommene Bild eines Gesichtes darstellen. 4) Auch die Meynung des Klearchus 5) hat euer Aristoteles, wie es scheint, mit ganz guten Gründen widerlegt. Denn dieser Aristoteles, der mit jenem alten sehr

3) Von diesem Dichter ist weiter nichts bekannt, als daß er, wie Aratus, ein ostronomisches Gedicht unter dem Titel Phänomena, geschrieben hat. Nach einer andern Mundart heißt er auch Agesianax.

4) Sollte diese Stelle dunkel seyn, so liegt die Ursache an dem Texte, der hier sehr verstümmelt und corrupt ist, daß sich der Sinn kaum errathen läßt.

5) Klearchus war ein peripatetischer Philosoph, aus Soli gebürtig, ein Schüler des Aristoteles. Ob dieser aber hier gemeynt ist, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Von dem erwähnten jüngern Aristoteles ist auch weiter nichts bekannt. Nach dem folgenden scheint er sich vorzüglich der Geometrie und Mathematik gewidmet zu haben.

sehr vertraut ist, gehört euch allerdings zu, ob er gleich manche Lehrsätze der peripatetischen Philosophie verdrehet hat.

Apolloniades nahm hierauf das Wort: Welches ist denn nun aber, fragte er, die Meynung des Klearchus? — Ey, versetzte ich, diese dürfte eher jedem andern unbekannt seyn als dir, da sie auf die Hauptlehren der Geometrie gegründet ist. 6) Der Mann behauptete nämlich, das sogenannte Gesicht im Monde sey nichts anders als eine spiegelartige Erscheinung und ein Bild des großen Weltmeeres, das sich im Monde wie in einem Spiegel darstellt. Denn ein Gesicht 7) das an so vielen Gegenständen gebrochen und zurückgeworfen wird, pflegt nun auf Dinge zu fallen, die sonst nicht in der geraden Linie gesehen werden, und der volle Mond ist an Glanz und Glätte der schönste und reinste Spiegel. Wie ihr also glaubt, daß der Regenbogen nur dann, wann das Gesicht gegen die Sonne reflectirt wird, auf einer Wolke, die eine etwas feuchte Glätte und Consistenz angenommen hat, zum Vorschein komme; so sagte auch jener, das Weltmeer werde in dem Monde gesehen, nicht eben

6) Αμυοτ scheint für ορμωμενον gelesen zu haben ὁρμωμενῳ, in Beziehung auf das vorhergehende. σοι, da er übersetzt: à toi, qui fais ta principale profession de la Géometrie.

7) Im Texte steht ιτυς, die Rundung oder der äussere Umfang einer Scheibe. Diese Leseart schien mir nicht hieher zu passen, und ich habe dafür die andere οψις in den Text aufgenommen.

eben an der Stelle, wo es wirklich ist, sondern wo die gebrochenen Gesichtsstrahlen den Widerschein desselben berühren, wie auch Hegesianax an einer andern Stelle sagt:

Oder die Woge des gegenüber brausenden Meeres
Mag als Bild im feuerglühenden Spiegel sich zeigen —

Voller Verwunderung 8) rief hier Apollonides aus: In der That, das heißt mir doch eine sonderbare, neue und künstlich aufgestutzte Meynung! Da indeß der Mann Dreistigkeit mit Gelehrsamkeit verbindet, so möchte ich doch hören, wie Aristoteles die Widerlegung desselben ausgeführet hat.

Fürs erste, antwortete ich, wenn das ganze Weltmeer nur von einer einzigen Natur ist, so muß es eine zusammenfließende und an einander hängende Masse seyn. Nun ist aber die Erscheinung der schwarzen Flecken im Monde nicht einzig und unterbrochen, sondern das Schattigte wird von hellen Streifen, wie von Erdengen getheilt und zerschnitten. Da nun jeder Raum abgesondert ist und seine eigenen Grenzen hat, so bekommt das Eingreifen der erleuchteten Theile in die dunklen eine Aehnlichkeit von Höhe und Tiefe, und stellt so die Bilder von Augen und Lippen vollkommen dar. Folglich muß man ent-

8) Weder die Lesart im Texte πειθεις, überzeugt, noch die aus einem Codex angeführte ηδεις, voller Freude, scheint sich hieher zu schicken. Ich vermuthe daher, daß εκπλαγεις oder etwas ähnliches gestanden hat.

entweder mehrere Weltmeere annehmen, die durch Erdengen und feste Länder abgeschnitten sind, welches ungereimt und falsch ist; oder wenn es nur ein einziges Weltmeer giebt, so ist es nicht wahrscheinlich, daß das Bild desselben so getheilt und zerstückelt erscheinen sollte. Denn dieß läßt sich in deiner Gegenwart sicherer fragen als beweisen, ob, bey der gleichen Länge und Breite des Erdkreises, das ganze vom Monde auf dieselbe Art zurückgeschlagene Gesicht im Stande sey, das Meer mit allen, die auf dem großen Meere schiffen, oder gar, wie die Brittannier darauf wohnen, zu umfassen; selbst dann, wenn sich die Erde, wie ihr behauptet, gegen die Kugel des Mondes nicht einmal wie ein Punkt verhält. Deine Sache ist es nun, sagte ich, dieß näher zu untersuchen; aber die Brechung des Gesichts gegen den Mond geht weder dich noch den **Hipparchus** etwas an. Doch die Wahrheit zu sagen, mein lieber **Lamprias**, giebt es viele Naturkundiger, denen diese Meynung von dem Gesichte gar nicht gefällt, und die es wahrscheinlicher finden, daß das Gesicht eine gleichförmige Mischung und Zusammensetzung habe, als solche Stöße und Absprünge, dergleichen **Epikurus** seinen Atomen andichtete. Auch wird **Klearchus** wie ich glaube, uns den Mond nicht zu einem schweren dichten Körper machen wollen, sondern zu einem ätherischen und leuchtenden Stern, für den sich, wie ihr selbst behauptet, eine solche Brechung des Gesichts gar nicht schickt, womit es denn um die

Refraction geschehen wäre. Wollte aber Jemand demungeachtet darauf bestehen, so müssen wir ihn fragen, warum der Spiegel des Meeres nur in dem Monde allein, und sonst in keinem andern Sterne dieser Art, unter dem Bild eines Gesichts erscheint? Denn die Wahrscheinlichkeit erfordert, daß unser Gesicht dieses Bild entweder in allen Sternen, oder in gar keinem erblicken müsse. Doch, mein Freund, sagte ich, indem ich den Lucius ansah, erinnere dich nur an das, wovon wir gleich anfangs gesprochen haben.

Lucius *) antwortete: Damit es nicht scheine, als wollten wir dem Pharnakes eine vorsetzliche Beleidigung zufügen, wenn wir die Meynung der Stoiker als einer Widerlegung unwürdig ganz mit Stillschweigen übergehen, so sage lieber erst etwas gegen diesen Mann, welcher annimmt, der Mond sey eine Mischung aus der gesammten Luft und einem sanften Feuer, und dann behauptet, wie zuweilen bey völliger Windstille die Oberfläche des Meeres sich kräuselt, so nehme auch die Luft eine schwärzliche Farbe an, und daraus entstehe die einem Gesicht ähnliche Erscheinung.

In der That, mein Lucius, versetzte ich, du weißt eine Ungereimtheit recht geschickt in schöne

*) Ohne Zweifel ist dies eben der Lucius, von dem im 8ten B. der Tischreden Fr. 7. gesagt wird, daß er ein Etrurier und Schüler des Pythagoräers Moderatus gewesen sey.

schöne Worte einzukleiden. Allein unser Freund drückte sich nicht so aus, sondern sagte, was auch die Wahrheit ist, daß die Stoiker den Mond zu sehr herabsetzen, indem sie ihn mit Flecken und schwarzen Streifen anfüllen, und ihn bald mit dem Namen Artemis und Athene 9) belegen, bald ihn wieder zu einer aus finsterer Luft und Kohlenfeuer zusammengesetzten Masse, und zu einem Körper machen, der sich nicht selbst entzünden kann, auch kein eigenes Licht hat, sondern für sich selbst finster, immer rauchend und vom Feuer versengt ist, gleich jenen glanzlosen, rußichten Donnerkeilen, von denen die Dichter reden. 10) Daß aber ein solches Kohlenfeuer, als diese dem Monde beylegen, keine Dauer hat und gar nicht einmal bestehen kann, wenn es nicht eine feste Materie ergreift, die es zugleich hält und ernährt, dieß sehen, wie mich dünkt, manche Philosophen weniger ein, als jene, die scherzweise sagen, Vulkan sey des-

9) Oder Diana und Minerva. Daß erstere vorzüglich als Göttin des Mondes verehret worden, ist bekannt; weniger aber, daß man auch die Minerva für eine Göttin des Mondes gehalten hat. Vermuthlich führte sie deswegen, so gut wie Diana, den Beynamen Φωσφορος, Lucifera, wie Proklus im Commentar über Timäus B. 1. S. 52. anführt.

10) Eine Anspielung auf den vom Homer gebrauchten Ausdruck κεραυνος ηλοεις im 23ten Buch der Odyßee V. 330. und im 24ten B. 538. wo aber dies Beywort gewöhnlich durch leuchtend, feurig übersetzt wird.

deswegen lahm genannt worden, weil das Feuer ohne Holz so wenig als ein Lahmer ohne Krücke fortschreiten kann. Gesetzt nun auch, daß der Mond ein Feuer ist, woher soll ihm denn so viele Luft zugekommen seyn? Denn jener obere, sich beständig im Kreise herumdrehende Raum besteht nicht aus Luft, sondern aus einer weit edlern Substanz, welche die Eigenschaft besitzt, alle andere Dinge zu verdünnen und zu entzünden. Ist sie aber erst daselbst entstanden, wie kömmt es denn, daß sie nicht vom Feuer in Aether aufgelöst wird und ihre vorige Gestalt ganz verliert? daß sie vielmehr ihr Wesen immerfort behält, und eine so lange Zeit hindurch mit dem Feuer vereiniget ist, gleich einem Nagel, der stets in denselben Theilen befestiget und eingeschlagen bleibt? Denn da sie dünn und untereinander gemischt ist, so kömmt ihr keine Dauer, sondern eine Auflösung zu. Daß sie sich aber verdichte, ist nicht möglich, so lange sie blos mit dem Feuer vermischt ist, und weder mit Feuchtigkeit noch mit Erde in Verbindung steht, als den einzigen Elementen, mit welchen sich die Luft verdichten kann. Eine heftige Bewegung pflegt schon die Luft in den Steinen, sogar in dem kalten Bley zu entzünden, geschweige denn die, welche in einem Feuer mit solcher Schnelligkeit herumgedreht wird.

Die Stoiker tadeln zwar wohl den **Empedokles**, daß er den Mond zu einer, dem Hagel ähnlichen Luftmasse macht, die von der Sphäre des Feuers eingeschlossen ist; sie selbst aber nehmen an, der Mond sey eine Feuerkugel und

umfasse eine hie und da zerrißne Luft. Dabey soll er weder Risse, noch Tiefen und Höhlungen haben, was ihm doch diejenigen übrig lassen, die ihn für erdartig halten, sondern die Luft soll blos auf seiner gekrümmten oder gewölbten Oberfläche liegen. Dies ist in Absicht der Dauer unbegreiflich, und soviel der Augenschein beym Vollmond lehrt, unmöglich. Denn sie dürfte gar keine schwarzen und dunklen Streifen zeigen, sondern müßte, wenn der Mond von der Sonne beleuchtet wird, entweder durchaus verdeckt und verfinstert werden, oder in allen ihren Theilen gleich helle seyn. Auch bey uns bleibt die Luft in den Tiefen und Höhlungen der Erde, wo das Licht nicht eindringen kann, finster und unerleuchtet; die äußere hingegen, welche die Erde umgiebt, nimmt gleich das Licht und eine glanzartige Farbe an. Denn wegen ihrer Lokkerheit läßt sie sich leicht mit jeder Eigenschaft und Kraft vermischen; vorzüglich aber wird sie, wie ihr selbst saget, durch die bloße Berührung des Lichts durchaus verändert und erleuchtet. Und eben dieser Umstand scheint nicht nur die Meynung derer, die im Monde die Luft in gewisse Tiefen und Schlünde zusammendrängen, gut zu rechtfertigen, sondern auch die eurige vollkommen zu widerlegen, da ihr die Kugel des Mondes aus einem Gemische von Feuer und Luft, Gott weiß wie, zusammensetzet. Denn es ist unmöglich, daß irgend ein Schatten auf der Oberfläche des Mondes bleibe, wenn die Sonne mit ihren Strahlen den Theil desselben

erleuch-

erleuchtet, den wir mit dem Gesichte überschauen.

Pharnakes fiel mir hier in die Rede: Da braucht man, sagte er, gegen uns einmal wieder den gewöhnlichen Kunstgriff der Akademie, daß man im Disputiren dem andern von dem, was man selbst behauptet, keine Beweise giebt, sondern ihn so weit treibt, daß er seine Meynung blos vertheidigen, gegen die andern aber keine Einwürfe machen kann. Indeß sollt ihr mich für heute gewiß nicht dahin bringen, daß ich mich auf eure Beschuldigungen gegen die Stoiker einlasse, wenn ich nicht erst von euch darüber Rechenschaft bekomme, daß ihr in der Welt das unterste zu oberst kehret.

Nun, mein Freund, erwiederte Lucius lachend, du wirst uns doch nicht gar in einen Prozeß wegen Irreligiosität verwickeln wollen, so wie einst Kleanthes glaubte, daß die Griechen den Samier Aristarchus 11) als einen Re-

11) Nach dem Texte müßte es heißen: so wie Aristarchus glaubte, daß die Griechen den Samier Kleanthes — — Ich bin aber hier der sehr gegründeten Verbesserung gefolgt, die Fabricius in der Bibliotheca Graeca (Vol. 2. p. 398. der alten Ausgabe) beybringt. Der hier erwähnte Kleanthes ist der berühmte Stoiker, ein Nachfolger des Zeno, dessen Leben Diogenes Laert. B. 7. K. 5. beschreibt. Von einem Samier Kleanthes weiß Niemand etwas. Aristarchus von Samus war einer der berühmtesten Astro-

ligionsverächter, der sich an dem Heiligthum der Welt vergriffen, anklagen müßten, weil der Mann, um die Phänomene richtiger zu erklären, annahm, der Himmel stehe unbeweglich, die Erde aber wälze sich in einem schiefen Zirkel und drehe sich zugleich um ihre eigene Achse. Auf diesen Punkt lassen wir uns nun freylich hier nicht weiter ein; aber, mein Bester, warum sollen denn eben die, welche den Mond zu einer Erde machen, mehr als ihr das unterste zu oberst kehren, da ihr doch die Erde hoch in der Luft hinstellet, ob sie gleich viel größer ist als der Mond, wie die Mathematiker bey den Verfinsterungen und den Durchgängen des Mondes durch den Erdschatten die Größe des Raumes ausmessen? Denn der Schatten der Erde muß natürlicher Weise kleiner seyn als sie selbst, da er durch einen größern leuchtenden Körper geworfen wird, und daß der obere Theil dieses Schattens schmal und spitzig zuläuft, ist, wie man sagt, selbst dem Homer nicht unbekannt gewesen, sondern er hat die Nacht wegen der Spitze des Schattens Thoe, das ist, spitzig oder scharf genannt. 12) Dem-

Astronomen des Alterthums, und lebte mit Kleanthes zu gleicher Zeit, nämlich um das 264te Jahr vor Chr. Geb. Man darf ihn nicht mit dem Grammatiker Aristarchus von Alexandrien verwechseln.

12) Homer braucht das Wort Thoe als Beywort von der Nacht an mehrern Stellen, z. B. Iliade B. 10. V. 394. 468. B. 12. V. 463. B. 16. V. 261. Odyssee B. 12. V. 284. wo es H. Voß übersetzt, die

Demungeachtet muß der Mond, wenn er bey Finsternissen von dieser Spitze getroffen wird, einen Raum durchlaufen, der beynahe drey seiner Durchmesser beträgt, ehe er wieder aus dem Schatten hervorkömmt. Ueberlege nun, aus wie viel Monden die Erde wohl bestehen muß, wenn sie einen Schatten wirft, deren kleinster Theil eine Breite von drey Monden hat. Bey alle dem seyd ihr des Mondes wegen in Furcht, daß er einmal herab fallen möchte; in Ansehung der Erde aber hat euch vielleicht Aeschylus dadurch sicher gemacht, daß er vom Atlas sagt:

Dort stehet er, der Pol des Himmels und der Erde,
Traun eine schwere Last! stützt er mit seinen Schultern — 13)

Freylich schwebt der Mond auch nur auf einer leichten Luft, die nicht stark genug ist, eine dichte Masse zu tragen; die Erde hingegen umgeben rings herum, nach Pindarus 14) Zeugnisse, diamantfüßige Pfeiler. Und deswegen ist Pharnakes für seine Person ganz unbesorgt, daß die Erde jemals einstürzen sollte; destomehr aber

die dickste Nacht. Auf die hier gegebene, sehr gesuchte, Erklärung, ist schon oben in der Abhandlung über den Verfall der Orakel Th. 4. S. 71. angespielt worden.

13) Im gebundenen Prometheus. V. 349. f.

14) In der Sammlung der Pindarischen Fragmente vom H. Prof. Schneider, ist diese Stelle nicht mit angeführet worden.

bedauert er die Aethiopier und Taprobaner, 15) die gerade unter dem Fall des Mondes wohnen, daß ihnen einmal eine so ungeheure Last auf den Kopf fallen wird. Indeß bewahret schon den Mond vor dem Fallen seine eigene Bewegung und der stete Umschwung, welcher bey ihm die Stelle der Wurzeln vertritt, so wie auch die auf der Schleuder liegenden Dinge durch das Umdrehen im Kreise am Herunterfallen gehindert werden. Denn jeden Körper treibt seine natürliche Bewegung fort, wenn er durch nichts anders aus seiner Bahn gebracht wird. Daher ist es auch gar nicht die Schwere, welche den Mond in Bewegung setzt, da die Heftigkeit des Umschwungs deren Neigung hemmt und zurückhält. Ja man hätte vielleicht mehr Ursache, sich zu verwundern, wenn der Mond, wie die Erde, immer unveränderlich an derselben Stelle bliebe; so aber findet der Mond Hindernisse genug, daß er nicht zu uns herab kommen kann, und in Ansehung der Erde, die sonst keine andere Bewegung hat, ist es wahrscheinlich, daß sie blos durch ihre Schwere in Bewegung gesetzt wird. Denn die Erde ist schwerer als der Mond, nicht blos in so fern sie größer ist, sondern auch weil dieser durch die Wärme und das in ihm befindliche Feuer leicht geworden. Ueberhaupt aber scheint aus dem, was du sagst, zu folgen, daß der Mond, wenn

er

15) Taprobane ist eine Insel des indischen Oceans, das heutige Ceylan.

er wirklich ein Feuer ist, um desto mehr einer Erde und Materie bedarf, auf der er ruhen und sich anhängen kann, um seine Kraft zu erhalten und wieder anzufachen. Denn ohne Materie läßt sich die Erhaltung eines Feuers gar nicht denken, die Erde hingegen kann nach eurer Behauptung ohne Stütze und ohne Wurzel bestehen.

Allerdings, versetzte **Pharnakes**, da sie sich an dem ihr eigenen, von der Natur ihr angewiesenen Platze, nämlich dem Mittelpunkt des Weltalls, befindet. Denn dieser Platz ist es, nach welchem sich alle Dinge, die eine Schwere haben, hinneigen, und wo sie von allen Seiten her zusammentreffen. Die ganze obere Region stößt, wenn sie ja einige mit Gewalt hinaufgeschleuderte, erdartige Körper hat aufnehmen müssen, diese gleich wieder in die untere Region herab, oder läßt sie, um eigentlicher zu reden, nach ihrer natürlichen Neigung herunterfallen.

Um dem **Lucius** Zeit zu verschaffen, daß er sich auf eine Antwort besinnen möchte, wendete ich mich an **Theon**: Welcher Tragiker, mein **Theon**, sagte ich, hat sich denn dieses Ausspruches bedient:

> Die Aerzte führen oft mit bittern Arzeneyen
> Die bittre Galle ab — ? 16)

Auf **Theons** Antwort, daß es **Sophokles** sey, fuhr ich fort: Nun den Aerzten muß man das

16) Diese Stelle, aus einer unbekannten Tragödie des **Sophokles**, ist schon oben in der Abhandlung über die Gemüthsruhe Th. 4. S. 308. angeführt worden.

wohl Noth halber einräumen; allein den Philosophen darf man ja nicht Gehör geben, wenn sie Paradoxien durch Paradoxien vertheidigen wollen, oder, um ungereimte Lehrsätze zu bestreiten, noch ungereimtere und seltsamere erdichten, so wie hier die Stoiker die Bewegung nach dem Mittelpunkt aufführen. Was liegen nicht darin für Ungereimtheiten? Folgt nicht daraus, daß die Erde, die so große Tiefen, Höhen, und Ungleichheiten hat, kugelrund sey? daß auf derselben Antipoden wohnen, die die untern Theile aufwärts kehren, und sich wie Holzwürmer oder Eydechsen an die Erde anklammern? daß wir selbst nicht nach geraden Winkeln darauf stehen, sondern gleich den Trunkenen immer eine schiefe Stellung haben? daß Lasten von tausend Centnern, die in die Tiefe der Erde hinabstürzen, sobald sie an den Mittelpunkt kommen, still stehen, ohne daß ihnen etwas in den Weg kömmt oder sie aufhält; und wenn sie ja durch die Heftigkeit des Falles über den Mittelpunkt wegkommen, dann von selbst wieder nach demselben zurückkehren? daß Stücke von Balken, die an beyden Seiten der Erde abgesägt worden, nicht immerfort abwärts fallen, sondern von außen an die Erde anstoßen, sich auf gleiche Weise durchbohren, und um den Mittelpunkt verbergen? daß endlich ein reißender, in die Tiefe hinabschießender Strom, wenn er das mittlere Zeichen erreicht, das nach ihrer Meynung unkörperlich ist, auf einmal stille stehe, dann unaufhörlich um einen Pol herum-

gehe

gehe und beständig in einer Schwebe hängen bleibe? Wahrlich, einige dieser Umstände sind so offenbar falsch, daß man es nicht über sich gewinnen kann, sie auch nur in der Einbildung für möglich zu halten. Das heißt doch in der That, das unterste zu oberst setzen, und alles umkehren, weil die Dinge bis zum Mittelpunkt hin unten, hingegen die unter dem Mittelpunkte oben seyn würden. Wenn daher Jemand in der Tiefe der Erde 17) so stünde, daß sein Nabel just den Mittelpunkt berührte, so müßte er den Kopf und die Füße beyde zugleich oben haben; und wollte man, um ihn herauszuholen, die Erde in entgegengesetzter Richtung durchgraben, so würde der oben hervorragende Theil desselben hinab, und der untere hinaufgezogen werden müssen; und denkt man sich noch einen, der jenem die Füße zukehrt, so muß man von beyden sagen, daß ihre Füße oben stehen.

Unge-

17) Im Texte steht συμπαθεια της γης, welches Amyot übersetzt: par soufrance et consentement de la terre, und Xylander; si quis terrae consensu in medio ejus staret. Beydes ist sinnlos. Ich vermuthe daher, daß συμβαθεια aus εν βαθει entstanden ist, und zwar um so mehr, weil aus einem Codex die Lesart ευπαθεια angegeben wird. Ueberhaupt ist diese ganze Stelle sehr verdorben und voller Lücken, so daß sich der Sinn kaum errathen läßt.

Ungeachtet aber diese Herren nicht etwa nur einen Ranzen, 18) sondern eine ganze Marktschreyerbude, ein ganzes Magazin voll solcher abentheuerlicher Meynungen aufgehockt haben, und überall mit sich herumschleppen, so wollen sie doch andere lächerlich machen, die dem Monde, als einer Erde, nicht da wo der Mittelpunkt ist, sondern oben in der Höhe seinen Platz anweisen. Indeß wenn jeder schwere Körper sich nach eben dem Orte hinneigt, und mit allen Theilen nach seinem Mittelpunkte strebt, so wird die Erde nicht sowohl, weil sie den Mittelpunkt des Universums ist, sondern weil sie für sich selbst ein Ganzes ausmacht, alle schweren Körper als Theile von ihr selbst sich zueignen. (Die Menge 19) der schweren Körper um sie herum wird keinen Beweis abgeben, daß die Erde den Mittelpunkt der Welt ausmache, sondern man wird blos daraus schließen, daß diese Körper, die von ihr abgerissen waren, und nun wieder zu ihr zurückkehren, mit der Erde Gemeinschaft und eine gleichartige Natur haben.) Denn so wie

18) Xylander hat diese Stelle nicht verstanden, weil er sich an das Wort πειραν (Erfahrung) gehalten hat. Der Zusammenhang aber lehrt, daß es in πηρων verändert werden muß, welches auch schon Amyot eingesehen hat. Auch vermuthe ich, daß περιελκοντες für παρελκοντες, und ενιδρυοντας für ενιδρυοντες gelesen werden müsse.

19) Die eingeschloßne Stelle ist verstümmelt, und weil kein Sinn herauszubringen ist, nach Amyot übersetzt, der sie auf diese Art zu ergänzen sucht.

wie die Sonne alle die Theile, aus welchen sie bestehet, zu sich selbst hinkehret, so nimmt auch die Erde den Stein — als einen ihr zugehörigen Körper auf. — 20) Daher denn auch mit der Zeit alle solche Dinge wieder mit ihr vereiniget und verbunden werden. Wenn nun aber ein Körper gleich vom Anfange her der Erde nicht zugetheilt gewesen, auch nicht von ihr abgerissen worden ist, sondern immer für sich bestanden, und seine eigene Natur gehabt hat, wie diese etwa vom Monde behaupten möchten; was hindert dann, daß derselbe nicht abgesondert bleiben, und auch fernerhin für sich, in seinen Theilen zusammengedrückt und fest vereiniget, bestehen sollte? Denn daß die Erde der Mittelpunkt des Weltalls sey, ist noch nicht bewiesen, und die Art und Weise, wie die Körper hier zu der Erde vereiniget und zusammengesetzt sind, läßt uns mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schliessen, auf welche Art dort die Theile, die sich mit einander zum Körper des Mondes vereinigen, bestehen mögen.

Wenn Jemand alle erdartigen und schweren Dinge in Einen Raum zusammendrängt, und sie zu Theilen eines einzigen Körpers macht, so sehe ich nicht ein, warum er nicht auch die leichten einer gleichen Nothwendigkeit unterwirft, sondern so viele Feuermassen von einander getrennt seyn läßt; warum er nicht alle

Ster-

20) Auch hier fehlen einige Worte, die sich ohne Hülfe eines bessern Codex nicht ergänzen lassen.

Sterne an Einen Ort zusammenbringt und annimmt, daß auch für alle in der Höhe schwebende, flammenartige Substanzen ein gemeinschaftlicher Körper vorhanden seyn müsse. Ihr lehret, mein lieber Apollonides, daß die Sonne unzählige Millionen Stadien von der obern Sphäre entfernt sey, daß nach ihr die Venus, der Merkur und die übrigen Planeten nicht nur unterhalb der Fixsterne, sondern auch in großer Entfernung von einander selbst, ihre Bahnen haben; und dennoch glaubet ihr, daß die Welt den schweren, erdartigen Körpern keinen weiten Spielraum, worin sie von einander getrennt wären, in sich selbst angewiesen habe. Sehet nur, wie lächerlich es ist, wenn wir behaupten wollen, der Mond sey keine Erde, weil er nicht in der untern Region steht, aber doch ein Stern, ob wir gleich sehen, daß er von der obern Sphäre so viele Millionen Stadien entfernt ist, daß er gleichsam in einen Abgrund versenkt zu seyn scheint. Wenigstens steht er so tief unter den Sternen, daß man nicht einmal die Weite der Entfernung bestimmen kann, sondern es euch Mathematikern bey Berechnung derselben an Zahlen gebricht. Er berührt so zu sagen die Erde, und in seinem Umlaufe zieht er, wie Empedokles sagt, an der Oberfläche derselben eine Art von Wagengleise. 21) Denn oft kann er nicht einmal über den Schatten der Erde, der doch

21) Die Stelle des Empedokles ist verstümmelt und ohne Sinn.

doch wegen der ungeheuren Größe des leuchtenden Körpers eben nicht weit reicht, hinwegkommen, sondern er scheint sich so nahe an der Oberfläche und beynahe in den Armen der Erde herumzudrehen, daß ihm von derselben das Sonnenlicht entzogen wird, weil er sich nicht über diese schattichte, niedrige und nachtfinstere Region, die das Loos der Erde ist, erhebt. Daher kann man meines Erachtens, dreist behaupten, daß der Mond innerhalb der Grenzen der Erde steht, und ihm von den Höhen das Licht entzogen wird.

Erwäge nur, mit Uebergehung der übrigen Fixsterne und Planeten, was Aristarchus 22) in seinem Buche von der Größe und dem Abstande der Gestirne sagt, daß nämlich der Abstand der Sonne mehr als achtzehnmal und weniger als zwanzigmal so groß sey, als der Abstand des Mondes von unserer Erde. Derjenige nun, der die weiteste Entfernung des Mondes annimmt, behauptet, daß er sechs und fünfzig Erdhalbmesser von uns entfernt sey. Ein Erdhalbmesser aber beträgt vierzig tausend Stadien; also muß nach einer mittlern Schätzung die Sonne von dem Monde mehr als vierzig Millionen und dreyhunderttausend Stadien entfernt seyn. So weit ist denn der Mond durch seine Schwere von der Sonne weggerückt, und so nahe

22) Dieß ist eben der Aristarchus, dessen schon oben gedacht worden. Das hier angeführte Werk desselben ist noch vorhanden.

nahe an unsere Erde gebracht worden. Wenn man daher ja die Substanzen nach der Verschiedenheit des Raumes, den sie einnehmen, eintheilen darf, so eignet sich der Theil und die Region der Erde den Mond zu, und hat auf die in einer Erde befindlichen Dinge und Körper nach dem Recht der Verwandtschaft und Nachbarschaft einen gegründeten Anspruch. Da wir nun den sogenannten obern Körpern einen so ungeheuern Zwischenraum verwilligen, so werden wir, glaube ich, nicht unrecht thun, wenn wir auch den untern zu ihrem Umlaufe eine gewisse Weite, wie die von der Erde bis zum Monde ist, übrig lassen. Denn so wenig der, welcher nur die äußerste Fläche des Himmels oben, alles ande e aber unten nennt, gemäßigt ist, eben so wenig ist derjenige zu leiden, der das Untere blos auf die Erde oder vielmehr auf den Mittelpunkt einschränkt — — da die Welt hier wegen ihres großen Umfangs den erforderlichen Zwischenraum verstattet. Wer annimmt, daß von der Erde an alles gleich oben und in der Höhe sey, muß sich gefallen lassen, daß ein anderer wieder behauptet, gleich von der Sphäre der Fixsterne an müsse alles unten heißen.

Ueberhaupt aber, wie kann man sagen, die Erde ist der Mittelpunkt? Und wovon ist sie denn der Mittelpunkt? Das Universum ist unendlich; das Unendliche, das weder Anfang noch Ende hat, kann auch keinen Mittelpunkt haben, weil dieser schon eine Art von Ende oder Grenze, die Unendlichkeit aber eine Verneinung

aller

aller Grenzen ist. Wer etwa behaupten will, die Erde sey der Mittelpunkt, nicht von dem Universum, sondern nur von der Welt, der macht sich lächerlich, wenn er glaubt, daß diese Einwürfe auf die Welt nicht anwendbar sind. Denn das Universum verstattet auch ihr keinen Mittelpunkt; sie treibt unstät, ohne festen Aufenthalt in dem unermeßlichen Leeren, nach keinem eigenen Platze herum, oder wenn sie ja stille steht, so muß eine ganz andere Ursache als die Natur des Ortes sie zum Bleiben bestimmt haben. Etwas ähnliches läßt sich nun auch vom Monde schließen, daß er durch eine andere Seele und Natur, oder vielmehr — — — und der Unterschied zwischen beyden wäre, daß die Erde unbeweglich ist, der Mond hingegen eine gewisse Bewegung hat.

Ausserdem überlege noch, ob nicht die Stoiker hierbey einen sehr wichtigen Umstand übersehen haben. Wenn nämlich alles und jedes, was ausser dem Mittelpunkt der Erde ist, sich oben befindet, so kann gar kein Theil der Welt unten seyn. Dann ist nicht nur die Erde, sondern auch alles was auf der Erde ist, und überhaupt jeder Körper, der um den Mittelpunkt herum steht oder liegt, oben; unten aber ist nur allein jenes unkörperliche Zeichen, welches auf solche Art der ganzen Natur der Welt entgegenstehen muß, wenn anders Oben und Unten von Natur einander entgegengesetzt sind. Doch dieß ist nicht die einzige Ungereimtheit, sondern es fällt nun dadurch auch die Ursache weg, warum die schweren Körper sich dahin neigen und bewegen.

Denn es ist ja gar kein Körper unten, nach welchem sie sich hinbewegen könnten; von dem Unkörperlichen aber ist es nicht wahrscheinlich, und sie selbst 23) wollen auch nicht, daß es so viele Kräfte habe, alle Körper nach sich hinzuziehen und um sich herum zu behalten. Es ist also nicht nur der Vernunft, sondern auch der Natur der Dinge selbst zuwider, daß die ganze Welt oben, unten aber weiter nichts als eine Grenze, ein Punkt ohne Körper und ohne Raum seyn soll: vernunftmäßig hingegen ist, was wir behaupten, daß dem untern sowohl als dem obern ein großer und weiter Raum zugetheilet worden.

Jedoch wollen wir, wenn es dir so beliebt, einmal annehmen, daß die erdartigen Körper wider die Natur Bewegungen am Himmel haben, und nun mit kaltem Blute ohne alle Leidenschaft erwägen, daß dieß noch immer nicht beweist, daß der Mond keine Erde sey, sondern nur, eine Erde, die sich an einem Orte befindet, wo sie ihrer Natur nach nicht hingehört. Denn auch das Feuer im Aetna ist seiner Natur zuwider unter der Erde, aber es ist doch immer Feuer. Die in Schläuchen eingeschlossene Luft ist zwar leicht und emporstrebend, aber sie ist durch Gewalt an einen Ort gekommen, wo sie ihrer Natur nach nicht hinkommen würde. Ja beym Jupiter! ist nicht selbst unsere Seele ihrer Natur zuwider, da sie behende, feuerartig, wie

23) Nämlich die Stoiker, gegen die dies ganze Räsonnement gerichtet ist.

wie ihr sagt, und unsichtbar ist, in einem langsamen, kalten und sinnlichen Körper eingeschlossen? Aber deshalb dürfen wir nicht gleich behaupten, daß diese Seele im Körper ein Nichts und unter der schweren, drückenden Masse keine göttliche Sache sey, die in einem Augenblick den ganzen Himmel, Erde und Meer umfliegt, sich in Fleisch, Nerven und Mark vertheilt, und in Verbindung mit der Feuchtigkeit tausenderley Affecten hervorbringt. 24) Und dieser neue 25) Jupiter, ist er nicht, wenn er sich seiner Natur bedient, ein einziges, großes und zusammenhängendes Feuer? Dennoch hat er sich jetzt ganz herabgelassen, sich dieser Natur entäussert 26) und in den Verwandlungen alle Formen und Gestalten angenommen.

Daher, mein Bester, siehe dich wohl vor, daß du nicht etwa, wenn du alle Dinge versezzen, und wieder an den Ort, wohin jedes seiner Natur nach gehört, bringen willst, eine allgemeine Auflösung der Welt ausbrütest, und

24) Diese Stelle habe ich übersetzt, so gut sich der Sinn errathen ließ. Meines Erachtens ist sie sehr verdorben, da περιπολουντα sich auf nichts beziehet, und die letzten Worte, παθεων μυριων μετα υγροτητος ganz außer aller Verbindung sind.

25) D. h. dieser Jupiter, wie ihr Stoiker ihn euch denkt und vorstellt.

26) Im Griechischen κεκαμπται, eigentlich sich gekrümmt und gebogen.

Empedokles Streit unter den Dingen 27) aufs neue einführest, oder wohl gar die alten Titanen und Giganten gegen die Natur aufregst, und jene fabelhafte, fürchterliche Verwirrung und Unordnung, wo alles Schwere und alles Leichte von einander abgesondert war, wieder zum Vorschein bringest.

Dort wird nicht der schimmernde Glanz der Sonne gefürchtet,
Nicht das behaarte Geschlecht der Erde, noch auch des Meeres
Wogen — — —

wie Empedokles sagt. Da war die Erde keiner Wärme, das Wasser keiner Luft theilhaftig. Nichts Schweres befand sich oben, und nichts Leichtes unten. Die Urelemente aller Dinge waren ungemischt, unverträglich und einsam; sie verstatteten keine wechselseitige Gemeinschaft und Verbindung, vielmehr flohen und vermieden sie einander, und blieben hartnäckig bey den ihnen eigenen Bewegungen. Kurz, sie verhielten sich so, wie alles sich verhält, wovon, um mit Plato zu reden, Gott abwesend ist; oder mit andern Worten, wie die Körper sich verhalten, welche Verstand und Seele verlassen hat. Endlich kam dann nach dem Willen der Vorsehung der Reiz der Liebe zur Natur; Freundschaft,

27) Το νεικος το Εμπεδοκλεους wird auch vom Tzetzes zum Lykophron V. 507. angeführt, und scheint ein Theil von Empedokles Gedicht über die Natur gewesen zu seyn, und zwar derjenige, worinn der Streit der Elemente vor der Entstehung der Welt beschrieben worden.

schaft, Venus und Amor gesellten sich zu ihr, wie Empedokles, Parmenides und Hesiodus 28) sagen, damit die Dinge ihre Plätze verändern, einander ihre Kräfte mittheilen, und wenn sie an die nothwendigen Gesetze theils der Bewegung, theils der Ruhe gebunden und gezwungen worden, nachzugeben, und einen bessern Platz, als sie von Natur hatten, einzunehmen, auf solche Art eine vollkommene Harmonie und Eintracht bewirken sollten.

Gesetzt aber, daß kein einziger Theil der Welt in einem widernatürlichen Zustand gewesen wäre, daß alles und jedes sich da befände, wohin es seiner Natur nach gehört, ohne einer Versetzung zu bedürfen, oder vom Anfange bedurft zu haben; so begreife ich gar nicht, worin nur das Geschäft der Vorsehung bestehet, oder wovon Jupiter, der vollkommenste Künstler, 29) Vater und Schöpfer geworden ist. Bey einer Armee wäre die Taktik ganz entbehrlich, wenn jeder Soldat schon von selbst wüßte, wo er sich hinstellen, welchen Posten er behaupten, oder welche Gelegenheit er ablauren muß. Man brauchte weder Gärtner noch Baumeister, wenn einerseits das Wasser von selbst zu den Pflanzen, die einer Bewässerung bedürfen, hinflösse; andererseits die Ziegeln, Balken und Steine einen eigenen Trieb und eine natürliche Neigung

28) Hesiodus in der Theogonie, V. 120. und 195. ff.

29) Im ersten Buche der Tischreden Fr. 2. (Th. 5. S. 286.) wurde dies als ein Ausdruck des Pindarus angeführt.

hätten, den Platz, wohin sie gehören, von selbst einzunehmen. Wenn nun aber dieser Grundsatz offenbar alle Vorsehung aufhebt, und der Gottheit die Ordnung und Eintheilung aller Wesen zukömmt, was ist es da noch zu verwundern, daß hier Feuer, dort Sterne, hier wieder eine Erde und oben ein Mond hingestellt ist, welcher in dem von der Vernunft ihm angewiesenen Gefängniß weit sicherer steht, als in jenem, das die Natur ihm gegeben hatte? Müßten übrigens alle Körper blos ihrer natürlichen Neigung folgen, und keine andere als solche Bewegungen machen, die ihrer Natur gemäß sind, so dürfte auch weder die Sonne, noch der Morgenstern, noch irgend ein anderer Stern im Kreise herumlaufen, weil die leichten und feuerartigen Körper von Natur sich aufwärts, aber nicht im Kreise bewegen. Da nun die Natur sich nach Verschiedenheit des Ortes eine solche Veränderung gefallen läßt, daß zum Beyspiel das Feuer, wenn es sich hier bewegt, gerade aufsteigt, so bald es aber an den Himmel gelangt, in dessen Umschwunge mit herum getrieben wird; was ist es da noch Wunder, wenn eben dies auch den schweren erdartigen Körpern begegnet, daß sie außerhalb ihres natürlichen Platzes von dem sie umgebenden Körper gezwungen werden, eine andere Art von Bewegung anzunehmen? Denn das läßt sich doch nicht annehmen, daß der Himmel zwar von Natur die Kraft besitze, den leichten Körpern das Emporsteigen zu benehmen, aber die leichten und abwärts sich senkenden nicht überwältigen könne;

im Gegentheil hat er diese sowohl als jene durch seine Kraft in eine bessere Ordnung gebracht, und sich dazu ihrer eigenen Natur bedient.

Wenn es indeß erlaubt ist, mit Uebergehung der gewöhnlichen und an irgend ein System gebundenen Meynungen, ohne Scheu zu sagen, was ich hierüber denke, so scheint mir kein Theil eines Ganzen für sich selbst seine eigene Stelle, Lage oder Bewegung zu haben, die man schlechthin seine natürliche nennen könnte; sondern wenn jeder Theil sich nach dem Vortheil und Erforderniß dessen, weßhalb er entstanden, von der Natur hervorgebracht oder gemacht worden ist, bewegen läßt, und immer so wirket, leidet, und sich verhält, wie es für jenes Erhaltung, Schönheit und Kraft schicklich ist, dann scheint er eine der Natur gemäße Stelle, Bewegung und Beschaffenheit zu haben. Der Mensch zum Beyspiel, der so gut als irgend ein anderes Wesen der Natur gemäß entstanden ist, hat die schweren, erdartigen Theile vorzüglich oben am Kopfe, die warmen und feuerartigen aber in der Mitte. Von den Zähnen sind einige aufwärts, andere unterwärts eingesetzt, aber weder diese noch jene verhalten sich der Natur zuwider. So läßt sich auch nicht sagen, daß das oben in den Augen blitzende Feuer der Natur gemäß, hingegen das im Herzen und Unterleibe, derselben zuwider sey; sondern beydes ist auf eine schickliche und nützliche Art angebracht. Empedokles sagt:

Siehe die Schnecken des Meeres mit schwerbelastetem Rücken
Und die schalichten Muscheln, und hartbeschildeten Kröten.
Erde findest du oben auf ihrem Körper wohnen. 30)

Diese schwere, steinartige Masse, die oben auf dem Körper liegt, drückt keinesweges die andern Theile darnieder; hingegen kann auch die Wärme ihrer Leichtigkeit wegen nicht in die obere Region verfliegen und verlohren gehen. Beyde sind gewissermaßen mit einander vermischt, und nach eines jeden Natur zusammen vereiniget.

Solchergestalt ist es denn wahrscheinlich, daß auch die Welt, wenn sie anders ein Thier ist, an vielen Theilen ihres Ganzen Erde, an vielen andern wieder Feuer, Wasser und Luft habe, die aber nicht durch eine Nothwendigkeit dahin geworfen, sondern durch eine Vernunft so geordnet worden. Denn auch das Auge ist nicht seiner Leichtigkeit wegen an den Ort, wo es sich befindet, herausgepreßt, noch das Herz vermöge seiner Schwere in die Brust hinabgesunken; sondern beyde haben diese Stelle bekommen, weil es so besser war. Daher dürfen wir denn auch nicht denken, daß unter den Theilen der Welt die Erde vermöge ihrer Schwere dahin, wo sie sich befindet, gefallen, oder die Sonne, wie Metrodorus von Chius glaubte, wegen

30) Diese Stelle ist auch schon oben im ersten Buche der Tischreden Fr. 2. (Th. 5. S. 286.) angeführt worden.

wegen ihrer Leichtigkeit gleich einem Schlauche 31) in die obere Region getrieben worden, oder die übrigen Sterne gleichsam nach ihrem auf der Waage bestimmten Gewicht an die Stellen, wo sie stehen, gekommen seyen. Nein, da die Vernunft die Oberhand hatte, wurden letztere wie leuchtende Augen an das Gesicht des Universums gesetzt, um beständig im Kreise herum zu laufen. Die Sonne, welche die Stelle des Herzens vertritt, verbreitet aus sich selbst Licht und Wärme, wie Blut und Lebensgeister, nach allen Seiten herum. Erde und Meer leisten ihrer Bestimmung nach der Welt eben die Dienste, welche der Magen und die Blase dem Thiere leisten. Der Mond, der zwischen der Sonne und der Erde, wie die Leber oder ein anderes zarte Eingeweide zwischen dem Herzen und Magen, steht, schickt die Wärme aus den obern Regionen zu uns herab, und vertheilt dagegen die von hier aufsteigenden Dünste, nachdem er sie durch Kochen gereiniget und verdünnt hat, um sich herum. Ob dessen erdartige und feste Masse noch zu einem andern Zwecke dienlich seyn, ist uns unbekannt; auf alle Fälle aber ist es am sichersten, dasjenige anzunehmen, was sich nothwen-

31) Amyot setzt hier zur Erklärung hinzu: comme un outre ou un ballon plein de vent, qui seroit au fond de l'eau, viendroit incontinent au dessus — Metrodorus, von Chius, war ein Schüler des Demokritus von Abdera, und lebte um die 90te Olympiade.

gig aus der Sache selbst ergiebt. 32) Denn was läßt sich aus der Meynung der Stoiker ziehen, das nur einige Wahrscheinlichkeit hätte? Sie sagen, aus den lichten und feinen Theilen des Aethers sey ihrer Dünnheit wegen der Himmel, aus den dicken und festen aber die Sterne entstanden, und unter diesen bestehe der Mond aus der gröbsten und trübsten Materie. Gleichwohl lehrt schon der Augenschein, daß der Mond nicht vom Aether abgesondert ist, sondern daß er sich noch mitten in demselben bewegt, und auch noch viele ätherische Substanz unter sich hat, in welcher die Winde entstehen, und die Kometen ihre Bahn haben. 33) Folglich ist jeder Körper nicht nach seiner durch Schwere oder Leichtigkeit bestimmten Neigung gestellt, sondern nach einem ganz andern Verhältniß geordnet worden.

So weit hatte ich dann geredet, und da nun weiter nichts als die Beweise dieser Meynung hinzuzufügen waren, wollte ich den Lucius wieder fortfahren lassen, als Aristoteles lächelnd ein=

32) Xylander versteht diese Stelle anders. Er glaubt το κατηναγκασμενον müsse in του κατηναγκασμενου verändert werden, und giebt folgende Uebersetzung: certe ubique hæc sententia potior est, quam quæ necessitate materiæ ist-hæc definit.

33) So habe ich diese im Texte verstümmelte Stelle mit Hülfe der aus zwey Manuscripten angegebenen Lesearten zu ergänzen gesucht, wiewohl auch diese eben nichts tröstliches liefern.

einfiel: Ich bezeuge hiermit, sagte er, daß deine ganze Widerlegung nur gegen diejenigen gerichtet ist, die den Mond für halbfeurig halten, und behaupten, daß insgemein die Körper sich von selbst theils aufwärts, theils abwärts neigen. Ob es aber Jemanden giebt, welcher sagt, daß die Sterne sich ihrer Natur nach im Kreise bewegen, und daß ihre Substanz von den vier Elementen ganz verschieden sey, dieß ist uns selbst nicht einmal durch Zufall in die Gedanken gekommen. Daher bin ich der Mühe überhoben, dir darauf zu antworten.

Lucius versetzte ihm: Ja, mein Freund, wenn ihr die übrigen Sterne und den ganzen Himmel in eine reine und unvermischte Natur, die keiner Veränderung oder Affection unterworfen ist, versetztet, und einen Kreis zöget, durch welchen ihr Umschwung ohne Aufhören fortgeht; so würde jetzt wenigstens vielleicht Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, ob sich gleich unzählige Schwierigkeiten dabey finden. Allein wird dieser Grundsatz *) auch bis auf den Mond ausgedehnt, so kann man bey diesem auf keine Weise die Freyheit von aller Veränderung und die tadellose Schönheit des Körpers verfechten; sondern, um der übrigen Ungleichheiten und Verschiedenheiten hier nicht zu gedenken, so muß eben dieß im Monde erschei-

*) Für ἥλιον muß in dieser Stelle ὁ λογος gelesen werden, welches auch Xylander in seiner Uebersetzung ausgedrückt hat.

scheinende Gesicht durch Veränderung seiner Substanz oder durch Beymischung einer fremden entstanden seyn. Was aber vermischt wird, leidet immer eine Veränderung; denn es verliert seine Lauterkeit, sobald es mit Gewalt mit etwas schlechterem angefüllt wird. Durch was anders ließe sich wohl sein langsamer zögernder Lauf, seine schwache, kraftlose Wärme, welche, wie Jon 34) sagt,

— Zur Reife nie die schwarze Traube bringt —

erklären, als durch die Schwächlichkeit und Affection desselben, wenn anders Affection und Veränderung bey einem ewigen und himmlischen Körper Statt findet?

Ueberhaupt mein lieber Aristoteles, wird der Mond, als Erde, immer ein herrlicher, prachtvoller und bewundernswürdiger Körper bleiben; betrachtet man ihn aber als einen Stern, als ein Licht, oder als einen göttlichen und himmlischen Körper, so fürchte ich sehr, daß er uns häßlich und ungestaltet vorkommen und diesem schönen Namen Schande machen möchte. Denn unter allen den unzählichen Körpern, die am Himmel stehen, ist er der einzige, der eines fremden Lichtes bedarf, wie **Parmenides** sagt:

Immer siehet er ängstlich sich um nach den Strahlen der Sonne.

Unser

34) Ein tragischer Dichter, aus Chius gebürtig, der um die 72te Olympiade lebte.

Unser Freund fand zwar vorhin 35), da er bey dieser Unterredung den Lehrsatz des Anaxagoras, daß die Sonne ihren Glanz dem Monde mittheile, auseinander setzte, allgemeinen Beyfall; allein ich mag das, was ich von euch oder doch in eurer Gesellschaft erlernt habe, hier nicht wiederholen, und gehe daher mit Fleiß zu den übrigen Gegenständen fort. Es ist also wahrscheinlich, daß der Mond nicht wie Glas oder Krystall erleuchtet wird, durch welche das Sonnenlicht ganz durchscheint; auch nicht vermittelst einer Vereinigung des Glanzes und Lichtes, so wie brennende Fackeln, die ihren Schein gegenseitig verstärken. Denn in diesem Falle müßte er beym Neumonde so gut als beym Vollmonde für uns ganz erleuchtet seyn, wenn er die Sonnenstrahlen nicht auffienge und zurückwürfe, sondern sie durch seine lockere Masse ungehindert durchgehen ließe, oder wenn die Sonne sein Licht durch Beymischung des ihrigen anzündete. Im Neumonde, wo er mit der Sonne zusammenkommt, läßt sich auch die Ursache nicht in seinen Abweichungen und Entfernungen suchen, so wie wenn er halberleuchtet und auf beyden Seiten gehörnt oder sichelförmig ist; sondern er steht alsdann, wie Demokritus sagt, senkrecht unter dem Körper, der ihn erleuchtet, und empfängt so unmittelbar die Strahlen der Sonne.

Daher

25) Vermuthlich bezieht sich dies auf den Anfang der Abhandlung, die verlohren gegangen ist. Es läßt sich also nicht angeben, wer unter diesem Freunde zu verstehen seyn mag.

Daher müßte er in solchem Falle selbst sichtbar seyn, und auch jene durchscheinen lassen. Allein er ist so weit entfernt, dieß zu thun, daß er vielmehr dann selbst ganz unsichtbar ist und sogar auch die Sonne oft verdeckt und unsern Augen entzieht, wie Empedokles sagt:

— — — Ihre glänzenden Strahlen
Streuet sie über den Erdkreis, aber in Schatten verhüllt sie
Von der Erde so viel, als breit ist die Scheibe des Mondes —

gleich als wenn das Licht in eine dicke Nacht und Finsterniß, nicht aber in einen andern Stern fiele. Was die Meynung des Poseidonius 36) anbetrifft, daß das Sonnenlicht wegen der Tiefe des Mondes nicht durch dessen Körper bis zu uns dringen könne, so ist sie offenbar grundlos. Denn die Luft, die so ungeheuer groß und vielmal tiefer ist als der Mond, wird doch von den Sonnenstrahlen ganz durchdrungen und erleuchtet. Es bleibt also weiter nichts übrig, als was Empedokles sagt, daß die vom Monde auf unsere Erde fallende Erleuchtung von einer Refraction des Sonnenlichts an demselben herrühre. Das ist auch die Ursache, warum sie weder mit Wärme noch mit strahlendem Glanze zu uns gelangt, wie doch natürlicher Weise geschehen müßte, wenn eine Entzündung oder Vermischung des beyderseitigen

36) Poseidonius, von Apamea oder Rhodus, war einer der gelehrtesten und beredtesten Stoiker und blühte um die 181te Olympiade.

gen Lichtes Statt fände. Denn so wie das Echo durch das Abprellen der Töne unvernehmlicher wird als die Stimme selbst; wie der Pfeil, der von einer Mauer abspringt, seine volle Kraft verliert, so bekömmt auch der Strahl, der des Mondes weite Scheibe trifft, 37) nur einen schwachen und kraftlosen Rückfluß zu uns, weil durch die Refraction seine Stärke vermindert wird.

In der That, fiel hier Sylla ein, diese Meynung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Aber wie? Hat denn schon der stärkste Einwurf, den man dagegen macht, seine Abfertigung erhalten, oder ist er von unserm Freunde aus der Acht gelassen worden? — Welchen meynst du? versetzte Lucius. Etwa den vom halberleuchteten Monde hergenommenen Zweifel? — Allerdings, antwortete Sylla. Denn es ist doch nicht ganz ohne Grund, daß, da jede Refraction in geraden Winkeln geschieht, das Licht des Mondes, wenn er halberleuchtet mitten am Himmel steht, nicht gerade auf die Erde, sondern über sie hinausfallen müsse. Die Sonne steht dann am Horizont und wirft ihre Strahlen auf den Mond. Diese müssen also, wenn sie nach gleichen Winkeln gebrochen werden, auf den entgegengesetzten Punkt des Horizonts fallen, nicht aber den Schein hieher werfen; oder es müßte eine gänzliche Verdrehung und Veränderung des Winkels vorgehen, welches doch nicht möglich ist.

Lucius

37) Diese Worte scheinen aus einem unbekannten Dichter entlehnt zu seyn.

Lucius erwiederte: Beym Jupiter! auch davon ist schon gesprochen worden. Aber, lieber Freund, setzte er hinzu, indem er sich an den Mathematiker Menelaus wendete, ich scheue mich, in deiner Gegenwart, einen mathematischen Lehrsatz, der für die Grundlage der ganzen Katoptrik gehalten wird, aufzuheben. Gleichwohl ist es nothwendig, da es weder von selbst erhellet, noch auch so ganz ausgemacht ist, daß jede Refraction in gleichen Winkeln geschehe. Zur Widerlegung dieses Satzes dienen nicht nur die gewölbten Spiegel, wenn sie nach einem gewissen Gesichtspunkt die Dinge größer, als sie wirklich sind, darstellen; sondern auch die gedoppelten Spiegel, indem, wenn ihrer zwey so gegen einander gestellt werden, daß der Winkel einwärts geht, jede Fläche ein doppeltes Bild darstellt, und also von einem einzigen Gesichte vier Bilder entstehen, von denen zwey den äußern zur linken Seite gegenüber, zwey aber rechts etwas dunkler in der Tiefe der Spiegel erscheinen. Von der Entstehung dieser Bilder giebt Plato die Ursache an. Er sagt nämlich, daß, wenn der Spiegel auf beyden Seiten erhöhet worden, die Gesichtsstrahlen ihre Refraction verändern, welche dann von der einen Seite auf die andere fallen. Wenn also einige Gesichtsstrahlen gerade zu uns zurückkehren, andere hingegen auf die andere Seite der Spiegel fallen und von da erst wieder zu uns kommen, so ist es nicht möglich, daß alle Refractionen in gleichen Winkeln geschehen. Eben deswegen wollen diejenigen, die das Gegentheil behaupten,

lieber

lieber den Ausflüssen des Lichts, die vom Monde auf die Erde kommen, die Gleichheit der Winkel ganz absprechen, weil sie dieß für wahrscheinlicher halten als jenes.

Indeß wenn man ja unserer theuren Geometrie dieß zugeben und einräumen muß, so ist es fürs erste wahrscheinlich, daß dieß wohl bey völlig glatten Spiegeln zutrifft; allein der Mond hat sehr viele Ungleichheiten und Unebenheiten, so daß die Strahlen, die von einem großen Körper auf Höhen fallen, welche beträchtlich genug sind, den empfangenen Schein sich wechselseitig zuzuwerfen, auf allerley Art gebrochen und verwickelt werden, und dann der Widerschein selbst sich eben so durchkreuzet, als wenn er von einer großen Menge Spiegel zu uns gelangte. Sodann, wenn wir auch auf dem Monde selbst Refractionen in geraden Winkeln annehmen, so ist es doch nicht unmöglich, daß die, durch einen so weiten Zwischenraum gehenden Strahlen so viele Brechungen und Abfälle bekommen, daß daraus ein Licht sich bilden und scheinen kann. Einige beweisen auch durch Zeichnungen und Figuren, daß der Mond viel Licht auf die Erde wirft, nach einer Linie, die unter der daliegenden hingezogen worden. Allein es geht nicht wohl an, dergleichen Figuren während eines Vortrages zu zeichnen, zumal in Gegenwart so vieler Personen.

Ueberhaupt, fuhr er fort, wundere ich mich sehr, warum man eben den halben Mond gegen unsere Behauptung anführt, da doch vom ge-

hörnten und sichelförmigen sich das nämliche sagen läßt. Denn erleuchtete die Sonne den Mond als einen ätherischen oder feurigen Körper, so würde sie gewiß nicht dessen Halbkugel unserm Gesichte immer dunkel und glanzlos erscheinen lassen, er müßte vielmehr, sobald sie ihn in ihrem Umlauf nur im geringsten berührt, ganz angefüllet, und von dem Lichte, das überall leicht eindringt, durchaus verändert werden. Der Wein, der das Wasser nur an einem Punkte berührt, ein einziger Tropfen Blut, der in eine Feuchtigkeit fällt, pflegt sogleich die ganze Masse roth zu färben; man behauptet, daß selbst die Luft von dem Lichte nicht durch gewisse Ausflüsse, nicht durch eingemischte Strahlen, sondern durch einen bloßen Stoß desselben durchaus verändert werde. Wie kann man also noch glauben, daß ein Stern, der einen andern Stern, oder ein Licht, welches ein anderes Licht berühret, sich mit demselben nicht vermische, noch eine totale Verwirrung und Veränderung bewirke, sondern nur den Theil erleuchte, dessen Oberfläche er berühret? Jener Zirkel, den die Sonne in ihrem Umlaufe am Monde beschreibt, der bald auf die Grenzlinie zwischen dem sichtbaren und unsichtbaren Theil desselben fällt, bald sich in gerader Linie erhebt, so daß er nach den verschiedenen Lagen des Hellen gegen das Dunkle denselben durchschneidet, und auch wieder von ihm durchschnitten wird, und der die Ursache von der gehörnten und sichelförmigen Figur ist — dieser Zirkel, sage ich, beweiset mehr als sonst etwas, daß die Erleuchtung des

Mon

Mondes keine Vermischung, sondern eine Berührung, nicht eine Vereinigung zweyer Lichter, sondern eine Umleuchtung sey.

Da aber der Mond nicht blos erleuchtet wird, sondern auch ein Bild des Lichtes hieher schickt, so können wir in Absicht der Substanz des Mondes um desto mehr auf unserer Behauptung bestehen. Denn die Refractionen geschehen nie an etwas dünnem, das aus subtilen Theilen zusammengesetzt ist, und es läßt sich schwer begreifen, wie ein Licht vom Lichte, oder ein Feuer vom Feuer abspringen kann. Alles, was ein Zurückschlagen, eine Brechung bewirken soll, muß schwer und dicht seyn, um den Schlag zu empfangen und wieder zurückzugeben. Nun verstattet aber die Luft der Sonne einen Durchgang, ohne ihre Strahlen zurückzustoßen, oder sich ihr zu widersetzen. Hingegen von Holz, von Steinen und Kleidern, die an die Sonne gesetzt werden, entstehen viele Widerscheine und Strahlenbrechungen. Auf eben die Art sehen wir auch, daß die Erde von der Sonne erleuchtet wird. Denn sie läßt das Licht nicht so, wie das Wasser, bis auf den Grund, noch wie die Luft durch ihre ganze Masse dringen; sondern eben ein solcher Zirkel, als die Sonne um den Mond beschreibt, zieht sich auch um die Erde herum, und schneidet von ihr eben einen so großen Theil ab, der jedesmal von der Sonne erleuchtet wird, während der andere unerleuchtet bleibt. Denn an beyden Körpern scheint der erleuchtete Theil etwas mehr als die Hälfte

der Kugel zu betragen. Doch erlaubet mir, daß ich dieß geometrisch nach den Regeln der Proportion ausdrücke. Wenn es drey Dinge giebt, denen sich das Sonnenlicht nähert, die Erde, der Mond und die Luft, und wir sehen, daß der Mond nicht wie die Luft, sondern mehr wie die Erde erleuchtet wird, so müssen nothwendig die beyden Dinge, die von der nämlichen Ursache die nämliche Wirkung leiden, eine gleiche Natur haben.

Da die ganze Gesellschaft dem Lucius hierüber Lobsprüche ertheilte, sagte ich: Vortreflich, daß du einen schönen Vortrag mit einer schönen Proportion beschlossen hast. Man darf dich dessen, was dir zugehört, nicht berauben.

Nun so muß ich denn, versetzte Lucius lächelnd, mich zum zweytenmal einer Proportion bedienen, damit wir beweisen, daß der Mond der Erde völlig gleich sey, nicht nur deswegen, weil er von der nämlichen Ursache die nämliche Wirkung leidet, sondern auch weil er an demselben Gegenstand dieselbe Wirkung hervorbringt. Daß unter allen den Ereignissen an der Sonne keins dem Sonnenuntergange so ähnlich sey als die Sonnenfinsterniß, werdet ihr mir zugeben müssen, wenn ihr euch an die neuliche Zusammenkunft des Mondes mit der Sonne erinnert, welche am vollen Mittage überall am Himmel eine Menge Sterne sichtbar machte, und der Luft eben die Mischung, wie sonst die Dämmerung,

rung, mittheilte. Ausserdem soll auch Theon 38) hier den Mimnermus, den Kydias, 39) den Archilochus, ja noch oben drein den Stesichorus und Pindarus anführen, die bey Sonnenfinsternissen in Klagen ausbrechen, daß der glänzendste Stern ihnen entwendet und der helle Mittag in Nacht verwandelt worden, oder daß der Sonnenstrahl den Pfad der Finsterniß betreten habe; zuletzt auch den Homer selbst, welcher sagt, daß finstere Nacht das Antlitz der Menschen verhülle, 40) daß die Sonne am Himmel hinter dem Monde erloschen sey, 41) und daß dieß zu geschehen pflege,

Wenn der jetzige Mond abnimmt und der folgende zunimmt. 42)

38) Dieser Aufforderung zu Folge war Theon ein Grammatiker, der sich mit Erklärung und Auslegung alter Dichter beschäftigte.

39) Da Kydias in dieser Gesellschaft aufgeführet wird, so läßt sich daraus schließen, daß er ein berühmter Dichter gewesen seyn muß. Allein nirgends sonst wird ein Dichter dieses Namens erwähnt, und daher vermuthe ich, daß der Name Kydias aus Kerkidas verstümmelt worden. Dieser war ein Jambendichter, und Gesetzgeber der Arkadier, aus Megalopolis gebürtig. S. Perizonius zu Aelians vermischter Geschichte B. 13. K. 20.

40) Im 20ten B. der Odyssee V. 352.

41) Ebendaselbst, V. 357.

42) Dieser Vers kömmt vor, im 14ten B. der Odyssee, V. 162. und B. 19. V. 307. In allen diesen Stellen redet Homer von nichts weniger als von Sonnenfinsternissen; Plutarch aber wendet die von ihm gebrauchten Redensarten darauf an, weil sie sich sehr gut dahin deuten lassen.

Das übrige ist, meines Erachtens, schon durch die genauen Untersuchungen der Mathematiker zur völligen Gewißheit gebracht worden, daß nämlich die Nacht der Schatten der Erde, die Sonnenfinsterniß der Schatten des Mondes ist, wenn unser Gesicht auf denselben fällt. Denn beym Untergange wird die Sonne unserm Blicke durch die Erde selbst, bey einer Finsterniß hingegen, von dem Monde entzogen. Beyde sind wahre Verfinsterungen, nur mit dem Unterschiede, daß die beym Untergehen von der Erde, die bey den Finsternissen aber vom Monde herrührt, dessen Schatten vor unser Gesicht tritt. Was nun hieraus folgt, läßt sich sehr leicht einsehen. Denn wenn die Wirkung gleich ist, so sind auch die wirkenden Ursachen gleich, weil nothwendig dieselben Ereignisse an demselben Gegenstande von denselben Ursachen herrühren müssen. Wenn indeß bey Sonnenfinsternissen die Dunkelheit nicht so tief und groß ist, auch die Luft nicht so ganz überwältiget, wie bey Nachtzeit, so darf uns dieß gar nicht befremden. Beyde Körper, sowohl der, welcher die Nacht, als der die Sonnenfinsterniß verursacht, haben zwar einerley Substanz, aber nicht einerley Größe. Die Aegypter nehmen an, wo ich nicht irre, der Mond sey nur der zwey und siebenzigste Theil der Erde, Anaxagoras hingegen, er sey so groß als der Peloponnes. Aristarchus beweiset, der Durchmesser des Mondes habe ein Verhältniß zur Erde, das kleiner ist als sechzig zu neunzehn, etwas größer aber als hundert und acht zu drey und vierzig. Daher

kommt

kommt es denn, daß die Erde, ihrer Größe wegen, die Sonne unserm Gesichte ganz entzieht; denn die Verdeckung ist groß, und dauert so lange als die Nacht. Wenn hingegen der Mond auch zuweilen die Sonne ganz verbirgt, so hat diese Verfinsterung weder eine solche Dauer noch Breite, sondern um den Rand herum bleibt noch immer ein gewisser Schein sichtbar, der den Schatten nicht zu groß und finster werden läßt. Aristoteles, ich meyne hier den ältern, 43) giebt von dem Umstande, daß der Mond öfterer als die Sonne verfinstert gesehen wird, unter andern auch diese Ursache an, weil die Sonne durch das Vortreten des Mondes, der Mond aber — 44) durch das Vortreten der Erde verfinstert wird. So sagt auch Poseidonius, wenn er dieß Ereigniß erklären will: die Sonnenfinsterniß ist eine Zusammenkunft mit dem Monde, dessen Schatten unser Gesicht verdunkelt. 45)

43) Lucius setzt dies mit Fleiß hinzu, weil sich unter der Gesellschaft auch ein Aristoteles befand, damit man ihn nicht verwechseln sollte.

44) Im Texte ist hier eine Lücke, die ich nach Xylandern ergänzt habe. Ich glaubte, im Aristoteles selbst darüber Auskunft zu finden, habe aber vergeblich nachgesucht. Amyot setzt zur Ergänzung folgendes hinzu: que le soleil s'éclipse par obstruction de la lune, et la lune par obstruction de la terre, qui est beaucoup plus grande et spacieuse et par consequent s'oppose bien plus souvent, au moins pour quelque sienne partie.

45) Auch diese Stelle ist verstümmelt und abgerissen. Ich habe sie nach Amyot ergänzt.

Denn eine Sonnenfinsterniß findet nur für diejenigen Statt, denen der Mondsschatten den Anblick der Sonne entzieht. Wenn er nun aber zugesteht, daß der Schatten des Mondes auf uns falle, so weiß ich nicht, was ihm da noch zu sagen übrig bleibt. Denn von einem Sterne kann unmöglich Schatten kommen. Nur das, was unerleuchtet ist, nennt man Schatten; das Licht aber macht keinen Schatten, im Gegentheil bringt es seine Natur mit sich, denselben zu vertreiben. Allein, sagte er, was wurde denn nach diesem noch für ein Beweis angegeben?

Ich antwortete ihm: Daß der Mond eben dieselbe Verfinsterung erleidet — Gut, versetzte er, du hast mir wieder eingeholfen. Aber soll ich nun, da ihr es für ausgemacht annehmen könnet, daß der Mond verfinstert wird, wenn er in den Erdschatten tritt, zu der übrigen Untersuchung fortgehen; oder wollt ihr lieber, daß ich mich damit beschäftige, euch alle die verschiedenen Erklärungsarten einzeln anzuführen?

Ja, beym Jupiter! versetzte Theon, sprich du immerhin von diesen. Ich für meine Person bedarf noch einiger Ueberzeugung, da ich blos gehört habe, daß, wenn die drey Körper, Erde, Sonne und Mond, in gerader Linie zu stehen kommen, alsdann die Finsternisse sich ereignen. Denn die Erde entzieht dem Monde, und der Mond wieder der Erde das Sonnenlicht. Die Sonne verfinstert sich, wenn der Mond, der Mond aber, wenn die Erde in die Mitte der

drey

drey Körper zu stehen kömmt. Jenes geschieht im Neumonde, dieses im Vollmonde.

Das ist auch ungefähr, versetzte Lucius, das vornehmste, was sich hierüber sagen läßt. Höre nun, wenn es dir beliebt, zuerst den von der Figur des Schattens hergenommenen Grund. Diese Figur ist ein Kegel, dieweil ein großes Feuer, oder ein kugelförmiges Licht, eine kleinere, aber ebenfalls kugelförmige Masse umfaßt. Daher kömmt es, daß bey den Mondfinsternissen die Umrisse der verdunkelten Theile gegen die hellen allemal runde Abschnitte haben. Denn die Annäherungen eines runden Körpers, er mag nun die Abschnitte geben oder empfangen, pflegen immer nach allen Seiten hin, der Gleichheit wegen, rund auszufallen. Der zweyte Grund wird dir, glaube ich, schon bekannt seyn, daß nämlich an dem Monde die Seite nach Osten, an der Sonne aber die nach Westen zuerst verfinstert wird, und daß der Erdschatten sich von Osten nach Westen, Sonne und Mond aber von Westen nach Osten sich bewegen. Dieß zeigen uns die Erscheinungen am Himmel auf eine sichtbare Weise, auch läßt es sich leicht ohne weitläuftige Erklärungen begreifen; dadurch aber wird die Ursache der Finsternisse völlig bestätiget. Da nämlich die Sonne sich verfinstert, weil sie eingeholt wird, der Mond hingegen, weil er dem verfinsternden Körper entgegen kömmt, so wird natürlicher,

oder vielmehr, nothwendiger Weise jene *) zuerst von hinten und dieser von vorne angegriffen. Denn die Verdeckung fängt immer an derjenigen Seite an, wo der verdeckende Körper zuerst anfällt. Der Mond fällt die Sonne gleichsam im Wettlaufe von Westen her an, der Mond aber den Erdschatten in entgegengesetzter Richtung von Osten her.

Der dritte Grund betrifft die Dauer und Größe der Finsternisse. Wenn der Mond zur Zeit einer Finsterniß hoch und fern von der Erde steht, so bleibt er nur eine kurze Zeit verdunkelt; steht er aber niedrig und nahe an der Erde, so wird er sehr gedrückt, und kömmt erst spät aus dem Schatten heraus, ungeachtet er sonst bey dem niedrigen Stande eine schnellere, und bey dem hohen eine langsamere Bewegung hat. Allein die Ursache dieser Verschiedenheit ist in dem Schatten zu suchen, welcher, als ein Kegel, an der Grundlinie am breitesten ist, dann immer schmäler zuläuft, und sich zuletzt in eine scharfe Spitze endiget. Daher wird der Mond, wenn er bey niedrigem Stande in diesen Schatten fällt, von ihm mit den größten Zirkeln umfaßt, und muß durch den tiefsten und finstersten Theil desselben hindurchgehen; oben hingegen wird

*) Um diese Stelle verständlich zu machen, muß το μεν in ὁ μεν, und weiter unten εκεινο in εκεινῳ verändert werden. Denn beydes bezieht sich auf das vorhergehende ἥλιος. Auch weiter hin lese ich τριτον τοινυν εστι für τ. τ. ετι.

wird er wegen des spitzigen Endes wie in einer Untiefe nur ein wenig gestreift, und kömmt sogleich wieder heraus. Ich muß hier manche besondere Umstände übergehen. 46) Denn wir sehen, daß das Feuer von einem finstern Orte aus einen hellern und stärkern Schein von sich giebt, es sey nun wegen der Dicke der finstern Luft, welche die Ausflüsse und die Verbreitung des Glanzes nicht annimmt, sondern die ganze Substanz festhält und zusammendrückt; oder es mag dies nur unserm Gesichte so vorkommen, daß, wie das Warme neben dem Kalten wärmer, und Vergnügungen neben Schmerzen gröſſer zu seyn scheinen, so auch das Helle neben dem Dunklen einen stärkern Glanz von sich giebt, weil da die Einbildungkraft durch die Verschiedenheit der Empfindungen mehr gespannt wird. Das erstere kömmt mir jedoch wahrscheinlicher vor. Denn in der Sonne verliert nicht nur jede Natur des Feuers ihren Glanz, sondern sie wird auch wegen des Nachgebens stümpfer und unwirksamer, weil die Sonnenwärme deren Kraft zerstreut und umher verbreitet. Wenn also der Mond, der, wie unsere Gegner selbst sagen, nur ein trüberer Stern ist, aus einem schwachen und unwirksamen Feuer bestünde, so müßte er keine von den Veränderungen, die man jetzt an ihm wahrnimmt, sondern von allen gerade das Gegentheil erleiden; er müßte scheinen,

46) Amyot übersetzt diese verstümmelte Stelle: Je laisse à dire les effets, qui ont des causes particulieres.

nen, wenn er verborgen ist, und dagegen verborgen seyn, wenn er scheinet, das heißt, er müßte die ganze Zeit über, wo er von dem ihm umgebenden Aether verdunkelt würde, unsichtbar seyn, und nur von sechs zu sechs, zuweilen auch von fünf zu fünf Monaten, da er unter den Schatten der Erde kömmt, leuchten und gesehen werden. Denn unter vierhundert fünf und sechzig Revolutionen der ekliptischen Vollmonde ereignen sich vierhundert und vier von sechs zu sechs, die übrigen aber von fünf zu fünf Monaten. Also sollte sich der Mond in allen diesen Zeitpunkten unter dem Schatten im vollen Glanze zeigen; statt dessen wird er im Schatten verfinstert und verliert sein Licht, bekömmt es aber wieder, sobald er dem Schatten entgangen ist, ja man sieht ihn oft am hellen Tage, so daß er eher alles andere als ein feuriger und sternartiger Körper seyn kann.

So weit hatte **Lucius** geredet, als **Pharnakes** und **Apollonides** zugleich auf ihn zuliefen. **Pharnakes** sagte nun im Beyseyn des letztern, eben dieser Umstand beweise vorzüglich, daß der Mond ein Stern oder Feuer ist. Denn er werde ja bey den Finsternissen nicht ganz unsichtbar, sondern er habe auch dann noch eine gräßliche, den glühenden Kohlen ähnliche Farbe, die ihm eigen sey. **Apollonides** hingegen machte Einwendungen in Ansehung des Schattens, und sagte, die Mathematiker verstünden darunter immer den nicht erleuchteten Ort, der Himmel aber lasse keinen Schatten zu.

Hier-

Hierauf erklärte er ihnen, sie verwärfen mehr die Benennung aus Streitsucht, als die Sache selbst nach Gründen der Physik und Mathematik. Denn wenn man auch den Ort, dem von der Erde das Licht entzogen wird, nicht einen Schatten, sondern nur einen Ort ohne Licht nennen wollte, so müßte doch der Mond, wenn er an diesen Ort gelangt, um desto heller glänzen und leuchten. Ueberhaupt, sagte ich, ist es abgeschmackt zu behaupten, daß der Schatten der Erde nicht so weit reiche, als der Schatten des Mondes, welcher, indem er auf unser Gesicht fällt, und sich bis zur Erde erstreckt, die Sonnenfinsterniß verursacht. Was aber deine Einwendung betrifft, mein Pharnakes, so setzt die den glühenden Kohlen ähnliche Farbe des Mondes, die, wie du sagst, ihm eigen ist, einen Körper voraus, der Dichtheit und Tiefe hat. Denn an lockern, dünnen Gegenständen pflegt kein Ueberbleibsel oder Spur von einer Flamme zurückzubleiben; auch findet keine Entstehung von Kohlen Statt, wo nicht ein fester Körper ist, der die Glut des Feuers in sein Inneres aufnehmen und erhalten 47) kann, wie auch Homer sich ausgedrückt hat:

Als

47) Ich habe Xylanders Verbesserung, der das unverständliche σολων in σωζων verändert, aufgenommen. Amyot sucht der Schwierigkeit auf andere Art abzuhelfen, da er die Worte einschiebt, la noirceur de la fumée, die Schwärze des Rauchs, die aber hier, wo die Rede von glühenden Kohlen ist, nicht Statt finden kann.

Als die Blume des Feuers verflogen, die Flamme gelöscht war,
Breitet' er aus einander die Kohlen — 48)

Denn die Kohle scheint nicht selbst ein Feuer zu seyn, sondern nur ein glühender Körper, vom Feuer verändert, welches sich in einer dichten, festgegründeten Masse gern verweilt und aufhält; die Flammen hingegen sind Entzündungen und Ströme einer lockern Nahrung und Materie, die ihrer Schwachheit wegen schnell verzehret wird. Daher gäbe wohl die kohlenartige Farbe, wenn sie dem Monde eigen wäre, den sichersten Beweis, daß er ein dichter Erdkörper ist. Allein das ist sie nicht, mein lieber Pharnakes, weil man den Mond bey Finsternissen vielerley Farben annehmen sieht. 49) Diese unterscheiden die Mathematiker in Rücksicht der Zeit und Stunde auf folgende Art. Wird der Mond gegen Abend verfinstert, so erscheint er ganz schwarz bis halb vier Uhr. Um Mitternacht

48) Die Stelle, wie sie hier angeführt wird, ist in Homers Gedichten, nach unsern Ausgaben, nicht zu finden, aber eine ähnliche Stelle, die eben das sagt, kömmt im 9ten B. der Iliade V. 213. vor. Vermuthlich sind diese Verse im Homer zu Plutarchs Zeiten, so wie sie hier stehen, gelesen worden, oder Plutarch hat sie aus dem Gedächtniß mit einigen Veränderungen angeführt.

49) Eine kleine Veränderung macht diese verdorbene Stelle verständlich. Meines Erachtens muß πολλας γαρ εκλειπουσα χροας αμειβει, statt π. τας εκλειπουσας χ. αμειβει gelesen werden. Gleich darauf muß auch μελαινα für μελανα stehen.

nacht zeigt er jene röthliche, dem Feuer ähnliche Farbe. Von halb acht Uhr an verschwindet die Röthe wieder 50), und gegen den Morgen zu nimmt endlich der Mond die liebliche blaue Farbe an, wegen welcher er hauptsächlich von Empedokles und andern Dichtern blauäugicht genannt wird. Da man also den Mond im Schatten so viele Farben annehmen sieht, so thut man Unrecht, ihn auf diejenige einzuschränken, die den glühenden Kohlen ähnlich ist. Man könnte eher sagen, diese sey ihm gänzlich fremd, und mehr ein Gemengsel und Ueberbleibsel des noch durch den Schatten hindurchschimmernden Lichtes; eigen aber sey ihm die schwarze Erdfarbe.

Da schon hier auf Erden purpurne und rothe Kleider, auch Teiche und Flüsse, auf welche die Sonne scheint, den nächsten im Schatten liegenden Gegenden ihre Farbe und einen gewissen Schimmer mittheilen, so daß diese wegen der Strahlenbrechung einen mannichfaltigen Abglanz geben — was ist es da noch Wunder, wenn so zu sagen, ein starker Schattenstrom, der

50 Amyot scheint für ανιστανται gelesen zu haben αφανιζεται; denn er übersetzt: cette rougeur s'en va. ανιστανται ist allerdings hier unschicklich. Xylander übersetzt es rubor ostenditur. — In Absicht der hier angegebenen Stunden muß bemerkt werden, daß die Alten die Stunden sowohl des Tages als der Nacht von deren Anfang an zählten. Mitternacht und Mittag machten sechs Uhr aus.

der in das himmlische Meer eines nicht stäten und ruhigen, sondern durch zahllose Sterne bewegten und allerley Mischungen und Veränderungen annehmenden Lichtes hineinfällt, vom Monde bald diesen bald jenen Abglanz von Farben zu uns herabwirft? Ein Stern oder ein Feuer kann nie im Schatten schwarz, blau oder dunkelfarbig erscheinen; aber den Bergen, den Ebenen und Meeren fallen von der Sonne vielerley Arten von Farben zu, welche der mit Schatten und Nebel, wie mit Farbenmaterialien, vermischte Glanz ihnen mittheilt. Die Farben des Meeres hat Homer einigermaßen auszudrücken gesucht, indem er das Meer bald violett- 51) und weinfarbig, 52) bald blaulicht, 53) die Woge purpurn 54) und die ruhige Meeresfläche weiß 55) nennt; aber die Verschiedenheiten der auf der Erde bald so bald anders

51) Im Griechischen ιοειδης, welches Beywort im 5ten B. der Odyssee V. 56. und B. 11. V. 106. vorkömmt, wo H. Voß es durch Dunkel übersetzt.

52) Οινοψ, von der Farbe des schwarzen, dunkelrothen Weines. Odyssee B. 1. V. 183. B. 2. V. 421. H. Voß giebt es ebenfalls durch dunkel.

53) Γλαυκη θαλασσα, im 16ten B. der Iliade, V. 34.

54) Κυμα πορφυρεον, im 1. B. der Iliade, V. 482. und Odyss. B. 2. V. 428. Von diesem Beywort Homers s. Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 293.

55) Λευκη γαληνη, im 10ten Buch der Odyssee V. 94. wo es H. Voß die spiegelnde Stille übersetzt.

ders erscheinenden Farben hat er gänzlich übergangen, weil ihre Zahl unendlich ist. Indessen ist es nicht wahrscheinlich, daß der Mond, wie das Meer, nur eine einzige glatte Fläche habe; eher scheint er seiner Natur nach jener Erde völlig gleich zu seyn, welche der alte Sokrates auf eine fabelhafte Art geschildert hat, es sey nun, daß er auf den Mond anspielte, oder eine andere Erde beschrieb. 56) Denn es ist doch weder so unglaublich noch befremdlich, daß der Mond, der nichts verdorbenes, nichts schlammichtes in sich faßt, der im Gegentheil des reinen Himmelslichtes genießt, und mit keiner glühenden Hitze, mit keinem wüthenden, sondern reinen lieblichen, unschädlichen und seiner Natur gemäßen Feuer erfüllt ist, daß dieser Mond, sage ich, die herrlichsten und reizendsten Gefilde, Flammen gleich leuchtende Berge, purpurne Gürtel, und viel Gold und Silber enthalte, das nicht in der Tiefe zerstreuet ist, sondern auf den Ebenen hervorschimmert oder um sanfte Anhöhen sich herumzieht. Wenn nun von dergleichen Gegenständen nach den verschiedenen Veränderungen der Luft bald dieses bald jenes Bildniß zu uns gelangt, so verliert der Mond deshalb nicht gleich seine Verehrung und sein göttliches Ansehen, weil die Menschen ihn mehr für eine heilige Erde, als nach

56) Vermuthlich zielt Plutarch damit auf eine Stelle im Plato, die ich aber nicht habe ausfindig machen können.

nach der Meynung der Stoiker für ein trübes, hefenartiges Feuer halten. Das Feuer wird ja wohl auch bey den Medern und Assyrern verehrt, nach der Sitte roher barbarischer Nationen, die aus Furcht die Dinge, die ihnen schaden können, anbeten, oder eigentlich zu reden, verabscheuen; 57) aber der Name der Erde ist jedem Griechen theuer und werth, und uns alle lehrt die Religion unserer Väter, sie so gut als jede andere Gottheit zu verehren. Auch sind wir Menschen weit entfernt, den Mond, als himmlische Erde betrachtet, für einen Körper anzusehen, der ohne Seele, ohne Verstand, und alles dessen beraubt wäre, weßwegen wir den Göttern Gaben und Opfer darbringen müssen, indem wir entweder nach der Vorschrift der Gesetze für die erhaltenen Wohlthaten uns dankbar beweisen, oder der Natur gemäß das, was von höherer Kraft und Würde ist, verehren. In die-

57) Der Verfasser meynt hier das, was wir heutiges Tages den Fetischen-Dienst nennen. Unter den Medern sind die Perser zu verstehen, bey denen die Verehrung des Feuers eingeführt war, weil sie es, wie andere wollen, als Symbol der Gottheit betrachteten — Die Erde, Ge oder Gaia hatte als Göttin in Griechenland mehrere Tempel und Altäre; unter andern in Athen, nicht weit vom Schlosse, (Pausanias B. 1. K. 22.) in Sparta, (B. 3. K. 11.) in Olympia (B. 5. K. 14.) bey der Stadt Bura, in Achaja am Flusse Krathis. (B. 7. K. 25.) Ueberdies ist Demeter oder Ceres, deren Dienst überall eingeführt war, als Göttin der Erde anzusehen.

dieser Rücksicht denken wir denn auch, uns dadurch noch nicht zu versündigen, daß wir den Mond zu einer Erde machen, und, was das in ihm erscheinende Gesicht betrifft, der Meynung sind, daß er eben so wie unsere Erde, die manche Vertiefungen hat, durch große Schlünde und Tiefen, die Wasser oder eine finstere Luft einschließen, zerschnitten sey; daß also das Sonnenlicht in diese nicht bis auf den Grund eindringen kann, sondern an solchen Stellen abfällt, und eine zerrißne Refraction herunterschickt.

Nun, bey! diesem Monde selbst! fiel hier Apollonides ein — haltet ihr es denn für möglich, daß von Rissen und Schlünden Schatten entstehen, und von dort bis zu unserm Gesicht hieher gelangen? Bedenkt ihr nicht, was daraus folgt?

Das will ich euch erklären, antwortete ich. Hört mir also zu, gesetzt auch, daß euch alles schon bekannt wäre. Der Durchmesser des Mondes hat bey dem mittlern Abstande 58) die scheinbare Größe von zwölf Fingern. Jeder schwarze und schattichte Fleck ist dem Anschein nach größer als ein halber Finger, so daß er mehr als den vier und zwanzigsten Theil des Durchmessers ausmacht. Nehmen wir nun den Umfang des Mondes zu dreyßigtausend, und den Durchmesser zu zehntausend Stadien an, so muß nach dieser Angabe jeder schwarze Fleck in

58) Oder, wie Amyot übersetzt, in der Mitte des Himmels, wenn der Mond mitten am Himmel steht.

demselben nicht weniger als fünfhundert Sadien betragen.

Ueberlege doch erst, wendete Apollonides ein, 59) ob es möglich ist, daß der Mond so große Tiefen und Unebenheiten habe, und dann, wenn sie wirklich so groß sind, warum sie nicht von uns gesehen werden.

Ey, mein Apollonides, versetzte ich lächelnd, das ist schön, daß du einen Beweis ausfündig gemacht hast, wodurch du dich und mich größer machen kannst als jene Aloaden 60), doch nicht zu allen Zeiten des Tages, sondern höchstens nur des Morgens und des Abends. Meynst du denn, daß die Sonne, wenn sie unsern Schatten ungeheuer groß macht, auch sogleich unserm Sinne den schönen Schluß gestattet: Wenn das, was beschattet wird, schon so groß ist, so muß das, was den Schatten verursacht, noch ungeheuer größer seyn? Keiner

59) Amyot und Xylander verbinden dieß noch mit der vorhergehenden Rede des Lamprias; allein das folgende lehrt, daß hier Apollonides redet, und ich habe mir erlaubt, diese Worte hier einzuschalten.

60) Die Alciden, oder wie sie hier heißen, Aloaden, waren Söhne des Neptuns, die dieser mit Iphimedia, Aloeus Gemahlin erzeugt hatte. Sie hießen Otus und Ephialtes, und wuchsen jährlich eine Spanne in der Breite und eine in der Länge. Sie setzten in ihrem neunten Jahre den Berg Ossa auf den Olymp, und auf den Ossa wieder den Pelion, und wollten so den Himmel bestürmen, wurden aber von der Diana erlegt. S. Apollodors Bibliothek B. 1. K. 7.

ner von uns beyden ist, soviel ich weiß, in Lemnus gewesen, aber wir beyde haben wohl oft den bekannten Vers gehört:

Der Athos hüllt die Kuh in Lemnus oft im Schatten.

Der Schatten dieses Berges 61) nämlich fällt, wie man sagt, auf das bronzene Bild einer Kuh und reicht also über das Meer hin nicht weniger als siebenhundert Stadien 62) weit, nicht als wenn die Höhe des, den Schatten gebenden, Berges daran Ursache wäre, sondern weil die Entfernung des Lichtes den Schatten der Körper um vieles vergrößert. Nun überlege auch hier, daß der Mond, wenn er voll ist und wegen der Tiefe des Schattens das Bild eines Gesichtes auf das deutlichste darstellt,

61) Der Berg Athos liegt in Makedonien auf einer Halbinsel, die Akte genannt wurde, und ist heutiges Tages noch unter diesem Namen bekannt, heißt aber auch Monte Santo, wegen der vielen, auf diesem Berge befindlichen Klöster. Plinius B. 4. K. 22. meldet ebenfalls, daß der Schatten desselben im Sommersolstitium bis auf den Markt der Stadt Myrina in der Insel Lemnus falle, obgleich diese 87000 Schritte davon entfernt ist, welches mit den 700 Stadien Plutarchs sehr übereinstimmt, da diese 87500 Schritte betragen. Nach Büsching ist der Athos von Lemnus 55 italiänische Meilen entfernt.

62) Da man gewöhnlich 40 Stadien auf eine deutsche Meile rechnet, so müßten dies $17\frac{1}{2}$ solcher Meilen seyn, welches aber mit den 55 italiänischen Meilen, die Büsching angiebt, nicht übereinstimmt.

dann auch am allerweitesten von der Sonne entfernt steht. Nur die Entfernung des Lichtes macht den Schatten groß, nicht aber die Größe der Unebenheiten auf der Oberfläche des Mondes. Ja die sich umherverbreitenden Sonnenstrahlen lassen nicht einmal die Spitzen der Berge bey Tage sichtbar werden, während man doch die Tiefen, die Höhlungen, und schattigten Theile auch in ziemlicher Ferne wahrnimmt. Daher ist es auch eben nichts ungereimtes, daß man nicht ganz deutlich sehen kann, wie der Mond von der Sonne erleuchtet wird, und deren Strahlen empfängt, daß aber doch die dunklen und schattichten Theile in der Nähe der erleuchteten, ihrer Verschiedenheit wegen, dem Gesichte nicht entgehen.

Allein, fuhr ich fort, ein weit stärkerer Einwurf gegen die von uns behauptete Refraction von dem Monde scheint der Umstand zu seyn, daß diejenigen, die in den gebrochenen Strahlen stehen, das Erleuchtete sowohl als das Erleuchtende gewahr werden. Wenn zum Beyspiel der Schein von Wasser gegen eine Wand springt, und das Gesicht in dem durch die Refraction erleuchteten Orte selbst sich befindet, so erblickt es die drey Gegenstände, den reflectirten Schein, das Wasser, das die Refraction verursacht, und die Sonne selbst, von welcher das Licht auf das Wasser fällt und zurückgeworfen wird. Da nun dieß ausgemacht und einleuchtend ist, so verlangt man von denen, welche annehmen, daß die Erde vom Monde durch eine Strahlenbrechung erleuchtet werde,

das Bild der Sonne im Monde bey Nachtzeit zu zeigen, so wie es bey Tage im Wasser gesehen wird, wenn dieses die Strahlen der Sonne zurückwirft. Weil nun kein solches Bild erscheint, so glaubt man, daß die Erleuchtung auf irgend eine andere Art, nicht aber durch die Strahlenbrechung geschehe.

Nun, versetzte **Apollonides**, was läßt sich darauf antworten? Denn dieser Einwurf in Absicht der Refraction scheint uns eben so gut als euch zu betreffen.

Allerdings, antwortete ich, betrifft er in gewisser Rücksicht uns beyde, in anderer Rücksicht aber auch nicht. Fürs erste betrachte nur, wie man den Umstand mit dem Bilde ganz verkehrt und gleichsam gegen den Stern zu verstehen pflegt. Das Wasser ist hier unten auf der Erde, der Mond oben am Himmel. Daher machen denn die gebrochenen Strahlen gerade die entgegengesetzte Figur des Winkels, indem der eine mit der Spitze hinauf an den Mond, der andere herunter an die Erde reicht. Man fordert also nicht, daß jede Gestalt ein Spiegel seye, und aus jedem Abstande eine gleiche Refraction entstehen soll; denn dieß würde geradezu wider den Augenschein streiten. Wie nun aber diejenigen, die den Mond nicht zu einem dünnen oder glatten Körper, dergleichen das Wasser ist, sondern zu einem schweren und erdartigen machen, fordern können, daß in ihm das Bild der Sonne den Augen erscheinen soll, begreife ich gar nicht. Schon die Milch giebt wegen der Ungleichheit und Rauhheit ihrer

Theile keine spiegelartigen Bilder, und verursacht auch keine Brechung der Gesichtsstrahlen; wie sollte es nun möglich seyn, daß der Mond die Gesichtsstrahlen von seiner Fläche eben so zurückwürfe, wie die glättern Spiegel? Gleichwohl wird auch bey diesen, wenn sie einen Riß, Schmutz oder sonst Flecken haben, das Zeichen, von welchem sonst das Gesicht gebrochen wurde, in der Brechung abgeformt, und man sieht sie zwar, aber sie geben keinen Widerschein. 63) Wer also verlangt, daß die Sonne im Monde erscheinen, oder unser Gesicht an der Sonne reflectirt werden soll, der verlangt auch, daß das Auge eine Sonne, das Gesicht ein Licht und der Mensch ein Himmel sey. Aller Wahrscheinlichkeit nach gelangt die Refraction der Sonne am Monde, wegen der Heftigkeit und des starken Glanzes, vermittelst eines Schlages zu uns; was ist es also Wunder, wenn unser schwaches und kleinliches Gesicht weder einen zurückstoßenden

63) Diese dunkle Stelle habe ich zwar genau nach den Worten übersetzt, bekenne aber, daß ich sie nicht ganz verstehe, ein Fall, in welchem auch meine beyden Vorgänger, Amyot und Xylander gewesen zu seyn scheinen. Ersterer giebt diese Stelle so: Et encore ceux-là s'il y a quelque rature, ou quelque ordure, ou quelque terniſſure en la ſuperfice, dont la veue replicé a accouſtumé de prendre forme, on voit bien les mirouers, mais ils ne rendent point de contre-lueur. Den Sinn der gleich darauf folgenden verdorbenen Stelle scheint Amyot völlig erreicht zu haben, und deswegen habe ich sie nach ihm übersetzt.

den Schlag giebt, noch, falls es auch absprünge, eine ununterbrochene Fortdauer behält, sondern bald gebrochen wird und nachläßt, weil es nicht Licht genug hat, um an den Ungleichheiten und Rauhigkeiten die ihm aufstoßen, nicht zerstreuet zu werden? Es ist wohl nicht unmöglich daß vom Wasser und von andern Spiegeln eine Refraction, die wegen der Nähe ihres Ursprungs noch sehr stark ist, ins Auge springt; die Abgleitungen hingegen, die etwa noch vom Monde geschehen, werden allemal schwach und stumpf seyn, und, wegen der Weite des Abstandes, unterweges ersterben. Sonst auch geben die Hohlspiegel dem zurückgehenden Strahl eine größere Kraft, als der kommende hatte, so daß sie oft Flammen zurückwerfen, während erhobene und kugelförmige Spiegel den Strahl nur schwächen und abstümpfen, weil sie nicht von allen Seiten widerstehen. Ihr sehet gewiß, wenn zwey Regenbogen erscheinen, und eine Wolke die andere einschließt, daß derjenige, der den andern umgiebt, nur schwache und undeutliche Farben macht; denn die äußere Wolke, die von dem Gesichte weiter entfernt ist, kann keine starke oder heftige Refraction geben. Aber was braucht man hierüber noch mehr zu sagen? Da selbst das am Monde gebrochene Sonnenlicht alle seine Wärme verliert, und von seinem Glanze kaum ein geringes und schwaches Ueberbleibsel zu uns gelangt, ist es da wohl möglich, daß von unserm Gesichte, welches den nämlichen Raum durchlaufen muß, auch nur der geringste Theil als Ueberbleibsel vom Monde bis

zur Sonne komme? Ich sollte es nicht denken. Ueberlegt noch, sagte ich, diesen Umstand. Wenn der Mond auf unser Gesicht aber die Wirkung thäte, wie das Wasser, so müßte der Vollmond auch Bilder von der Erde, von Pflanzen, Menschen und Sternen darstellen, wie die übrigen Spiegel thun. Da nun aber keine Refractionen des Gesichts nach diesen Gegenständen geschehen, entweder wegen der Schwäche desselben, oder wegen der Unebenheit des Mondes, so dürfen wir das auch nicht in Ansehung der Sonne fordern.

So haben wir denn, sagte ich, alles was dort gesprochen worden, euch wieder erzählet, wenn nicht etwa eins oder das andere dem Gedächtnisse entwischt ist. Nunmehr möchte es Zeit seyn, den Sylla um seine Erzählung zu ersuchen, oder vielmehr sie von ihm zu fordern, weil er nur unter dieser Bedingung einen Zuhörer hat abgeben dürfen. 64) Wir wollen also, wenn es euch beliebt, dem Spatziergange ein Ende machen, und uns hier auf die Bänke setzen, um ihm ein sitzendes, ruhiges Auditorium zu verschaffen. Man ließ sich das gefallen, und nachdem wir uns gesetzt hatten, nahm Theon das Wort:

Gewiß,

64) Ohne Zweifel bezieht sich diese Wendung auf den verlornen Anfang dieser Abhandlung, worin wahrscheinlicher Weise der Leser, so wie bey der Abhandlung über die Liebe, von der Veranlassung, dem Orte und den Personen der Unterredung unterrichtet worden.

Gewiß, mein Lamprias, sagte er, ich wünsche so sehr als irgend einer von euch das, was jetzt vorgetragen werden soll, mit anzuhören; indeß möchte ich doch erst noch etwas über die angeblichen Bewohner des Mondes hören, nicht ob wirklich einige darin wohnen, sondern ob es möglich ist, daselbst zu wohnen. Denn ist dieses unmöglich, so ist auch die Behauptung, daß der Mond eine Erde sey, grundlos. Er würde in diesem Falle vergeblich und ohne Endzweck entstanden zu seyn scheinen, da er weder Früchte hervorbringt, noch auch einigen Menschen Wohnsitz, Ursprung und Unterhalt gewährt, zu welchen Endzwecken wir behaupten, daß diese Erde, unsre Ernährerin, die genaue Hüterin und Schöpferin des Tages und der Nacht, wie Plato sie nennt, 65) erschaffen worden. Du weißt ja, daß hierüber vieles, sowohl im Scherz als im Ernst gesagt wird. So soll der Mond denen, die unter ihm wohnen, wie Tantalen, 66) über den Kopf hängen; hingegen die, welche oben drauf wohnen, sollen, wie Jrionen aufgebunden, mit solcher Heftigkeit herumgedrehet werden — — 67) Jndeß hat doch der Mond nicht blos

65) Jm Timäus, Th. 9. S. 323. der Zweybr. Ausg.

66) Eine Anspielung auf die Fabel vom Tantalus, der in der Unterwelt damit gestraft wurde, daß er die Aepfel, die ihm über dem Kopfe und vor dem Munde hiengen, nicht erreichen konnte, ob er gleich den heftigsten Hunger empfand.

67) Jrion war in der Unterwelt zur Strafe, weil er sich in die Juno verliebt hatte, auf ein eiser-

nes

blos Eine Bewegung, sondern er ist, wie er auch zuweilen genannt wird, Dreywegig, 68) da er im Thierkreise zugleich nach der Länge, Breite und Tiefe läuft. Die erste dieser Bewegungen nennen die Mathematiker den Umlauf, die zweyte, den Spirallauf, und die dritte Anomalie oder Ungleichheit, ob sie gleich sehen, daß keine ganz gleich ist, oder eine feste bestimmte Rückkehr hat. 69) Daß einmal ein Löwe durch die Heftigkeit der Bewegung in den Peloponnes herabgefallen, 70) ist eben kein Wunder, wohl aber, daß wir nicht täglich unzählige Menschen herunterstürzen und tausend andere Ge-

nes Rad gebunden, das ohne Unterlaß mit der größten Geschwindigkeit herum gedrehet wurde. — Amyot setzt hier zur Ergänzung der Lücke im Texte hinzu: qu'ils ne peuvent tomber.

68) Im Griechischen Τριοδίτις, trivia, ein Beyname, den die Göttin des Mondes Diana, nach der gewöhnlichen Erklärung, deswegen führte, weil sie auf den Dreywegen oder Scheidewegen verehrt wurde.

69) Amyot versteht diese Stelle ganz anders und übersetzt: combien qu'ils voyent bien, qu'elle n'en a pas un autre, qui soit si égal, ni si certain en ses reversions, que celui-là — Die griechischen Worte sind freylich etwas verdorben.

70) Plutarch deutet damit auf die in Griechenland herumgehende Sage, daß der nemäische Löwe, der nicht verwundet werden konnte, und vom Herkules erstickt worden, aus dem Monde in den Peloponnes herabgefallen sey. S. Aelians Geschichte der Thiere B. 12. K. 7.

Geschöpfe über Hals und Kopf herabschießen sehen. Es ist doch lächerlich, über den Aufenthalt der Geschöpfe im Monde zu streiten, wenn keine dort erzeugt werden oder bestehen können. Denn wenn schon die Aegypter und Troglodyten, 71) denen die Sonne zur Zeit der Sonnenwende nur an einem Tage auf einen Augenblick gerade über dem Kopfe stehet, und dann weiter fortrückt, beynahe wegen der Trockenheit der Luft verbrannt werden; ist es da wohl glaublich, daß die Bewohner des Mondes alle Jahre zwölf Sommer aushalten, indem die Sonne alle Monate zur Zeit des Vollmondes ihnen senkrecht über dem Scheitel steht? Die Luft muß daselbst so dünn und trocken seyn, daß sich an die Entstehung der Winde, Wolken und Regen, ohne welche doch keine Pflanzen hervorkommen oder sich erhalten können, ganz und gar nicht denken läßt. Denn auch hier bey uns nehmen die hohen Gebirge keine wilden und tobenden Stürme an, sondern die Luft, die wegen ihrer Leichtigkeit in steter Bewegung ist, ent-

71) Der südliche Theil von Aegypten, und namentlich die Stadt Syene, heutiges Tages Assouan, liegt unter dem Wendezirkel des Krebses, so daß, wie Strabo (B. 17. S. 2230. der Penzel. Ueberf.) sagt, die Sonnenstrahlen um den längsten Tag in einem Brunnen senkrecht bis aufs Wasser herab fielen — Troglodyten hießen die Völker an den Küsten des südlichen Aegyptens und Aethiopiens. Ihren Namen hatten sie von ihren Wohnungen, welches Höhlen und Löcher in Felsen und am Meeresufer waren.

entgeht dort jeder Verdichtung und Zusammenziehung. Doch vielleicht müssen wir wohl annehmen, daß, wie einst Minerva dem Achilles, der keine Speise zu sich nehmen wollte, Nektar und Ambrosia in die Brust träufelte, 72) also auch der Mond, der ebenfalls Minerva ist und genannt wird, seinen Bewohnern alle Tage Ambrosia reiche und sie damit nähre, eine Speise, die, wie der alte Pherekydes glaubt, die Götter selbst genießen. Denn was jene indische Wurzel betrift, von der Megasthenes 73) erzählt, daß gewisse Völker, die keinen Mund haben, und daher weder essen noch trinken, sie aufs Feuer legen, und sich von ihrem Rauche nähren, wie wollte man diese daselbst wachsend finden, da der Mond nie vom Regen befeuchtet wird?

Auf diese Erklärung Theons antwortete ich: In der That, mein Freund, du hast durch diesen Scherz sehr geschickt der Unterredung die steife, finstre Miene benommen, und dieß macht mich so dreiste, deine Frage zu beantworten, weil ich auf alle Fälle keine genaue und strenge Unter-

72) Im 19ten Buche der Iliade, V. 352. f.

73) Dieser Megasthenes lebte zu und nach Alexanders des Großen Zeiten, und hat eine Geschichte von Indien, die aus mehrern Büchern bestand, geschrieben, zu welchem Ende er sich lange in Indien aufgehalten haben soll. Strabo und andere rühmen ihn als einen sehr glaubwürdigen Schriftsteller, wovon aber das hier Angeführte eben keinen Beweis abgiebt.

Untersuchung zu besorgen habe. 74) Denn wer dergleichen Dinge geradezu glaubt und für wahr annimmt, ist wirklich eben so sehr zu tadeln als derjenige, der sie mit Unwillen geradezu verwirft, und nicht ruhig untersuchen will, was davon möglich und annehmlich ist. So ist es fürs erste keine nothwendige Folge, daß der Mond, wenn kein Menschen darin wohnen, vergeblich und ohne Endzweck entstanden wäre. Denn wir sehen, daß auch unsere Erde nicht durchaus bebaut und bewohnt ist, sondern nur ein kleiner Theil derselben gleichsam an einigen Bergspitzen und Halbinseln, die aus dem Abgrunde hervorragen, sich zur Erzeugung der Thiere und Pflanzen schickt. Einige der andern Theile sind entweder der Hitze oder der Kälte wegen wüst und unbewohnt, und der größte Theil ist gar unter das weite Meer versenkt. Aber weil du immer nur den Aristarchus schätzest und bewunderst, giebst du dem Krates 75) kein Gehör, wenn er lieset:

Oke-

74) Diese Stelle ist corrupt, und ich muß es dahin gestellt seyn lassen, ob ich den Sinn derselben errathen habe. Amyot hat eben so übersetzt.

75) Aristarchus ist der berühmte Grammatiker aus Samothrake, der sich besonders durch seine Kritik und Verbesserung des Homers bekannt gemacht. Er lebte zu Alexandrien und war Hofmeister der Prinzen des Ptolemäus Philometor — Krates, mit dem Beynamen Mallotes, war ebenfalls ein Grammatiker, und ein heftiger Gegner von Aristarch. Er hat unter andern Werken eine Verbesserung der Iliade und Odyssee in neun Büchern geschrieben.

Okeanos, der allen den Wesen den Ursprung gegeben,
Menschen und Göttern, der weit über die Erde sich breitet. 76)

Indeß fehlt gar viel, daß diese Theile vergeblich da wären. Denn das Meer giebt milde Ausdünstungen, und aus den unbewohnten, kalten Gegenden verbreitet der nach und nach schmelzende Schnee während der Sommerhitze die erquickenden Winde; dabey steht die Erde, wie Plato sagt, in der Mitte als eine treue Hüterin und Schöpferin des Tages und der Nacht. Man kann also auch ohne Bedenken annehmen, daß der Mond zwar keine lebendigen Geschöpfe habe, aber doch dem um ihn verbreiteten Lichte eine Refraction ertheile und das Behältniß sey, wo die Strahlen der Sterne zusammenfließen und sich vermischen, um die von der Erde aufsteigenden Dünste zu verkochen, und zugleich der Sonne die gar zu heftige Glut zu benehmen. Und weil wir immer viel auf den Glauben unserer Väter halten, können wir auch gar wohl sagen, daß der Mond für die Artemis oder Diana gehalten worden, in so ferne diese eine Jungfrau und unfruchtbar, sonst aber wohlthätig und nützlich ist. Alle die Gründe aber, mein lieber Theon, die du da vorgebracht hast, beweisen noch nicht die Unmöglichkeit, daß

76) Der eine Vers steht im 14ten B. der Iliade, V. 246. Der andere ist in den heutigen Ausgaben von Homers Gedichten nicht zu finden, und scheint nach dieser Stelle zu urtheilen, von Krates eingeschoben zu seyn.

daß der Mond bewohnt sey. Der Umschwung desselben, der sehr sanft und ruhig geschieht, glättet die Luft ab, und dehnt sie in so regelmäßiger Ordnung aus, 77) daß nichts weniger zu besorgen ist, als daß diejenigen, die darauf leben, herausfallen und herunterstürzen möchten, es wäre denn, daß ihm selbst einmal dieß Schicksal begegnete. Die Mannichfaltigkeit seines Irrlaufes rührt keinesweges von einer Ungleichheit oder Verwirrung her, sondern die Astronomen beweisen, daß eben hierin die bewundernswürdigste Ordnung herrsche, indem sie ihn in gewisse Kreise, die sich wieder um andere Kreise herumziehen, einschließen, und einige ihn unbeweglich stehen, andere aber ihn immer in gleicher Geschwindigkeit sanft und gleichförmig sich bewegen lassen. Denn die aufsteigenden und sich herumbeugenden Kreise und deren Verhältnisse sowohl gegen einander als gegen uns, sind es eben, welche auf das genaueste die scheinbaren Höhen und Tiefen der Bewegung, die Parallaxen in der Breite zugleich mit dessen Umläufen in die Länge ausmachen.

Ferner

77) Im Texte steht διαμενει, welches keinen Sinn giebt. Amyot scheint dafür διατεινει gelesen zu haben, und da dieß dem Zusammenhang nicht zuwider ist, habe ich es beybehalten. Am Ende dieses Satzes fehlen auch einige Worte, die ich ebenfalls nach Amyot ergänzt habe.

Ferner wirst du bald aufhören, dich vor der großen Hitze und vor der ununterbrochenen Glut der Sonne zu fürchten, wenn du erstlich die Vollmonde den eilf Zusammenkünften mit der Sonne oder den Neumonden entgegensetzest und dann bedenkst, daß die beständige Veränderung, welche dem Uebermaaß keine lange Zeit gestattet, eine schickliche Mischung bewirkt, und indem sie das, was auf beyden Seiten zu viel ist, wegnimmt, einen Mittelstand hervorbringt, der wahrscheinlicher Weise mit unserer Frühlingswitterung die größte Aehnlichkeit hat. Ueberdieß schickt die Sonne ihre Strahlen durch eine trübe Luft zu uns herab, und die Hitze, die sie auf uns wirft, wird durch die Dünste um vieles verstärkt; dort aber ist die Luft so dünn und durchsichtig, daß sie die Strahlen, die keine Nahrung und keinen Körper finden, zerstreuet und weiter verbreitet. Hier zu Lande werden Bäume und Früchte blos durch Regen genährt; allein anderwärts, zum Beyspiel bey euch in der Gegend von Theben und Syene, 78) trinkt der

78) Aus dieser Stelle und einer gleich folgenden ergiebt sich, daß der Grammatiker Theon, an den diese Rede gerichtet ist, aus Theben gebürtig gewesen. Amyot begeht hier den Fehler, daß er Theben vor Böotien versteht, indem er übersetzt: comme en la haute Boeoce, alentour de Thebes chez vous. Von dem obern Aegypten ist es auch aus neuern Berichten bekannt, daß es daselbst äusserst selten regnet. S. H. Bruns Versuch einer systematischen Erdbeschreibung von Afrika. Th. 1. S. 25. f. f.

der Boden kein Regenwasser, sondern nur solches, das aus der Erde kömmt, er behilft sich mit Thau und Winden, und hat demungeachtet eine so vortrefliche Mischung, daß in Absicht der Fruchtbarkeit selbst derjenige, der am meisten beregnet wird, keine Vergleichung mit ihm aushält. Eben die Gattungen von Pflanzen, die bey uns, ob sie gleich vom Winter sehr gedrückt worden, viele herrliche Früchte bringen, können in Libyen 79) und bey euch in Aegypten wenig Kälte vertragen und fürchten sich sehr vor dem Winter. Ob gleich Gedrosia und Troglodytis, 80) welches an den Ocean stößt, der Dürrung wegen sehr unfruchtbar, und von Bäumen ganz entblößt ist, so wachsen doch in dem daran liegenden Meere Pflanzen von ausserordentlicher Größe und sprossen aus der Tiefe hervor, von denen man einige Oelbäume, andere Lorbeerbäume 81), noch andere

79) Unter Libyen verstehen die Griechen gewöhnlich die nördliche Küste von Afrika, die wir die Barbarey nennen.

80) Gedrosia war eine Provinz des persischen Reiches, die gegen Osten an Indien, und gegen Süden an den indischen Ocean stieß. Unter Troglodytis ist hier das Land der Ichthyophagen oder Fischesser zu verstehen, die nach Diodor B. 3. K. 14. das Meeresufer von Karmanien und Gedrosien an bis in den äußersten Winkel des arabischen oder persischen Meerbusens bewohnten.

81) Nach Plinius B. 13. K. 51. rührte diese Nachricht von Alexanders Soldaten her, welche zur See nach Indien gegangen waren. „In dieser Gegend,

„sagt

Isishaar 82) nennt. Die Pflanzen, die Anakampserotes heißen, 83) leben nicht nur, wenn sie aus der Erde genommen und hingehängt werden, so lange fort, als man will, son-

„sagt er, werden die Wälder auf den Inseln, ob„gleich die Bäume darin höher sind als Aborn- und „„Pappelbäume, vom Meer überfluthet. Sie haben „Blätter wie der Lorbeerbaum, und eine Blüthe, „die an Farbe und Geruch der Viole ähnlich ist, „Beeren wie die am Oelbaum, die angenehm „riechen und im Herbste entstehen. Die Blätter „fallen niemals ab und die kleinsten dieser Bäume „stehen ganz unter Wasser. Von den größten ra„gen die Gipfel noch hervor, an welchen man auch „gewöhnlich die Schiffe anbindet, die man zur „Ebbezeit an der Wurzel befestigen kann. Noch „andere Baumarten haben sie nach ihren Erzäh„lungen auf dem hohen Meere gesehen; sie waren „beständig belaubt, und die Früchte den Feigen„bohnen ähnlich.“

82) Plinius B. 13. K. 52. meldet aus dem Juba, bey der troglodytischen Insel gäbe es auf der hohen See einen Strauch, Isishaar genannt, der einer Korallenstaude gleiche und keine Blätter habe. Er werde hart und schwarz, wenn man ihn abschneidet, und zerbreche, wenn er fällt.

83) D. H. Pflanzen, durch welche, wenn man Jemanden damit berührt, die Liebe wieder erregt wird, und wenn sie sich auch in Haß verwandelt hätte; von ἀναπτερειν, umbeugen, und ἐρως, die Liebe. Plinius, B. 24. K. 102. gedenkt auch eines solchen Krautes, ohne es näher zu bestimmen. Amyot hat am Rande seiner Uebersetzung die Anmerkung beygefügt: ce sont plusieurs plantes, qui s'appellent autrement sempervives.

sondern treiben auch neue Schößlinge. Einige Kräuter, wie zum Beyspiel das Kentaurium 84) pflegen, wenn sie in ein gutes und fettes Land gesäet und immer feucht gehalten werden, ihre natürliche Eigenschaft zu verändern, und ihre Kraft ganz zu verlieren; dagegen lieben sie die Dürre und gelangen darin zu ihrer gehörigen Größe. Noch soll es einige geben, die, wie die meisten arabischen, selbst nicht einmal den Thau vertragen können, sondern von der geringsten Befeuchtung verwelken und absterben. Was ist es denn nun Wunder, wenn es auch im Monde Wurzeln, Saamen und Bäume giebt, die weder Regen noch Winter bedürfen, sondern ihrer Natur nach bestimmt sind, eine heiße und dünne Luft auszuhalten? Warum sollte es unwahrscheinlich seyn, daß der Mond laue Winde hervorbringt, oder daß den Schwung seines Umlaufs sanfte Lüfte begleiten, welche Thau und andere leichte Feuchtigkeiten enthalten und durch deren Verbreitung dem Wachsthum der Pflanzen zu Hülfe kommen, da er selbst in Absicht seiner Mischung nicht feurig oder ausgedorrt, sondern vielmehr weich und befeuchtend ist. Denn von ihm kömmt nie eine Wirkung der Trockenheit zu uns, wohl aber viele

84) Dieß Kraut wird auch von seinem Erfinder, dem Kentauren Chiron, Chironium genannt, bey uns Tausendgüldenkraut. Eine Beschreibung desselben findet man beym Plinius B. 25. K. 30.

der Feuchtigkeit und Weiblichkeit 85), als das Wachsthum der Pflanzen, die Auflösung des Fleisches, die Veränderung und das Umschlagen der Weine, die Fäulniß des Holzes, und die leichte Geburt der Weiber. Fürchtete ich nicht, den stille gewordenen Pharnakes zu reizen und anzuregen, so würde ich, wie sie selbst sagen, die Ebbe und Flut des Oceans, und das Anschwellen der Meerengen, die vom Monde durch Anfeuchtung Zufluß bekommen, hinzufügen. Aus dieser Ursache will ich mich lieber an dich wenden, mein lieber Theon. — — — — — Du sagst uns nämlich bey Erklärung jener Stelle des Alkmans: Sie nähret Ersa, Tochter Jupiters und der göttlichen Selana — daß der Dichter hier unter dem Jupiter die Luft verstehe, und also behaupte, daß sie vom Monde durch Befeuchtung in Thau verwandelt werde. Denn allem Anschein nach, mein Freund, hat der Mond eine der Sonne gerade entgegengesetzte Natur, da er nicht nur das, was diese verdichtet und trocknet, zu erweichen und aufzulösen, sondern auch selbst die Wärme, die ihm von derselben mitgetheilt wird, anzufeuchten und abzukühlen pflegt.

So irren denn nicht nur jene, die den Mond für einen feurigen, glühenden Körper halten; sondern es scheinen auch die, welche glauben, daß die Geschöpfe im Monde durch eben

85) Im Griechischen Θηλυτητος, einer der weiblichen Natur ähnlichen Weichheit. Amyot sagt, de molleſſe feminine.

eben die Mittel entstehen, leben und genähret werden, wie die auf unserer Erde, gar nicht die Ungleichheiten in Absicht der Natur in Betrachtung zu ziehen, da sich doch unter den Thieren selbst mehrere und größere Verschiedenheiten finden, als zwischen den Thieren und den leblosen Dingen. Wir wollen gern zugeben, daß es keine mundlosen Menschen giebt, die vom bloßen Geruche leben, 86) wenn (man etwa glaubt, daß Menschen ohne feste Nahrung nicht bestehen können.) Allein die Kraft der Nahrung, die uns Ammonius einst erklärte, hat schon Hesiodus etwas dunkel angedeutet, indem er sagt:

Welchen Nutzen der Asphodelus und die Malve gewähret — 87)

Epimenides 88) aber sehr deutlich ins Licht gesetzt, da er lehrte, daß die Natur mit einer

86) Daß ein solches Volk in Indien gelebt haben soll, wurde oben aus Megasthenes angeführt. Die eingeschloßnen Worte habe ich nach Amyot hinzugefügt, um die Lücke des Textes zu ergänzen.

87) In den Werken und Tagen, V. 41. wo Hesiodus die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit anpreißt. Malven und Asphodelus (Affodil oder Goldwurz) dienten der ärmern Volksklasse zu Nahrungsmitteln; besonders wurde aus der Wurzel des Asphodelus ein Mehl bereitet. S. Plinius B. 21. K. 68. B. 22. K. 32.

88) Epimenides, von Knossus in Kreta, lebte um die 40te Olympiade, und soll ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn, auch verschiedene Schriften in Versen verfasset haben. Indeß glaube ich, daß hier nicht dieser, sondern irgend ein anderer Epimenides, der über medicinische Gegenstände geschrieben hat, gemeynt sey.

sehr kleinen Nahrung das Leben der Thiere erhält, und daß diese, wenn sie nur so viel bekommen, als die Größe einer Olive beträgt, weiter keiner Nahrung bedürfen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind denn auch die Bewohner des Mondes, wenn es deren wirklich giebt, ganz leicht von Körper und so eingerichtet, daß sie sich mit dem, was sie dort finden, hinlänglich erhalten können. Glaubt man doch, daß der Mond selbst, so wie die Sonne, die ein feuriges Thier und vielmal größer ist als die Erde, und alle die unzähligen Sterne, mit den Feuchtigkeiten von der Erde genähret werden. So leicht, mit so wenigen Bedürfnissen zufrieden, glaubt man, daß die Thiere sind, die die obere Region enthält.

Allein dieß alles pflegt man so wenig in Betrachtung zu ziehen, als den Umstand, daß den Bewohnern des Mondes eine andere Region, eine andere Natur und Mischung angemessen ist. Gesetzt, wir könnten uns dem Meere nicht nähern, es auch nicht befahren, sondern es nur von weitem sehen, wüßten aber doch vom Hörensagen, daß es ein bitteres, untrinkbares nnd salziges Wasser enthalte; wir würden da sicher, wenn uns Jemand meldete, daß es viele große Geschöpfe von mancherley Gestalten ernähre, und voller Thiere sey, die im Wasser eben so gut, wie wir in der Luft leben, diese Erzählungen geradezu für Mährchen und Abentheuer erklären. Eben so scheinen wir uns auch in Absicht des Mondes zu verhalten, da wir es unglaublich finden, daß derselbe von

einer

einer Art Menschen bewohnt werde. Aber ich glaube immer, diese Bewohner des Mondes würden sich noch weit mehr darüber wundern, daß die Erde, die sie von oben herab als den Bodensatz und Schlamm des Weltalls erblicken, und die ihnen in Feuchtigkeiten, Nebeln und Wolken wie ein finsterer, niedriger und unbeweglicher Klumpen erscheint, Thiere hervorbringt und ernährt, welche Bewegung, Athem und Leben haben. Ja wenn sie einmal diese Verse Homers zu hören bekämen:

Düster und schreckbar, selbst für selige Götter ein Greuel — 89)

Und:

Tiefer als Aides, so weit vom Himmel die Erde — 90)

so würden sie ohne Zweifel sagen, dieß alles sey von der Erde zu verstehen, in dieser befinde sich die Unterwelt und die Hölle, der Mond aber sey die einzige Erde, und eben so weit von jener obern als von dieser untern Region entfernt.

Ich hatte noch nicht aufgehört zu reden, als Sylla mir ins Wort fiel: Halt nur einmal inne, mein Lamprias, sagte er, und verschließe die Thüre deiner Rede, damit du mir nicht unvermerkt die Fabel gleichsam auf den Strand treibest, und mein Schauspiel, das eine andere Scene und einen andern Plan hat, verwir-

89) Im 20ten B. der Iliade V. 65. wo von der Unterwelt oder der Behausung des Pluto die Rede ist.

90) Im 8ten Buche der Iliade, V. 16. Aides oder Hades ist die Unterwelt.

rest. 91) Ich bin der Schauspieler, aber vorher will ich euch den Verfasser des Stücks nennen, indem ich, wenn sonst kein Hinderniß da ist, mit Homers Worten anhebe:

Fern auf dem Meere liegt Ogygia, eine der Inseln — 92)

die von Brittanien westwärts eine Fahrt von fünf Tagen entfernt ist. Noch drey andere Inseln liegen in gleicher Entfernung sowohl von jener als von einander, nach Nordwesten hin. In der einen von diesen Inseln war, nach der Sage der dasigen Barbaren, Saturnus vom Jupiter eingekerkert worden, und Briareus, dem die Bewachung jener Inseln und des ganzen Meeres, welches das kronische (oder saturnische) heißt, anvertrauet ist, hat unten bey demselben seine

91) Mit andern gewöhnlichern Worten soll dies wohl soviel heißen: Mache nun einmal deiner weitläuftigen Untersuchung über den Mond ein Ende, sonst möchte ich vielleicht das, was ich zu sagen und zu erzählen habe, darüber gar vergessen.

92) Im 7ten B. der Odyssee V. 244. Homer redet hier von der Insel der Nymphe Kalypso, die nicht weit von der südlichen Küste Italiens gelegen war. Man darf also Plutarch nicht so verstehen, als wenn Homer der Urheber der hier erzählten Sage wäre, sondern der Vers wird bloß auf die Erzählung angewendet. Uebrigens geschieht dieser fabelhaften, zu Saturns Gefängnisse bestimmten Insel in der Nähe von Brittannien, auch in der Abhandlung über den Verfall der Orakel Th. 4. S. 110. ff. Erwähnung.

seine Wohnung. 93) Das große feste Land, von dem das große Meer ringsherum umgeben ist, liegt für Ruderschiffe von Ogygia ungefehr fünftausend Stadien, 94) von den übrigen Inseln aber etwas weniger entfernt. Denn das Meer ist wegen der vielen Ströme schlammicht, und daher die Fahrt auf demselben sehr langsam. Diese Ströme durchfließen das große Land, und führen viele Erde mit sich ins Meer, wovon dasselbe dick und schleimicht wird; daher denn auch die Meynung entstanden ist, daß es gefroren sey. An den Küsten des festen Landes wohnen Griechen, um einen Meerbusen herum, der nicht kleiner ist als der mäotische See, 95) und dessen Mündung der des kaspischen Meeres gerade gegenüber liegt. Ihrer Meynung nach sind und nennen sie sich allein Bewohner des festen

93) Diese Stelle ist im Texte sehr verdorben, kann aber einigermaßen aus der schon angeführten Abhandlung wieder hergestellt werden, wenn man für τον δε ως υιον ließt τον δε Βριαρεων, für Φρουρον—Φρουραν und für παραχαττω κεισθαι —παραχαταχεισθαι. Auf diese Art habe ich sie wenigstens übersetzt, indem ich durch Amyot darauf geführet worden — Briareus war, der Mythologie zu Folge, einer der Giganten, und über die in den Orkus verstoßnen Titanen zum Wächter gesetzt.

94) Etwa 125 deutsche Meilen.

95) Ein Meerbusen des schwarzen Meers, oder Pontus Euxinus, in welchen der Fluß Tanais oder Don sich ergießt.

festen Landes, diejenigen aber, die in unserm Lande wohnen, Insulaner, weil dieses ringsum vom Meer umflossen sey. Sie glauben auch, daß die, welche mit dem Herkules dahin gekommen und zurückgeblieben wären, sich mit den Völkern des Saturnus vereiniget, und die griechische Nation, die beynahe erloschen und durch die Sprache, Sitten und Lebensart der Barbaren verdrängt war, wieder verstärkt und ihr gleichsam wieder neues Leben gegeben hätten: Aus dieser Ursache wird dem Herkules die erste, dem Saturn aber die zweyte Ehre erwiesen. Wenn der Stern des Saturnus, den wir Phainon, jene aber Nykturus nennen, 96) in das Zeichen des Stieres tritt — und dieß geschieht nur alle dreyßig Jahre — machen sie eine lange Zeit Anstalten zu dem großen Opfer und Feste, und schicken dann einige durchs Loos gewählte Männer auf einem Ruderschiffe über das so weite Meer, welche sich eine geraume Zeit in fremden Ländern aufhalten müssen. Diese sind, wie leicht zu erachten, während der Reise mancherley Unglücksfällen ausgesetzt; diejenigen aber, die glücklich über das Meer kommen, landen zuerst an den vorliegenden, von Griechen bewohnten Inseln, wo sie finden, daß die Sonne dreyßig Tage hindurch keine völlige Stunde verbor-

96) Daß der Planet Saturn bey den Griechen Φαινων, d. h. der sichtbarmachende, geheißen habe, sagt auch Cicero, de natura deorum B. 2. K. 20. Νυκτουρος bedeutet so viel als Hüther oder Wächter der Nacht.

borgen, und daß dieses ihre Nacht ist, die nur eine schwache, der Abenddämmerung gleichende Finsterniß hat. Hier verweilen sie neunzig Tage lang, werden als heilige Leute mit Ehrerbietung und Freundschaft behandelt, und setzen dann mit Hülfe des Windes ihre Reise weiter fort. Uebrigens wohnt auf diesen Inseln sonst Niemand als sie selbst und diejenigen, die vor ihnen dahin geschickt worden. Denn es ist zwar denen, die dem Saturn (dreyzehn oder) 97) dreyßig Jahre gedient haben, erlaubt, nach Hause zurückzukehren, allein die mehresten wollen doch lieber daselbst wohnen bleiben, einige aus langer Gewohnheit, andere, weil sie da alles, was zu den Opfern und Festen gehört, ohne Mühe und Beschwerlichkeit finden, und sich immer ganz mit den Wissenschaften und der Philosophie beschäftigen können. Denn die Insel ist sowohl wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit, als wegen der Milde der sie umgebenden Luft, bewundernswürdig. Manche werden auch von ihrem Vorhaben, die Insel zu verlassen, durch die Gottheit selbst zurückgehalten, welche ihren Freunden und Bekannten ihren Willen zu erkennen giebt, nicht blos im Traum oder durch Anzeichen, sondern so, daß viele die Dämonen deutlich sehen und hören. Saturn selbst ist in einer tiefen Höhle eingeschlossen, und schläft da auf einem goldfarbigen Felsen, weil der Schlaf für ihn zur Fessel vom Jupiter ausersehen worden.

97) Die eingeschloßnen Worte scheinen mir ein fremdes Einschiebsel zu seyn.

den. Auf dem Gipfel des Felsen befinden sich Vögel, welche ab- und zufliegen, und ihm Ambrosia bringen; davon wird dann auch die ganze Insel mit einem herrlichen Wohlgeruche erfüllt, der sich von diesem Felsen, wie von einer Quelle, überall herum verbreitet. Den Dienst und die Aufwartung beym Saturn haben jene Dämonen, die vormals, da er noch über Götter und Menschen herrschte, seine Vertrauten waren. Diese besitzen die Wahrsagerkunst, und wissen für sich selbst vieles vorher zu sagen; in den wichtigsten Angelegenheiten aber ziehen sie Saturns Träume zu Rathe, und entdecken diese bey ihrer Zurückkunft. Denn alles, was Jupiter überdenkt, kömmt dem Saturn im Traume vor. Sein Erwachen aber hängt von den titanischen Zufällen und Bewegungen in seiner Seele ab — — — 98)

Auf diese Insel war denn auch unser Fremdling, 99) wie er erzählte, gebracht worden; er diente da dem Gotte mit Muße, und erwarb sich in der Astronomie viele Kenntnisse, so weit es nur einer, der die Geometrie getrieben hat, bringen kann; dabey legte er sich unter den übrigen Theilen der Philosophie auf die Physik, und bekam dann Lust und Verlangen, sich noch auf der

98) Es folgen hier im Texte einige verstümmelte Zeilen, die ich, weil sie keinen Sinn und Zusammenhang haben, ausgelassen habe.

99) Von diesem Fremdling hatte Sylla ohne Zweifel in dem verlohren gegangenen Anfange dieser Abhandlung geredet.

der großen Insel 100) umzusehen. Nachdem er also die dreyßig Jahre zurückgelegt hatte, und seine Nachfolger von Hause angekommen waren, nahm er von seinen Freunden Abschied, und verließ die Insel, so daß er an goldenen Bechern ein ansehnliches Reisegeld, sonst aber wenig 1) Gepäcke mitnahm. Ich würde mehr als einen Tag brauchen, wenn ich euch alles, was ihm begegnet, durch wie viele Länder er gereiset ist, wie er die heiligen Schriften gefunden hat und fast in allen Mysterien eingeweihet worden, eben so genau und umständlich, als er es uns beschrieben hat, wieder erzählen wollte. Ihr sollt also nur dasjenige hören, was sich auf unsere gegenwärtige Unterredung bezieht. Er hielt sich nämlich eine geraume Zeit in Karthago 2) auf, weil wir ihm viele Freundschaft und Achtung erwiesen, und entdeckte da gewisse heilige Schriften, die bey der Zerstörung der ehemaligen Stadt 3) heimlich weggebracht worden, und eine so

100) Darunter ist, nach dem obigen, der Erdtheil, den die Griechen kannten, im Gegensatz des fabelhaften festen Landes zu verstehen.

1) Das Wort συστατως, beständig, standhaft, schickt sich gar nicht hieher, der Gegensatz erfordert συσταλως.

2) Sylla, die Person, die hier redet, war, wie aus mehrern Stellen Plutarchs erhellet, aus Karthago in Afrika gebürtig.

3) Das alte Karthago war bekanntlich von dem jüngern Scipio Afrikanus im 147ten Jahre

vor

so lange Zeit unter der Erde verborgen gelegen hatten.

Dieser Mann nun behauptete und legte mir das sehr nahe, man müsse unter allen am Himmel erscheinenden Göttern 4) vorzüglich den Mond verehren, weil dieser auf unser Leben den größten Einfluß habe. Da mich dieß sehr befremdete, und ich ihn um nähere Erklärung bat, sagte er: Mein lieber Sylla, die Griechen sagen in Absicht der Götter gar vieles, aber nicht alles ganz richtig. So haben sie zum Beyspiel Recht, daß sie Gottheiten unter dem Namen Demeter und Kore 5) annehmen; allein wenn sie glauben, daß beyde zusammen an einem und demselben Orte sich befinden, so ist das unrichtig. Denn jene ist auf der Erde, und hat über alles, was zur Erde gehört, Macht und Gewalt; diese hingegen ist im Monde und wird wegen der Veränderungen des Mondes *) Kore und Persephone genannt, Per-

vor Chr. Geb. zerstöret worden; folglich sind es von dieser Begebenheit bis auf Plutarchs Zeiten beynahe dreyhundert Jahre.

4) Unter φαινομενοι θεοι im Texte sind, meines Erachtens, die Sterne und Planeten zu verstehen, die mit gewissen Namen der Götter bezeichnet sind.

5) Oder nach den lateinischen Benennungen, Ceres und Proserpina.

*) Im Griechischen steht παρα των εν τη σελήνη. Xylander und Amyot übersetzen dies, von denen, die im Monde wohnen. Ich glau-

be

Persephone nämlich, weil sie Licht und Klarheit bringt, 6) und Kore, weil wir auch den Theil des Auges, in welchem das Bild dessen, der uns ansieht, widerscheint, so wie der Schein der Sonne im Monde gesehen wird, Kore 7) nennen. Auch in den Erzählungen vom Herumirren und Aufsuchen 8) dieser Göttinnen liegt etwas Wahres zum Grunde. Denn wenn sie getrennt sind, sehnen sie sich nach einander und umarmen sich oft im Schatten. Daß Kore sich bald im Himmel und Lichte, bald in der Finsterniß und Nacht befindet, ist keine Unwahrheit, aber in Absicht der Zeitbestimmung hat sich ein Irrthum eingeschlichen. Denn wir sehen

be aber, daß γενόμενον darunter zu verstehen ist, und daß die Worte die Bedeutung haben wegen dessen, was am Monde geschieht oder vorgeht.

6) Der Name Περσεφόνη wird gewöhnlich erklärt: die durch Mord und Blutvergießen verheert — von περθειν verheeren, und φονος der Mord. Woher Plutarch die gegebene Erklärung hat, ist mir nicht bekannt.

7) Das griechische Wort κορη bedeutet sowohl Augapfel als Mädchen. Gewöhnlich nimmt man es in der letzten Bedeutung, wenn von der Proserpina die Rede ist.

8) Nach der Mythologie gieng Ceres, nachdem ihre Tochter Proserpina bey Enna in Sicilien geraubt und vom Pluto in die Unterwelt geführt worden war, auf der ganzen Erde herum, um sie aufzusuchen.

sehen, daß sie nicht sechs Monate lang 9), sondern von sechs zu sechs Monaten, unter der Erde, wie unter ihrer Mutter, in Schatten gehüllt wird, selten aber dieses nach fünf Monaten erleidet. Denn die Unterwelt kann sie nicht ganz verlassen, weil sie die Grenze der Unterwelt ausmacht, wie auch Homer zwar verdeckt, aber sehr schicklich gesagt hat:

In die elysische Flur, dort an die Enden der Erde 10) —

in dem er den Raum, wo der Erdschatten hinzureichen aufhört, für das Ende und die Gränze der Erde hält. In diese Flur nun gelangt kein Lasterhafter oder Unreiner; nur die Guten werden, nach ihrem Tode dahin gebracht, und führen da zwar ein ganz frohes und bequemes, aber doch nicht seliges oder göttliches Leben bis zum zweyten Tode. Worin dieser bestehe, mein Sylla, darüber frage mich nicht; ich will es schon selbst erklären. Die mehrsten halten den Menschen ganz richtig für ein zusammengesetztes Wesen, aber sie irren sich, wenn sie glauben, daß er nur

9) Jupiter verglich auf die Klage der Ceres gegen den Pluto die Sache dahin, daß Proserpina sechs Monate bey ihrer Mutter und unter den andern Göttern, sechs Monate aber in der Unterwelt beym Pluto bleiben sollte. — Das Wort σπαρουσαν muß ohne Zweifel in παθουσαν verwandelt werden. Xylander scheint παρουσαν gelesen zu haben, welches aber sich nicht zu τουτο schickt.

10) Im 4ten Buche der Odyssee V. 563.

nur aus zwey Stücken zusammengesetzt sey, indem sie den Verstand 11) nur als einen Theil der Seele betrachten. Aber so viel die Seele besser und göttlicher ist als der Körper, eben so viel ist auch der Verstand besser als die Seele. Die Verbindung der Seele (mit dem Verstand) giebt die Vernunft, (und die mit dem Körper die Leidenschaft) 12) von welchen diese das Prinzip des Vergnügens und Schmerzes, jene das Prinzip der Tugend und des Lasters ist. Wenn nun diese dreyfl Theile mit einander vereiniget werden, so hat die Erde den Körper, der Mond die Seele, und die Sonne den Verstand zur Entstehung des Menschen hergegeben — — wie dem Monde das Licht. Der eine Tod nun, den wir sterben, macht aus dreyen zwey, der andere aber aus zweyen eins. Jener erfolgt in dem Gebiete der Demeter — — und daher nannten die Athener vor Alters die Verstorbenen Demetreier; 13) dieser aber in dem Monde, der Region der Persephone. Erstere hat zum

11) Oder Geist, im Griechischen νους; darunter verstanden die neuern Platoniker die höhern und bessern Seelenkräfte, im Gegensatze des αλογον oder vernunftlosen Theils der Seele.

12) Die eingeschloßnen Worte habe ich nach Ampot eingeschaltet, weil sonst in der Stelle kein Sinn ist. Die gleich darauf folgenden Lücken lassen sich ohne Hülfe eines bessern Codex nicht ausfüllen.

13) Dieser Stelle kann einigermaßen geholfen werden, wenn man interpungirt und liest: ωνομαζον τα παλαιον ὁ δε —

Hausgenossen den irdischen, letztere den himmlischen Hermes (Merkur). Demeter trennt die Seele schnell und mit Gewalt vom Körper, Persephone aber den Verstand sanft und langsam von der Seele. Aus dieser Ursache heißt sie die Eingebohrne, weil durch die von ihr bewirkte Absonderung der bessere Theil des Menschen allein ist. Beyde Arten des Todes ereignen sich so nach den Gesetzen der Natur, und das Verhängniß will, daß jede Seele, sowohl die ohne Verstand, als die mit Verstand begabte, nach der Trennung vom Körper, in dem Raume zwischen Mond und Erde eine nicht gleiche Zeit herumirren. Die Ungerechten und Lasterhaften büßen nämlich da für ihre Vergehungen; die Frommen hingegen müssen, um sich gänzlich zu reinigen und von den Befleckungen, die vom Körper, dem Urheber alles Bösen, herrühren, sich loszumachen, in der mildesten Region, welche die Wiese des Hades heißt, eine bestimmte Zeit hinbringen. Darauf werden sie gleichsam aus der Fremde oder aus dem Exsil ins Vaterland zurückgeführt, und schmekken da eine ähnliche Freude, als man bey der Einweihung in den Mysterien unter Furcht und Bangigkeit, mit froher Hoffnung verbunden, zu empfinden pflegt. Viele, die eben den Mond zu erreichen trachten, werden weggestoßen und wie von einer Brandung zurückgeschleudert. Auch sehen sie andere, die sich schon daselbst befanden, sich abwärts wenden und gleichsam von neuem in den Abgrund hinunterfahren. Aber diejenigen, die wirklich hinaufgekommen

sind,

sind, und festen Fuß gefaßt haben, stellen sich erst, wie Sieger, mit Kränzen von den sogenannten Federn der Standhaftigkeit geschmückt, in einen Kreis, weil sie während des Lebens den vernunftlosen und leidenschaftlichen Theil der Seele bezähmt und zum Gehorsam gegen die Vernunft gebracht haben. Zweytens werden sie dem Ansehen nach einem Sonnenstrahl ähnlich, und drittens erhält die Seele, die sich emporgeschwungen hat, so wie alles, was hier um den Mond ist, vom Aether eine gewisse Spannung und Stärke, wie das Eisen seine Härte durchs Eintauchen. 14) Denn was noch locker und schlaff ist, wird nun gestärkt, und bekömmt eine solche Festigkeit und Durchsichtigkeit, daß es von der geringsten Ausdünstung genährt werden kann. Mit Recht hat also Herakleitus gesagt, daß die Seelen in der Unterwelt riechen. Sie betrachten nun erst die Größe und Schönheit des Mondes, so wie dessen Natur, die keineswegs einfach und ungemischt, sondern gleichsam aus einem Stern und einer Erde zusammengesetzt ist. Denn so wie die Erde durch Beymischung der Luft und Feuchtigkeit erweicht wird, wie das Blut, mit dem Fleische verbunden, Empfindung giebt; so sagt man auch, daß der Mond, weil er durch und durch mit Aether vermischt ist, nicht nur beseelt und fruchtbar sey, sondern auch in Absicht der Schwere und Leichtigkeit völlig im Gleichge-

14) Auch diese Stelle ist sehr verdorben, und ich weiß nicht, ob ich den Sinn derselben erreicht habe.

wicht stehe. Auch selbst die Welt, die doch aus lauter Dingen zusammengesetzt ist, welche sich ihrer Natur nach auf und abwärts bewegen, soll von jeder örtlichen Bewegung frey seyn. Dieß scheint auch Xenokrates 15), vermöge seines göttlichen Verstandes eingesehen zu haben, wiewohl er zuerst vom Plato darauf geführet worden. Denn Plato ist es, welcher behauptet hat, daß jeder Stern aus Erde und Feuer durch Mittelwesen 16), die nach einem gewissen Verhältniß gegeben worden, zusammengesetzt sey; weil nämlich nichts empfunden oder gefühlt werden kann, was nicht in seiner Mischung etwas Erde oder Luft enthält. Xenokrates hingegen lehrte, die Sterne und die Sonne seyen aus Feuer und dem ersten Dichten, der Mond aus dem zweyten Dichten und einer eigenen Luft, die Erde aber aus Wasser, Feuer und dem dritten Dichten zusammengesetzt; überhaupt aber sey weder das Dichte noch das Lockere an und für sich selbst einer Seele empfänglich. So viel von der Substanz des Mondes.

Was nun die Breite und Größe desselben betrifft, so ist diese weit beträchtlicher, als sie von den Geometern angegeben wird. Den Erdschatten mißt er freylich nur selten mit seiner Grös-

15) Xenokrates, aus Chalkedon, war ein Schüler des Plato, und folgte nach Speusippus als Lehrer in der Akademie.

16) Oder nach dem Griechischen, Zwischennaturen, δια των μεταξυ φυσεων.

Größe; aber dieß rührt nicht von dessen Kleinheit her, sondern weil er in die schnellste Bewegung kömmt, um so geschwind als möglich den finstern Raum zurückzulegen. Denn er führt die Seelen der Frommen hindurch, welche sehr eilen und ein Geschrey erheben, weil sie im Schatten die Harmonie am Himmel nicht vernehmen können. Zugleich ertönt dann auch von unten her durch den Schatten das Wehklagen und vermischte Jammergeheul von den Seelen derer, die gestraft werden. Deswegen hat man an vielen Orten die Gewohnheit, bey Finsternissen an kupferne Gefäße zu schlagen, und gegen die Seelen hin ein lautes Getöse zu machen. Ueberdieß schreckt sie auch das sogenannte Gesicht, welches, wenn sie ihm nahe kommen, sehr furchtbar und schrecklich aussieht. Allein das ist es gar nicht, sondern so wie unsere Erde tiefe und große Busen hat, einen zum Beyspiel, der sich durch die Säulen des Herkules da herein zu uns ergießt, 17) auswärts den kaspischen und noch jene beyden im rothen Meere 18); so giebt es auch im Monde dergleichen Tiefen und Höhlungen. Die größte derselben nennt man die Tiefe der Hekate, worin die Seelen für alles, was sie nach ihrer

17) Es ist, wie man leicht sieht, das mittelländische Meer gemeynt, dessen Eingang bey den Säulen des Herkules, oder der Straße von Gibraltar ist.

18) Der arabische und persische Meerbusen, die sich von dem rothen oder Arabien umfließenden Meere in das Land hinein erstrecken.

Geburt gelitten und gethan haben, Genugthuung empfangen oder geben. Die beyden andern heißen die langen, weil die Seelen durch sie bald zu der gegen den Himmel, bald zu der gegen die Erde gekehrten Seite des Mondes hinübergeführt werden. Jene Seite des Mondes gegen den Himmel heißt die elysische Ebene, und die gegen die Erde, die Ebene der Persephone oder Antichthon. 19)

Die Dämonen haben jedoch nicht ihren beständigen Aufenthalt im Monde, sondern sie kommen zu Zeiten herab auf die Erde, um die Orakel zu besorgen. Sie wohnen den erhabensten Mysterien bey, und nehmen an der Feyer derselben Theil. Ueberdieß geben sie auf die Vergehungen der Menschen Acht und bestrafen sie: auch erscheinen sie oft als Retter sowohl im Kriege als auf dem Meere. Wenn sie sich aber selbst hierbey etwas zu Schulden kommen lassen, es sey nun aus Zorn, oder aus Neid, oder aus ungerechter Gefälligkeit, so bekommen sie dafür ihre Strafe, indem sie wieder auf die Erde verstoßen, und in menschliche Körper eingeschlos-

19) Oder die Gegenerde. Dies Wort bedeutet also hier ganz etwas anders, als die Pythagoräer darunter verstanden. S. die Lehrmeynungen der Philosophen B. 2. K. 29. Uebrigens ist hier im Texte ohne Zweifel zu lesen ἡ ἀντιχθονα, oder ἀντιχθων für ἐκ ἀντ.

geschlossen werden. 20) Zu jenen bessern Dämonen gehörten Kronos (Saturnus) und dessen Diener, wie sie selbst sagten, vorher noch die idäischen Daktyler in Kreta, die Korybanten in Phrygien, 21) die Trophoniaden 22) in der Stadt Lebadea in Böotien,

20) Man vergleiche damit, was in der Abhandlung über den Verfall der Orakel Th. 4. S. 90. gesagt worden.

21) Die Daktyler (Finger) waren nach Diodor B. 5. K. 64. die ältesten Einwohner der Insel Kreta. Sie wohnten um den Berg Ida und erfanden zuerst den Gebrauch des Feuers, des Eisens und Erzes, nebst der Bearbeitung desselben, und erhielten als Wohlthäter des menschlichen Geschlechts göttliche Ehre. Nach einigen sollen ihrer hundert, nach andern nur zehn gewesen seyn, die auch davon den Namen Finger erhalten hätten. Die Kureten, Jupiters Erzieher, sollen von ihnen abstammen.

Die Korybanten waren Priester der Kybele oder Mutter der Götter in Phrygien. Sie hatten nach Diodor B. 5. K. 49. ihren Namen von Korybas, einem Sohne Jasions und der Kybele, welcher von Samothrake nach Phrygien sich begab und den Dienst der Mutter der Götter nach Asien brachte. Strabo führt B. 10. S. 1321. f. der Penzel. Uebers. unter andern Meynungen auch die Sage der Rhodier an, es wären die Korybanten gewisse Dämonen, von der Minerva und dem Helios oder Sonnengott erzeugt, da sie andere für Söhne des Saturns, und noch andere für Söhne des Jupiters und der Muse Kalliope gehalten hätten.

22) Unter den Trophoniaden versteht Plutarch hier wohl nichts anders, als die Dämonen, welche

und noch unzählige andere in vielen Gegenden der Erde, deren Feste, Ehrenbezeugungen und Namen noch immer beybehalten werden. Doch hören auch die Kräfte und Wirkungen von manchen auf, wenn sie durch eine günstige und vortheilhafte Veränderung nach einem andern Ort versetzt werden. Dieß geschieht bey einigen früher, bey andern später, wenn der Verstand von der Seele getrennt wird. Diese Trennung aber bewirkt die Liebe und das Verlangen nach dem Bilde der Sonne, durch welches das Liebenswürdige, das Schöne, das Göttliche und Selige, wornach jede Natur, wiewohl auf verschiedene Art, strebt, hervorglänzt. Denn selbst der Mond dreht sich aus Liebe zur Sonne beständig im Kreise herum, und sucht sich mit ihr, als der Quelle aller Fruchtbarkeit, zu vereinigen. Die Natur der Seele bleibt dann im Monde zurück, indem sie gleichsam einige Spuren und Träume von dem Leben zurückbehält. In so fern mußt du glauben, daß der Dichter sich ganz richtig ausgedrückt hat:

Und die Seele entfliegt wie ein Traum zu den Schatten der Tiefe. 23)

Denn dieses thut sie nicht gleich nach ihrer Trennung vom Körper, sondern erst nachher, wenn

in dem vom Trophonius benannten Orakel zu Lebadea in Böotien den Fragenden durch allerhand fürchterliche Erscheinungen Antwort ertheilten. Von diesem Orakel sehe man oben die Abhandlung über den Genius des Sokrates B. 5. S. 171. und Pausanias B. 9. K. 39. 40.

23) Im 11ten B. der Odyssee, V. 221.

wenn sie allein und vom Verstande verlassen ist. Auch scheint Homer unter allem, was er sagt, vorzüglich jene Stelle von den Seelen in der Unterwelt 24) aus göttlicher Eingebung gesagt zu haben:

Und nach diesem erblickt' ich die hohe Kraft Herakles,
Seine Gestalt; denn er selber feyrt mit den ewigen Göttern
Himmlische Wonnegelag' — 25)

Denn jeder von uns ist nicht Muth, nicht Furcht, nicht Begierde, eben so wenig auch Fleisch oder Feuchtigkeit, sondern was wir denken und urtheilen. 26) Die Seele wird vom Verstande gebildet, sie selbst bildet und umfaßt den Körper, und drückt sich dessen Gestalt nach allen Seiten ab; sie muß also, wenn sie auch noch so lange von beyden getrennt ist, die Aehnlichkeit und Figur beybehalten, und wird daher mit Recht ein Bild oder eine Gestalt genannt. Von diesen Seelen nun ist der Mond, wie schon gesagt worden, das Element. Denn sie werden in diesen aufgelöst, wie die Körper der Todten in die Erde; und zwar diejenigen, die tugendhaft gewesen sind, und ein ruhiges, geschäftloses

24) Für das sinnlose καθολου, das hier im Texte steht, muß meines Erachtens καθ' αἰδου, gelesen werden. So hat auch schon Amyot übersetzt.

25) Ebendas. V. 600. ff.

26) Oder, wie Amyot sagt: sondern der Theil, durch den wir denken und urtheilen. Er scheint also für ὃ zu lesen καθ' ὅ.

loses und philosophisches Leben geliebt haben, sehr geschwinde, indem sie sogleich, wenn sie von dem Verstande verlassen worden, und die Leidenschaften zu nichts mehr brauchen können, vergehen. Hingegen die Seelen derer, die dem Ehrgeiz, der Geschäftigkeit, der Wohllust oder dem Zorn ergeben gewesen sind, behalten gleich der Seele des Endymions 27) immer noch einige Rückerinnerungen an das Leben, wie Träume im Schlafe bey. Die Unstätigkeit und die Gewalt der Leidenschaften reißt sie fort, und zieht sie vom Monde zu einer andern Zeugung hin; diese sind es, welche sie nie zur Besinnung kommen lassen, sondern immer durch betrügerische Lockungen verführen. Denn es ist in der That keine geringfügige Sache, wobey Ruhe und Harmonie Statt findet, wenn sie sich, vom Verstande verlassen, mit dem Hange zu Leidenschaften eines Körpers bemächtigen. Die Tityi, die Typhonen, 28) und jener Python,

27) Endymion war nach Apollodors Mythologie B. 1. K. 7. ein Sohn des Aethlius und der Kalyke, und so ausserordentlich schön, daß die Göttin des Mondes sich in ihn verliebte. Aber anstatt davon Nutzen zu ziehen, bat er sich vom Jupiter, der ihm alles, was er verlangte, zu geben versprach, einen beständigen Schlaf und eine ewige Jugend aus.

28) Tityus war ein Sohn des Jupiters und der Elara und von ausserordentlicher Größe. Er verliebte sich in die Latona und wollte sie entführen, wurde aber von ihren Kindern erschossen und noch in der Unterwelt für seine Vermessenheit

thon, 29) der Delphi in Besitz nahm und das Heiligthum des Orakels durch Uebermuth und Gewaltthätigkeit verstörte, hatten ihr Daseyn solchen Seelen zu verdanken, die, vom Verstande verlassen, den tobenden und unordentlichen Leidenschaften Folge leisteten. Endlich mit der Zeit nimmt jedoch der Mond auch diese Seelen in sich auf und bringt sie zur Ordnung. Wenn dann die Sonne wiederum Verstand einsäet, empfängt diesen der Mond mit seiner belebenden Kraft und bildet neue

heit dadurch gestraft, daß ihm Geyer sein Herz zerfraßen. S. Apollodor B. 1. K. 4. — Den Typhon schildert die Mythologie der Griechen, als ein Ungeheuer von unermeßlicher Größe, das von der Erde hervorgebracht worden, um die Besiegung der Giganten zu rächen. Sein Haupt berührte oft die Sterne; mit der einen Hand reichte er bis an den Untergang, mit der andern bis an den Aufgang der Sonne. Er bestürmte den Himmel und verfolgte die Götter bis nach Aegypten, wurde aber doch endlich vom Jupiter besiegt, welcher den Berg Aetna auf ihn schleuderte. S. Apollodor B. 1. K. 6.

29) Im Texte steht vermuthlich durch einen Fehler der Abschreiber Τυφων statt Πυθων; so glaube ich auch, daß bald darauf für εχημοι gelesen werden muß εχημων, da es auf ψυχων zurückgeht, und mit χρησαμενων zusammenhängt — Python war nach der Mythologie eine fürchterliche Schlange, die das Orakel in Delphi hütete, und dem Apollo den Zugang zu demselben verwehrte, endlich aber von diesem erlegt wurde.

neue Seelen: die Erde aber giebt dazu den Körper, als den dritten Bestandtheil, her. Diese giebt nach dem Tode nichts von dem, was sie zur Entstehung bekam; die Sonne empfängt nichts, aber sie bekömmt den Verstand wieder, den sie gegeben hatte; der Mond hingegen empfängt und giebt, verbindet und trennt nach ganz verschiedenen Kräften, unter welchen die, die verbindet, Eileithyia, 30) und die trennet, Artemis genannt wird. Von den drey Parzen hat die eine, Atropos, ihren Sitz in der Sonne, und giebt den Ursprung der Entstehung. Die andere, Klotho, fährt um den Mond herum, und hat das Geschäfte zu mischen und zu verbinden. Die letzte Lachesis berührt die Erde mit, und hat an dem Zufalle den größten Antheil. 31) Denn was ohne Seele ist, hat keine eigene Kraft und hängt blos von andern ab; der Verstand ist von fremden Einwirkungen frey und eigenmächtig, die Seele aber

30) Nach der gewöhnlichen Erklärung führet Diana den Beynamen Ειλειθυια, in so fern sie den gebährenden Weibern Beystand leistete und deren Niederkunft beförderte.

31) In Absicht der Parzen vergleiche man die Abhandlung über das Verhängniß Th. 5. S. 93. und über den Genius des Sokrates S. 175.

aber ist ein Mittelding und aus beyden zusammengesetzt, so wie auch der Mond von Gott zu einer Mischung der obern und untern Dinge gemacht worden, und gegen die Sonne eben das Verhältniß hat, in welchem die Erde gegen den Mond steht.

Dieß ist es nun, sagte Sylla, was ich den Fremdling habe erzählen hören, ihm hatten es, wie er versicherte, die Diener und Aufwärter des Kronos entdeckt. Ihr könnt nun, mein Lamprias, mit der Erzählung machen, was ihr für gut befindet.

Ueber die Natur und die Ursache der Kälte. *)

Hat wohl die Kälte, mein lieber Favorinus, eine erste Kraft und Substanz, so wie die Wärme das Feuer, durch deren Gegenwart und Mittheilung alle andere Körper erkältet werden? Oder ist vielmehr die Kälte nur eine Abwesenheit der Wärme, wie man die Finsterniß und die Ruhe eine Abwesenheit des Lichts und der Bewegung nennt? Freylich scheint die Kälte der Ruhe und die Wärme der Bewegung anzugehören; auch geschieht die Erkältung warmer Kör-

*) Diese Abhandlung scheint eine Uebungsdeklamation aus den frühern Jahren Plutarchs zu seyn. Der Verfasser widerlegt zuerst diejenigen, die die Kälte für eine Privation oder Abwesenheit der Wärme halten und sucht zu beweisen, daß sie eine Realität, eine der Wärme entgegengesetzte Substanz sey. Hierauf untersucht er die verschiedenen Meynungen über das Prinzip oder die erste Ursache der Kälte, nämlich die der Stoiker, daß es die Luft, und die des Empedokles, daß es das Wasser sey. Nachdem er deren Gründe angeführt und beantwortet hat, bemühter sich es wahrscheinlich zu machen, daß man dieses Prinzip in der Erde suchen müsse — So viel weiß ich, daß diese Abhandlung noch nie ins Deutsche übersetzt worden.

Körper nicht durch die Gegenwart irgend einer Kraft, sondern durch den Abgang der Wärme; denn sobald diese in großer Menge verfliegt, wird auch das Zurückgebliebene kalt, und die Dünste, welche von kochendem Wasser aufsteigen, fallen sogleich ab, wenn die Wärme verschwindet. Daher kömmt es, daß die Größe der Körper durch die Erkältung vermindert wird, weil diese die Wärme verdrängt, ohne daß dafür wieder etwas anders hinzukömmt.

Könnte man aber nicht diese Meynung für irrig und falsch halten, erstlich deßwegen, weil sie viele merkbaren Kräfte ganz aufhebt, und sie nicht zu Qualitäten oder Realitäten, sondern zu bloßen Beraubungen von Qualitäten oder Realitäten macht? So würde zum Beyspiel die Schwere, die Härte, das Schwarze, das Bittere weiter nichts als eine Beraubung der Leichtigkeit, der Weichheit, des Weißen und des Süßen seyn, und so auch alle andere Substanzen, die in Ansehung einer gewissen Kraft, nicht aber als Beraubungen den Realitäten entgegengesetzt sind. Zweytens auch, weil jede Beraubung unwirksam und unthätig ist, wie die Blindheit, die Taubheit, das Stillschweigen und der Tod? Denn die Beraubungen sind in der That weiter nichts als Aufhebungen oder Vernichtungen von Formen und Gestalten, nicht aber wirkliche Naturen oder Substanzen für sich selbst. Die Kälte hingegen bringt in den Körpern, an welchen sie haftet, nicht geringere Wirkungen und Veränderungen hervor als die

Wärme. Viele werden durch sie verdichtet, verhärtet und zusammengezogen. Ihre Ruhe und Unbeweglichkeit ist keinesweges träge oder unthätig, sondern verräth eine gewisse Schwere und Festigkeit, so wie eine hinreichende Stärke, Körper fest zu halten und zusammenzudrücken. Die Beraubung ist ein Mangel, eine Entfernung der entgegengesetzten Kraft; allein viele Dinge erkälten, ob sie gleich noch eine beträchtliche Wärme in sich haben; ja manche Körper pflegt die Kälte, je wärmer sie sie findet, desto mehr zu verdichten und zusammenzuziehen, wie zum Beyspiel das glühende Eisen, das ins Wasser getaucht wird. Die Stoiker behaupten sogar, daß die Lebensgeister der neugebohrnen Kinder durch die Kälte der Luft gehärtet, und indem sie dadurch ihre Natur verändern, zur Seele zu werden. Dagegen ließe sich vielleicht noch manches einwenden; aber unschicklich ist es immer, die Kälte, die so viele andere sichtbare Wirkungen hervorbringt, für eine bloße Beraubung zu halten.

Ueberdieß verträgt keine Beraubung das Mehr und Weniger, und man kann nicht sagen, daß unter Personen, die nicht sehen oder reden können, der eine blinder oder stummer sey als der andere, oder daß unter denen, die nicht mehr leben, der eine mehr gestorben sey als der andere. Bey kalten Körpern hingegen findet das Mehr und Weniger allerdings Statt: einige haben einen hohen, andere einen geringen Grad von Kälte, und überhaupt ist diese der Verstärkung und Nachlassung so gut fähig, als die

Wär-

Wärme. Natürlicher Weise muß denn auch die Materie, je nachdem diese entgegengesetzten Kräfte bald stark, bald schwach auf sie wirken, Substanzen hervorbringen, von denen einige wärmer oder kälter sind, als die andern.

Ferner findet nie zwischen Realität und Beraubung eine Mischung Statt, und keine Kraft verträgt oder verbindet sich mit derjenigen, die ihr entgegengesetzt ist und eine Beraubung verursacht, sondern macht ihr lieber sogleich Platz. Allein das Wärme bleibt mit dem Kalten bis auf einen gewissen Grad gemischt, so wie das Schwarze auf dem Weissen, das Tiefe 1) mit dem Hohen, und das Herbe mit dem Süßen; und diese Verbindung und Harmonie ist es, der wir die lieblichsten, die wohlthätigsten Farben, Töne, Arzneyen und Speisen zu verdanken haben. Der Gegensatz nach Realität und Beraubung ist durchaus feindlich und unvereinbar, weil immer das Daseyn des einen den Untergang des andern mit sich bringt; jener aber, der sich zwischen zwey entgegengesetzten Kräften findet, ist, wenn man den rechten Zeitpunkt zu treffen weiß, zu gar vielen Künsten brauchbar, und die Natur selbst bedient sich desselben am häufigsten bey Hervorbringung vieler Dinge, besonders bey den Veränderungen der Luft und mehrern andern Wirkungen, welche

1) Die Rede ist hier nicht von Gegenden oder Oertern, sondern, wie aus dem folgenden sich ergiebt, von Tönen der Musik.

die Gottheit ordnet und einrichtet, so daß sie harmonisch und musikalisch genennt wird, nicht weil sie hohe und tiefe Töne in Einklang zu bringen, oder das Weiße und Schwarze gleichmäßig mit einander zu vermischen weiß, sondern vielmehr, weil sie in der Welt für die verhältnißmäßige Verbindung und Trennung der Kälte und Wärme sorgt, der einen sowohl als der andern das Uebermaas benimmt, und so beyde in die gehörigen Schranken weiset.

Hierzu kömmt nun noch, daß die Kälte so gut wie die Wärme empfunden wird: eine Beraubung hingegen ist weder dem Gesicht, noch dem Gehör, noch dem Gefühl, noch den andern Sinnen empfindbar. Denn nur Substanzen können Empfindungen hervorbringen; wo aber keine Substanz erscheint, da denkt man sich eine Beraubung, das heißt, eine Verneinung der Substanz, so wie Blindheit, Stillschweigen und Leerheit Verneinungen des Gesichts, der Stimme und des Körpers sind. Die Leerheit wird nicht durch Fühlen empfunden; aber wo kein Körper sich fühlen läßt, da entsteht der Begriff von Leerheit. Wir hören das Stillschweigen nicht; aber wenn wir keine Stimme hören, so denken wir uns ein Stillschweigen. Auf gleiche Weise giebt es keine Empfindung von Blinden, Nackten und Unbewaffneten; sondern nur eine Verneinung der Empfindung, ein bloßer Begriff. Wäre also die Kälte weiter nichts, als eine Abwesenheit der Wärme, so müßten wir auch von kalten Körpern keine Empfindung haben und

nur

nur da, wo die Wärme fehlt, uns die Kälte denken. Da nun aber die Kälte durch Verdichtung und Zusammenziehung, so wie die Wärme durch Laulichkeit und Ausdehnung empfindbar ist: so erhellet, daß die Kälte so gut wie die Wärme ihr eigenes Prinzip und ihre besondere Quelle hat.

Dabey ist jede Art der Beraubung einzig und einfach, aber die Substanzen haben gar viele Verschiedenheiten und Kräfte. So ist das Stillschweigen nur von einerley Art, die Stimme hingegen vielfach, indem sie das Gehör bald beleidiget, bald ergötzet. Eben so viele Verschiedenheiten haben auch die Farben und Figuren, womit sie auf uns bald so bald anders wirken: alles aber was sich nicht fühlen läßt, was ohne Farbe und überhaupt ohne Qualität ist, hat gar keine Verschiedenheit, und ist sich beständig gleich. Gleicht nun wohl die Kälte diesen Beraubungen dergestalt, daß sie in ihren Wirkungen gar keine Verschiedenheiten hat? Oder verursacht sie im Gegentheil den Körpern bald große und nützliche Vergnügungen, bald wieder empfindliche Schmerzen, Beschwerlichkeit und Schaden, vor denen jedoch die Wärme nicht immer flieht und zurückweicht, sondern oft, im Innern der Körper verschlossen, widerstehet und kämpfet? Diesen Kampf zwischen den beyden Kräften nennt man Schauder und Zittern. Wird die Wärme überwältiget, so folgt Erfrieren und Erstarren des Körpers; behält aber die Wärme die Oberhand, so verschafft sie dem Körper eine

Ausdehnung und eine behagliche Laulichkeit, die Homer mit dem Ausdruck Jainesthai 2) bezeichnet. Dieß ist allgemein bekannt; und aus diesen Wirkungen erhellt am ersten, daß die Kälte der Wärme, wie eine Substanz oder Wirkung einer andern, nicht aber wie eine Beraubung oder Verneinung entgegengesetzt ist; daß sie nicht eine bloße Vernichtung oder Abwesenheit der Wärme, sondern selbst eine vernichtende Kraft und Natur ist. Außerdem müßte man auch den Winter von den Jahreszeiten, und den Nordwind von den übrigen Winden ausschliessen, weil sie nur Beraubungen, jener vom Sommer und dieser vom Südwind, seyn und kein eigenes Prinzip haben würden.

Da es in dem Universum vier erste Körper giebt, die man ihrer Zahl, Einfachheit und Kraft wegen gemeiniglich für die Elemente und Prinzipien aller übrigen ansieht, nämlich Feuer, Wasser, Luft und Erde, so müssen nothwendiger Weise auch der ersten und einfachen Qualitäten eben so viele seyn. Welches sind aber diese wohl sonst außer Wärme, Kälte, Trockenheit, und Feuchtigkeit, vermittelst welcher die Elemente alles zu leiden und zu thun pflegen? So wie

es

2) Das Wort ἰαίνεσθαι braucht Homer sehr oft und in zweyerley Verstande; einmal eigentlich für warm werden, sich erwärmen, z. B. Odyssee B. 10. V. 359. vom Wasser, B. 12. V. 175. vom Wachse; am häufigsten aber figürlich von Frohsinn und Heiterkeit, wie z. B. Il. B. 15. V. 103. B. 23. V. 600. u. a. O.

es nun in der Grammatik lange und kurze, und in der Musik hohe und tiefe Elemente giebt, ohne daß die einen Beraubungen der andern sind, so müssen wir auch in Absicht der physischen Körper annehmen, daß die feuchten Elemente den trocknen, und die kalten den warmen entgegengesetzt sind, wenn wir anders nach Vernunft und Erfahrung urtheilen wollen. Außerdem müssen wir, welches auch die Meynung des alten Anaximenes war, den Substanzen die Wärme so gut als die Kälte absprechen, und beyde zu gemeinen Affektionen der Materie machen, die von den jedesmaligen Veränderungen derselben abhängen. Dieser Philosoph behauptete nämlich, Kälte sey weiter nichts als Zusammenziehung und Verdichtung der Materie, die Wärme hingegen eine Verdünnung und Ausdehnung; daher sage man auch nicht unschicklich, der Mensch könne aus dem Munde warm und kalt blasen. Wirklich ist auch der Athem kalt, wenn er mit den Lippen zusammengepreßt und verdichtet wird; kömmt er aber aus weit geöffnetem Munde, so wird er der Verdünnung wegen ganz warm. Indeß erklärt Aristoteles diese Meynung des Mannes für einen Irrthum; denn wenn der Mund geöffnet ist, komme die Wärme aus uns selbst hervor, blasen wir aber mit zusammengepreßten Lippen, so werde nicht die in uns, sondern die vor dem Munde befindliche Luft fortgestoßen, und werfe sich kalt auf den nächsten Gegenstand.

Da man also zugeben muß, daß die Kälte eben so wie die Wärme eine besondere Substanz ist, so wollen wir nun in dieser Materie weiter fortgehen, und untersuchen, welches die Substanz, das Prinzip und die Natur der Kälte ist. Diejenigen, welche behaupten, daß das Frieren, Zittern, Schauern und andere ähnliche Empfindungen von der Rauhigkeit der ungleichschenkelichten und dreyeckartigen Figuren, die in unsern Körpern liegen, herrühren, holen, ob sie sich gleich in einzelnen Punkten irren, das Prinzip vom rechten Orte her. Denn bey solchen Untersuchungen muß man immer von der Natur des Weltalls, wie von der Vesta, 3) den Anfang machen, wodurch sich eben am meisten der Philosoph vom Arzte, vom Ackermann und vom Flötenspieler unterscheidet. Diese begnügen sich, nur die letzten Ursachen aufzusuchen. Wenn also die nächste Ursache einer Wirkung entdeckt worden, daß zum Beyspiel das Fieber von fremdartigen, verdorbenen Säften, der Brand im Waizen von dem heißen Sonnenscheine nach einem Regen, und die Tiefe einer Flöte von der Neigung und Verbindung der Löcher gegen einander herrührt: so ist das dem Künstler für seine Handthierung schon genug. Allein für den Naturforscher, der sich mit Entdeckung der Wahrheit beschäftiget, ist die Kenntniß der letzten Ursachen nicht Zweck, sondern nur Anfang

des

3) Ein von Plutarch sehr oft gebrauchtes Sprüchwort S. Th. 5. S. 8.

des Weges zu den ersten und entferntesten Ursachen. Daher haben auch Plato und Demokritus, da sie den Ursachen der Wärme und Schwere nachforschten, anstatt in ihrer Untersuchung bey der Erde und dem Feuer zu bleiben, die sinnlichen Dinge mit gutem Grunde auf intellektuelle Prinzipien zurückgeführt, und sind so bis zu den kleinsten Elementen, gleichsam dem Saamen aller Dinge, hinaufgegangen. Indeß ist es wohl besser, hier zuerst die sinnlichen Dinge zu betrachten, worin Empedokles, Strabo und die Stoiker die Substanzen aller Kräfte setzen. Die erste Ursache der Kälte eignen die Stoiker der Luft, Empedokles und Strabo aber dem Wasser zu; vielleicht findet sich auch einer, der die Erde zur Substanz der Kälte macht. Wir wollen zuerst die Meynung der Stoiker in Betrachtung ziehen.

Weil das Feuer von Natur warm und leuchtend ist, so muß die dem Feuer entgegengesetzte Substanz kalt und finster seyn. Denn das Kalte stehet dem Warmen eben so entgegen, wie das Finstere dem Hellen. Die Kälte stümpft und verwirrt das Gefühl, wie die Finsterniß das Gesicht; die Wärme hingegen erweitert die Empfindung des Berührenden, so wie die Hellung die Empfindung des Sehenden. Was also in der Natur das erste Prinzip der Finsterniß ist, das muß auch das erste Prinzip der Kälte seyn. Daß aber die Luft die erste finstere Substanz ist, ist selbst den Dichtern nicht unbekannt gewesen, da sie die Finsterniß Luft nennen.

Dicke Luft umdrängte die Schiffe; es leuchtet am Himmel
Weder Mond noch Stern — 4)

Imgleichen:

Er zerstreute die Luft, und trieb von ihnen den Nebel,
Daß die Sonne schien und die ganze Feldschlacht erhellte. 5)

So nennen sie auch eine finstere, unerleuchtete Luft Knephas, vermuthlich, weil sie von Licht entblößt ist. 6) Die Wolke heißt bey ihnen Nephos, als eine zusammengedrängte und verdichtete Luft, wegen Verneinung des Lichtes 7) Auch das, was man Achlys und Homichle 8) nennt, und überhaupt alles, was dem Gesichte die Empfindung des Lichtes benimmt, sind bloße Verschiedenheiten der Luft. Das Unsichtbare und Farbenlose derselben bezeichnen die Ausdrücke

4) Im 9ten B. der Odyssee, V. 143.

5) Im 17ten B. der Iliade, V. 649. In beyden Stellen steht im Griechischen αηρ, welches, wie schon der Zusammenhang lehrt, Dunkelheit bedeuten muß, und auch so von den Uebersetzern gegeben worden. Ich habe aber das Wort Luft beybehalten müssen, weil der Verfasser sein Raisonnement darauf gründet.

6) Dieß bezieht sich auf die Etymologie des griechischen Wortes κνεφας von κενον φαους, leer von Licht.

7) Das Wort νεφος soll hergeleitet seyn vom verneinenden ν und φως, das Licht.

8) Αχλυς bedeutet eine dicke, düstere, neblichte Luft, und ὁμιχλη ein dicker Nebel.

drücke Hades und Acheron. 9) So wie nun die Luft in Abwesenheit des Lichtes finster wird, so ist auch nach Entfernung der Wärme das Zurückbleibende weiter nichts als eine kalte Luft. Daher hat der Tartarus der Kälte wegen diesen Namen bekommen, wie Hesiodus bezeugt, wenn er sagt: Und den finstern Tartarus — 10) Auch braucht man das Wort Tartarizein von denen, die vor Kälte zittern und klappern. Und so verhält sichs denn mit diesem Punkte.

Da aber der Untergang einer Substanz eine Verwandlung derselben in die entgegengesetzte Substanz ist, so wollen wir nun untersuchen, ob es richtig gesagt ist: der Tod des Feuers ist die Entstehung der Luft. Denn das Feuer stirbt so gut wie das Thier, es sey nun, daß es mit Gewalt gedämpft wird, oder daß es von selbst

9) Ἅιδης, oder wie es bey den Dichtern gesprochen wird, ἀΐδης, scheint herzukommen von ἀειδης, unsichtbar, oder gestaltlos. Ἀχερων, womit einer der Flüsse der Unterwelt bezeichnet wird, bedeutet, was einen traurigen, freudeleeren Anblick giebt, von Ἀχος, die Traurigkeit.

10) In der Theogonie, V. 119. Tartarus war, nach der Meynung der Griechen, der finstere, greuliche Ort in der Unterwelt, wo die Bösen bestraft wurden. Das Wort selbst soll nach den Etymologisten hergeleitet seyn von ταραχθαι τον αερα, weil daselbst die Luft sich in Unordnung befindet.

selbst erlischt. Doch sieht man im ersten Falle, wenn es ausgelöscht wird, am deutlichsten, daß das Feuer sich in die Luft verwandele. Denn der Rauch ist eine Art von Luft, oder ein Dampf, eine Ausdünstung, wie Pindarus sagt: Der Broden der Luft, der dem Rauche entgegensträubt. Ja auch dann, wenn die Flamme aus Mangel an Nahrung erlischt, wie bey den Lampen, kann man sehen, daß die Spitze derselben in eine dunkle und finstere Luft sich auflöst. Ueberdieß beweiset auch der Dunst, der von unserm Körper aufsteigt, wenn man sich nach einem warmen oder trocknen Bade 11) mit kaltem Wasser begießen läßt, zur Genüge, daß die vergehende Wärme sich in Luft verwandelt, als welche ihrer Natur nach dem Feuer entgegengesetzt ist. Daraus folgte denn, daß die Luft das Prinzip der Finsterniß sowohl als der Kälte ist. Uebrigens ist das Gefrieren das heftigste und gewaltsamste, was nur die Körper von der Kälte leiden, zwar eine Affection des Wassers, aber doch eine Wirkung der Luft. Denn das Wasser ist an und für sich sehr ausdehnbar, beweglich und jeder Verdichtung abgeneigt; aber so

11) Im Griechischen πυρια, dies bestand darin, daß glühende Steine in Wasser geworfen, und durch die davon aufsteigenden Dünste der Körper in einen heftigen Schweiß versetzt wurde. Gleich darauf muß für περιεχομενων ψυχρων gelesen werden περιχεομενων ψυχρω, indem jenes gar keinen Sinn giebt.

so bald die Luft mit ihrer Kälte darauf wirkt, wird es verdichtet und zusammengezogen. Daher pflegt man im Sprüchwort zu sagen:

Wenn der Süd den Nordwind hervorruft, kömmt es zum Schneyen.

Denn der Südwind führt erst die Feuchtigkeiten, als die Materie des Schnees, herbey, welche dann der Nordwind ergreift, und zum Frieren bringt. Am deutlichsten sieht man dieß am Schnee, der nicht eher anfängt zu schmelzen, 12) bis er eine dünne, kalte Luft ausgestoßen und von sich gegeben hat. Aristoteles sagt, daß sogar bleyerne Wetzsteine von Frost und Kälte zerschmelzen und flüssig werden, wenn nur Wasser denselben nahe kömmt. 13) Aber wahrscheinlicher Weise ist es die Luft, die, indem sie die Körper durch die Kälte zusammendrängt, das Brechen und Reißen derselben verursacht.

Ueber-

12) Eben diese Erklärung vom Schmelzen des Schnees giebt Plutarch im 6ten B. der Tischreden Fr. 6. im 5ten Theile dieser Uebersetzung S. 581.

13) Im 6ten B. der Tischreden, Fr. 8. (Th. 5. S. 594) wurde der nämliche Umstand angeführt, aber nach der Erklärung des sel. Reiske übersetzte ich dort; „In strengen Wintern geschieht es zuweilen, daß große Stücken Bley, womit die Bildsäulen an den Postamenten befestiget sind, zerschmolzen werden, und herabfallen.“ Hier habe ich die gewöhnliche Bedeutung von ακονη, Wetzstein, Schleifstein, beybehalten, glaube aber, daß dieses Wort noch eine andere haben müsse, weil bleyerne Wetzsteine sich nicht denken lassen.

Ueberdieß pflegt das aus einem Brunnen genommene Wasser weit geschwinder zu frieren, als das im Brunnen selbst, weil die Luft eine kleinere Masse eher überwältiget. Ja wenn man kaltes Wasser aus einem Brunnen in ein Gefäß thut, und dieses wieder in den Brunnen hinabläßt, so daß es das Wasser nicht berührt, sondern frey in der Luft hängt, so wird in kurzer Zeit das Wasser im Gefäße weit kälter seyn, als das im Brunnen; 14) und dieß beweiset am besten, daß die erste Ursache der Kälte nicht dem Wasser, sondern der Luft zugeschrieben werden muß. Die großen Flüsse frieren niemals bis auf den Grund zu, weil die Luft nicht ganz in die Tiefe hinabdringen kann, und also nur das, was sie zunächst mit der Kälte berührt und umfaßt, zum Stehen bringt. Daher pflegen die Barbaren, 15) ehe sie über solche gefrorne Flüsse gehen, Füchse vorauszuschicken. Wenn das Eis noch nicht dick genug ist, und blos die obere Fläche bedeckt hat, so merken es diese Thiere an dem Geräusche des darunter hinfließenden Wassers und kehren wieder zurück. Einige schmelzen mit warmem Wasser Löcher in das Eis und lassen die Angelschnur hinab, weil alsdann die Fische leichter anbeißen. Solchergestalt wirkt die

14) Dieser Umstand ist im 6ten Buche der Tischreden, Fr. 4. (Th. 5. S. 575. f.f.) weitläuftig untersucht worden.

15) Das heißt, die rohen, von den Römern nicht bezwungenen Völker in den nördlichen Gegenden von Europa.

die Kälte nicht bis auf den Grund der Flüsse, obgleich die oberen Theile durch das Frieren eine so große Veränderung erleiden, daß das mit Gewalt in sich selbst zusammengepreßte Wasser sogar die Schiffe zertrümmert, wie diejenigen bezeugen, die neulich mit dem Kaiser 16) an der Donau überwintert haben. Indeß giebt auch das, was wir vor der Kälte empfinden, schon einen hinlänglichen Beweis. Denn nach einem warmen Bade und nach starken Schweißen ist unser Körper gegen die Kälte weit empfindlicher, weil dann die geöffneten und erweiterten Poren der Luft und mit dieser auch der Kälte einen leichten Eingang verstatten. Eben so verhält es sich auch mit dem Wasser, welches mehr erkaltet, wenn es vorher erwärmt worden, indem nun die Luft leichter darauf wirken kann. Daher denn auch diejenigen, die siedendes Wasser ausschöpfen und in die Höhe setzen, 17) nichts anders thun, als daß sie es mit vieler Luft vermischen.

Dieß

16) Vermuthlich ist hier der Kaiser Trajanus gemeynet, von dem man aus der Geschichte weiß, daß er mehrere Feldzüge gegen die an der Donau wohnenden Völker, besonders die Dacier, gethan hat.

17) Ich verstehe dies von denen, die siedendes Wasser aus einem Kessel oder andern Gefäß ausschöpfen, um es abzukühlen, und halte die von Xylandern hingeworfene Vermuthung ἀναχυοντες für ἀναχωντουντες für sehr passend. Die beyden französischen

Dieß sind die Wahrscheinlichkeiten, mein lieber Favorinus, mit welchen die Meynung, daß die Luft das erste Prinzip der Kälte sey, unterstützt wird. Aehnlicher Gründe bedienen sich diejenigen, die die Ursache der Kälte dem Wasser zuschreiben, nach jener Stelle des Empedokles:

Siehe die prachtvoll leuchtend' und überall wärmende Sonne,
Aber dort den frostigen, alles verdunkelnden Regen.—

Da er nämlich das Kalte dem Warmen, so wie dem Hellen das Schwarze entgegensetzt, so giebt er ihnen Gelegenheit zu schließen, daß die Kälte und die Schwärze zu der nämlichen Substanz gehören, so wie die Wärme und Hellung zu einer andern. Daß aber die Schwärze nicht der Luft, sondern dem Wasser zukömmt, bezeugt schon die Erfahrung, da, überhaupt zu reden, durch die Luft gar nichts, durch das Wasser hingegen alles geschwärzt wird. Denn wenn man die weißeste Wolle oder ein Gewand ins Wasser taucht, wird es geschwärzt wieder herausgezogen, und bleibt es auch so lange, bis die Feuchtigkeit durch die Wärme vertrocknet, oder durch Pressen und schwere Lasten herausgedrückt worden. Besprengt man die Erde mit Was-

sischen Uebersetzer müssen sich etwas anders dabey gedacht haben. Ricard sagt: ceux qui portent en dehors de l'eau bouillante et qui la font tomber de très-haut. Amyot hingegen: qui jettent contre-mont et espandent de haut l'eau bouillante.

Wasser, so werden die von den Tropfen benetzten Stellen schwarz, während die anderen ihre vorige Farbe behalten. Das Wasser selbst zeigt sich in der größten Tiefe der Menge wegen am finstersten, aber das zunächst an der Luft befindliche ist hell und schimmernd. Von den übrigen Flüssigkeiten ist noch das Oel am meisten durchsichtig, weil es die mehreste Luft enthält. Ein Beweis davon ist seine Leichtigkeit, da es, von der Luft emporgehoben, in allen übrigen Flüssigkeiten oben auf schwimmt. Auch bringt es im Meere, wenn es auf die Wellen gespritzt wird, eine Stille zuwege; nicht weil die Winde, seiner Glätte wegen, davon abgleiten, wie Aristoteles meynte, sondern weil die Wellen durch jede darauf gegossene Flüssigkeit zertheilet werden. 18) Eine besondere Eigenschaft des Oeles ist, daß es auch in der Tiefe des Wassers Hellung und Durchsichtigkeit verursacht, indem die darin enthaltene Luft die Flüssigkeiten zertheilet. Denn es giebt denen, welche Schwämme suchen, nicht nur bey Nachtzeit auf der Oberfläche des Meeres, sondern auch in der Tiefe Licht und Hellung, wenn es aus dem Munde geblasen wird. An der Schwärze also hat die Luft nicht mehr Theil als das Wasser, aber weniger an der Kälte. Denn das Oel, das unter allen Flüssigkeiten die mehreste Luft enthält, ist am wenigsten kalt und friert nie hart zusammen, weil

18) Dieser Umstand ist oben in der 12ten Frage über Gegenstände der Physik näher untersucht worden.

weil die ihm beygemischte Luft die Verdichtung nicht zu hart werden läßt. Auch pflegt man eiserne Schnallen, Nadeln und andere dergleichen Arbeiten nicht in Wasser, sondern in Oel zu härten, weil man besorgt, die gar zu große Kälte des Wassers möchte sie krumm machen. Auf dergleichen Wirkungen, sagen sie, 19) muß man bey Entscheidung dieser Frage mehr Rücksicht nehmen, als auf die Farben. Denn Schnee, Hagel und Eis sind sehr weiß und doch dabey sehr kalt; das Pech hingegen ist viel wärmer und dunkler, als das Honig.

Indessen wundere ich mich doch, wie diejenigen, welche behaupten, die Luft sey kalt, weil sie finster ist, nicht wahrnehmen, daß andere sie für warm halten, weil sie leicht ist. Denn die Finsterniß ist der Kälte bey weitem nicht so eigen und angemessen, als die Schwere und Ruhe. Viele Körper, die ganz ohne Wärme sind, haben doch einen gewissen Glanz; aber unter den kalten giebt es keinen, der leicht, beweglich und emporstrebend wäre. Selbst die Wolken bleiben oben in der Höhe, so lange sie mehr zur Substanz der Luft gehören; verwandeln sie sich aber in Feuchtigkeit, so fallen sie sogleich in Regen herab, und verlieren durch das Eindringen der Kälte nicht weniger ihre Leichtigkeit als ihre Wärme. Sobald hingegen die

19) Nämlich diejenigen Philosophen oder Naturforscher, welche das Wasser für das Prinzip der Kälte halten.

die Wärme zurückkehrt, nehmen sie auch wieder die entgegengesetzte Richtung an, weil sie mit der Verwandlung in Luft, auch die Eigenschaft empor zu steigen wieder bekommen. Der von dem Untergange hergenommene Grund hält eben so wenig Stich. Denn alles, was untergeht, wird nicht in das Entgegengesetzte, sondern von dem Entgegengesetzten vernichtet, wie zum Beyspiel das Feuer, wenn es vom Wasser ausgelöscht worden, sich in Luft verwandelt. Vom Wasser sagt Aeschylus, wenn gleich als tragischer Dichter, doch sehr richtig:

Dem Wasser steure doch, der Züchtigung des Feuers. 20)

Auch Homer stellt im Streite den Vulkan dem Flusse Skamander 21) und den Apollo dem Neptun 22) entgegen, und folgt in so fern mehr der Natur als der Fabel. Amphilochus sagt von einer Frau, die anders denkt als redet, nicht übel:

Voll List und Ränke trug sie Wasser in der einen,
Und in der andern Hand des Feuers Glut —

In Persien war dieß die stärkste und flehentlichste Bitte, die auf keine Weise abgeschlagen werden durf-

20) Ricard hat den Sinn dieses Fragments ganz verfehlt und selbst wider Plutarchs Absicht übersetzt: Feu, châtiment de l'eau, reprime tes fureurs.

21) Im 21ten Buche der Iliade V. 342. ff. wird der Kampf zwischen dem Vulkan und dem Flusse Skamander oder Xanthus beschrieben.

22) Ebendas. V. 435. ff.

durfte, wenn Jemand Feuer nahm, damit in einen Fluß stieg und drohte, das Feuer ins Wasser zu werfen, falls man ihm die Sache abschlüge. Seine Bitte wurde ihm nun zwar gewähret, er selbst aber wegen jener unnatürlichen und gesetzwidrigen Drohung zur Strafe gezogen. Schon jene alltägliche Redensart, Wasser mit Feuer vermischen, die man als Sprüchwort von unmöglichen Dingen braucht, scheint zu bezeugen, daß das Wasser dem Feuer feind ist, es vernichtet und durch das Auslöschen bestraft, da hingegen die Luft, wenn es zerstöret und verwandelt worden, dessen Substanz freundschaftlich aufnimmt. Wenn ja der Körper, in welchen sich die untergehende Substanz verwandelt, ihr entgegengesetzt ist, so wird doch das Feuer der Luft nicht mehr als das Wasser entgegengesetzt scheinen. Denn die Luft verwandelt sich, wenn sie verdichtet wird, in Wasser, und wenn sie sich verdünnt, in Feuer; so wie auch das Wasser durch Verdünnung in Luft, und durch Verdichtung in Erde verwandelt wird; und zwar, wie ich glaube, wegen seiner Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit beyden Elementen, nicht aber weil es einem derselben feind und entgegengesetzt ist. Auf welche Art nun auch jene Philosophen sich erklären mögen, so ist das was sie vorbringen, von gar keinem Gewicht.

Die Behauptung, daß die Luft das Frieren des Wassers bewirke, ist höchst grundlos, da wir die Luft selbst niemals frieren sehen. Denn

Wol-

Wolken, Nebel und Regenschauer 23) sind keine Eismassen, sondern nur Verdickungen einer feuchten, mit Dünsten geschwängerten Luft. Eine trockne Luft, die keine Dünste enthält, wird nie bis zu diesem Grade der Verwandlung erkältet. Es giebt Berge, die niemals Wolken, Nebel und Thau empfangen und ihre Gipfel in eine stets reine, von Dünsten freye Luft erstrecken. Dieß ist wohl der deutlichste Beweis, daß nur die Verdichtung in der untern Region jene Mischung von Kälte und Nässe der Luft mittheilt.

Daß große Flüsse nicht bis auf den Grund zufrieren, ist ganz natürlich. Denn die obere Eisdecke läßt die Ausdünstungen nicht durchdringen, welche dann eingeschlossen und zurückgedrängt, dem Wasser in der Tiefe Wärme ertheilen. Ein Beweis davon ist, daß die Dünste, sobald das Eis aufgeht, wieder in großer Menge aus dem Wasser aufsteigen. Daher sind die Körper der Thiere im Winter wärmer, weil sie die Wärme, die von der äußern Kälte in das Innere zusammengedrängt wird, in sich beysammen halten. Das Aufschöpfen und Emporsetzen aber benimmt dem Wasser nicht nur die

23) Im Griechischen steht hier das seltene und wenig gebrauchte Wort νηφὰς, welches nach Hesychius, und nach Photius im Mſc. vorhandenen Lexikon, kleine, leichte Wolken, die Sturm und Regen anzeigen, bedeutet, also wohl jene Wölkchen, von denen man sagt, der Schäfer hütet am Himmel.

Wärme, sondern auch die Kälte. Aus dieser Ursache hüten sich diejenigen, welche einen frischen Trunk lieben, gar sehr, den Schnee oder das davon ausgepreßte Wasser zu schütteln, weil die Bewegung beyden die Kälte benimmt.

Daß aber diese Eigenschaft 24) dem Wasser und nicht der Luft zukömmt, läßt sich auch noch auf folgende Art beweisen. Erstlich ist es nicht wahrscheinlich, daß die Luft, die an den Aether grenzt, dessen Oberfläche berührt, und wieder von der feurigen Substanz berührt wird, die entgegengesetzte Kraft haben sollte. Dieß ist überhaupt gar nicht möglich, da die Grenzen beyder Substanzen so nahe an einander stoßen; auch widerspricht es der gesunden Vernunft, daß die Natur das Zerstörende gleich neben dem, was zerstöret wird, sollte gesetzt haben, gleich als wenn sie nur Krieg und Feindschaft, nicht aber Eintracht und Harmonie zu stiften suchte. Die Natur braucht zu ihren Wirkungen keine ungemischten, gerade entgegengesetzten Kräfte; im Gegentheil hat sie eine abwechselnde Lage und Ordnung unter denselben eingeführt, die, statt eine Zerstörung zu bewirken, vielmehr durch die dazwischen gestellten Mittelsubstanzen eine gewisse Gemeinschaft und gegenseitige Verbindung hervorbringt. Eine solche Lage und Stellung hat auch die Luft erhalten, welche, da sie zwischen dem Feuer und dem Wasser ausgebreitet worden, und sich bis zu beyden hin erstreckt,

24) Nämlich, das Prinzip der Kälte zu seyn.

streckt, für sich selbst weder kalt noch warm, sondern ein Mittelraum zur Gemeinschaft zwischen Kälte und Wärme ist, der eine unschädliche und gemächliche Mischung beyder gestattet, und die einander entgegengesetzten Extreme aufnimmt. Sodann ist auch die Luft überall gleich, aber der Winter ist nicht an allen Orten gleich kalt. Einige Erdstriche sind kalt und feucht; andere trocken und warm, nicht etwa durch bloßen Zufall, sondern weil es nur eine Substanz der Kälte und der Wärme giebt. So ist der größte Theil von Afrika sehr heiß und wasserlos; hingegen Skythien, Thrakien und Pontus haben nach den Erzählungen der Reisenden große Seen, und werden von vielen tiefen Flüssen durchströmet. Selbst unter den dazwischen liegenden Ländern sind diejenigen, die an große Seen stoßen, oder Sümpfe enthalten, am meisten kalt, wegen der von den Wassern aufsteigenden Dünste. Wenn Poseidonius dieß als Ursache der Kälte angiebt, daß die aus Sümpfen kommende Luft frisch und feucht ist, so entkräftet er jene Meynung gar nicht, sondern macht sie nur noch wahrscheinlicher. Denn die frischeste Luft würde uns nicht immer als die kälteste vorkommen, wenn nicht die Kälte in der Feuchtigkeit ihren Ursprung hätte. Daher hat Homer in jener Stelle:

Denn kalt wehet der Wind aus dem Strome—25)

die Quelle der Kälte weit besser angegeben. Ueberdieß täuscht uns gar oft die Empfindung,

25) Im 5ten Buche der Odyssee, V. 469.

daß, wenn wir kalte Kleider oder Wolle anrühren, es uns vorkömmt, als wenn sie feucht wären, und zwar aus dem Grunde, weil beyde Qualitäten eine gemeinschaftliche Substanz haben, und ihre Naturen einander sehr nahe kommen und verwandt sind.

In den Ländern, die einen harten und strengen Winter haben, zersprengt die Kälte sowohl irdene als metallene Gefäße, niemals aber wenn sie leer, sondern nur wenn sie angefüllt sind, weil das Wasser durch die Kälte eine größere Stärke bekömmt. Zwar sagt **Theophrastus**, die Luft sey es, welche die Gefäße zersprengt, indem sie sich der Feuchtigkeit wie eines Keils bedient; allein bey näherer Untersuchung möchte dieser Gedanke mehr witzig als wahr scheinen. Denn in diesem Falle müßten die mit Pech oder Milch angefüllten Gefäße von der Luft noch eher zersprengt werden. Aber das Wasser scheint für sich selbst und zuerst kalt zu seyn, da es eben seiner Kälte wegen der Wärme des Feuers, so wie der Schwere und Feuchtigkeit wegen der Leichtigkeit und Trockenheit dieses Elements entgegensteht. Ueberhaupt hat das Feuer die Eigenschaft zu theilen und zu trennen, das Wasser aber sie zu binden und zu vereinigen, weil es vermittelst der Feuchtigkeit die Dinge zusammenhält, und an einander drängt. Darauf deutet auch wohl **Empedokles**, wenn er das Feuer einen verderblichen Streit, das Wasser hingegen eine gewaltige Freundschaft nennt. Die Nahrung des Feuers ist das, was sich in Feuer verwan-

wandelt, und dieser Verwandlung ist nur dasjenige fähig, was mit ihm in Verwandtschaft steht; alles entgegengesetzte aber läßt sich schwer oder gar nicht verwandeln, wie zum Beyspiel das Wasser. Dieses ist, so zu sagen, nicht nur für sich selbst unverbrennbar, sondern es verursacht auch, daß nasses Gras, Holz und andere solche Materien, schwer verbrennen, und, so lange sie noch grün sind, eine schwache und dumpfige Flamme geben, weil das Wasser mit der Kälte gegen die ihm feindliche Wärme streitet. Ich überlasse dir nun, diese Gründe zu prüfen, und sie mit jenen zusammenzuhalten.

Da indeß **Chrysippus** bey der Behauptung, daß die Luft, weil sie finster ist, das Prinzip der Kälte sey, nur allein derjenigen erwähnt, welche annehmen, daß das Wasser vom Aether weiter entfernt sey als die Luft, und um ihnen doch etwas zu antworten, sich so ausdrückt: „Solchergestalt müßten wir wohl auch die Erde „zum Prinzip der Kälte machen, weil sie vom „Aether am weitesten entfernt ist" — und folglich diese Meynung als unstatthaft und ungereimt geradezu verwirft, so denke ich hier noch zu beweisen, daß es auch in Absicht der Erde nicht an wahrscheinlichen Gründen fehlt, und werde mit demjenigen den Anfang machen, dessen sich **Chrysippus** vorzüglich für die Luft bedient. Und welches ist denn dieser? Daß die Luft das Prinzip der Finsterniß ist. Wenn nämlich jener Philosoph zwey Gegensätze von Kräften findet und nun gleich meynet, daß der eine

nothwendig dem andern folgen müsse: so giebt es ja doch wohl zwischen der Erde und der Luft unzählige Gegensätze und Antipathien, und man könnte also gar wohl schließen, daß der Gegensatz, von dem hier die Rede ist, auch von allen diesen eine nothwendige Folge sey. Denn die Erde ist der Luft nicht blos, als ein schwerer, abwärts sinkender, dichter, langsamer und steter Körper einem leichten, aufwärts steigenden, lockern, schnellen und beweglichen entgegengesetzt, sondern als das schwereste dem leichtesten, als das dichteste dem lockersten, als etwas von Natur unbewegliches und an den Mittelpunkt geheftetes dem, was von sich selbst beweglich ist, und beständig im Kreislauf herumgehet. Ist es da nun wohl ungereimt, daß so vielen und so großen Gegensätzen zwischen beyden Elementen, auch jener der Kälte und der Wärme folge? Nein gewiß nicht. Aber, könnte man sagen, das Feuer ist hell und die Erde gar nicht finster. Ey sie ist im Gegentheil gerade der finsterste und glanzloseste Körper. Die Luft nimmt doch noch zuerst an dem Lichte Theil, sie wird davon auf das schnellste verändert, und, wenn sie einmal mit demselben angefüllt ist, verbreitet sie die Hellung überall herum, und macht gleichsam sich selbst zum Körper oder zur Substanz des Lichtes. „Die aufgehende Sonne, „sagt ein dithyrambischer Dichter, erfüllt so„gleich das große luftige Haus der Winde.“ Aus diesem läßt sie dann, so wie sie fortrückt, einen Theil der Hellung den Seen und dem Meere zukommen, selbst die Tiefen der Ströme werden

er-

erheitert, so weit die Luft in sie eindringen kann.

Die Erde ist unter allen Körpern der einzige, der immer unerleuchtet, und dem Scheine der Sonne und des Mondes stets undurchdringlich bleibt. Sie wird zwar von diesen Gestirnen erwärmt, und läßt ihre Fläche zu kleinen Theilen durch deren wohlthätige Wärme beleben. Allein die Hellung nimmt sie ihrer Dichtheit wegen nicht an; nur die obere Rinde wird erleuchtet, das Innere derselben aber nennt man Finsterniß, Chaos und Hades, und unter Erebos 26) ist nichts anders zu verstehen als die Dunkelheit in dem Schooße der Erde. Die Dichter machen die Nacht zu einer Tochter der Erde, 27) und die Mathematiker beweisen, daß sie der Schatten der Erde ist, welche sich vor die Sonne hinstellt. Durch die Erde wird die Luft mit Finsterniß, so wie durch die Sonne mit Hellung erfüllt. Der unerleuchtete Theil derselben ist die Länge der Nacht, welche dem Raume gleicht, den der Erdschatten einnimmt. Daher pflegen nicht nur die Menschen, sondern auch viele Thiere, die in der Finsterniß ihre Nahrung suchen, auch bey

26) Unter Hades verstanden die Griechen, wie schon erinnert worden, nicht nur den Pluto, sondern auch dessen Wohnung und Aufenthalt, oder die Unterwelt, das Reich der Todten; unter Erebos aber die im Reiche der Todten herrschende Finsterniß und Dunkelheit.

27) Nach Hesiodus in der Theogonie, V. 123. waren der Erebus und die schwarze Nacht Kinder des Chaos.

bey Nachtzeit von der äußern Luft Gebrauch zu machen, weil sie noch immer einige Spuren und zerstreute Ausflüsse von Licht enthält. Wer aber zwischen den Wänden und dem Dache eines Hauses eingeschlossen und also ringsherum mit Erde umgeben ist, bleibt völlig blind und des Lichtes gänzlich beraubt. Ja die Häute und Hörner der Thiere lassen, so lange sie ganz sind, ihrer Dichtheit wegen keinen Lichtschein durchdringen; wenn man sie aber zersägt und polirt, werden sie durch Beymischung der Luft gleich durchsichtig. Ich glaube auch, daß die Erde blos deswegen, weil sie finster und ohne Licht ist, von den Dichtern den Beynamen Schwarz 28) erhalten hat.

Aus dem allen folgt nun, daß jener gerühmte Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß weit mehr bey der Erde als bey der Luft Statt findet. Indeß trägt er zur Entscheidung der gegenwärtigen Frage gar nichts bey, da schon oben bemerkt worden, daß viele helle, glänzende Substanzen kalt, dagegen viele dunkle und finstere warm sind. Die Kräfte, die mit der Kälte die größte Verwandtschaft haben, sind die Schwere, die Stetigkeit, die Dichtheit und die Unveränderlichkeit, deren keine der Luft, alle aber der Erde mehr als dem Wasser zukommen. Ueberdieß ist das Kalte vorzüglich hart, verhärtend

28) Homer braucht dieses Beywort von der Erde an mehrern Stellen, z. B. in der Iliade B. 2. V. 699. B. 15. V. 715. B. 20. V. 494. in der Odyssee B. 11. V. 364. B. 19. V. 111.

tend und widerstrebend. Theophrast meldet, daß hart gefrorne Fische, wenn sie an die Erde geworfen werden, wie Glas oder irdene Gefäße in Stücken brechen. Du selbst hast in Delphi gehört, daß den Leuten, die auf den Parnassus steigen mußten, um den von Schneestürmen befallenen Thyaden 29) beyzustehen, die Mäntel durch die Kälte so hart gefroren sind, daß sie beym Ausdehnen wie Holz platzten und zerbrachen. Eine heftige Kälte macht die Nerven unbiegsam und unbeweglich, sie raubt der Zunge die Sprache und verdichtet durch ihre Härte alle weichen und feuchten Theile des Körpers.

Laß uns nun sehen, was für Folgen sich aus diesen Erfahrungen ziehen lassen. Jede Kraft, wenn sie die Oberhand behält, pflegt das Besiegte zu verändern und in sich selbst zu verwandeln. Was also vom Feuer besiegt wird, geräth in Brand; was vom Winde, geht in Luft über; was ins Wasser fällt und nicht wieder heraus kommen kann, zerschwitzt und löst sich in Wasser auf. Nothwendiger Weise müssen sich denn auch solche Dinge, die heftig erkältet werden, in das Prinzip der Kälte verwandeln.

Das

29) Thyaden oder Thyiaden hießen in Delphi die Weiber, die jährlich auf den Parnassus giengen und da die Orgien des Bakchus feyerten. Nach einigen hatten sie diesen Namen von Θυειν, opfern, nach andern von einer gewissen Thyia, Tochter des Kastalius, die eine Priesterin des Bakchus gewesen seyn, und ihm die ersten Orgien gehalten haben soll. Pausanias B. 10. K. 4. und 6.

Das Uebermaaß der Kälte ist das Gefrieren; dieses aber endiget sich mit der Verwandlung in Stein, wenn nämlich die Kälte so die Oberhand gewinnt, daß die Feuchtigkeit verdichtet und die Wärme ganz herausgetrieben wird. Aus diesem Grunde muß die Erde in der Tiefe gefroren und, so zu sagen, eine bloße Eismasse seyn, da die heftigste, durch nichts gemilderte Kälte daselbst, am allerweitesten vom Aether entfernt, gleichsam zu Hause ist. Von den Abschüssen, Felsen und Klippen, die auf der Oberfläche sichtbar sind, glaubt zwar Empedokles, daß sie durch das in der Erde lodernde Feuer emporgehoben und unterstützt werden; aber der Augenschein lehrt vielmehr, daß alle diese Gegenstände, nachdem ihre Wärme ausgetrieben und verflogen war, durchaus von der Kälte verhärtet worden sind, weswegen man sie denn auch mit dem Ausdruck Pagos 30) bezeichnet. Viele derselben, die an ihren Spitzen, wo das Feuer herausgedrungen ist, geschwärzt sind, sehen aus, als wenn sie vom Feuer verbrannt wären. Die Kälte verdichtet einige Körper mehr, andere weniger, am meisten aber diejenigen, an welchen sie, als erstes Prinzip, haftet. Denn wenn es der Wärme eigen ist, die Körper leicht, der Feuchtigkeit aber, sie weich zu machen,

30) Das griechische Wort παγος, bedeutet sowohl Eis oder was gefroren ist, als auch einen Hügel oder Anhöhe; daher Αρειος παγος, Areopagus, der dem Mars geweyhte Hügel bey Athen.

machen, so würde der wärmste immer der leichteste, und der feuchteste immer der weichste seyn. Auf gleiche Weise folgt denn auch, daß wenn die Kälte die Eigenschaft besitzt, zu verdichten, der dichteste Körper, wie die Erde ist, immer der kälteste seyn muß. Das kälteste ist dann auch wohl auch seiner Natur nach das Prinzip der Kälte; folglich ist die Erde von Natur als das Priuzip und die erste Ursache der Kälte anzusehen.

Dieß beweisen in der That auch unsere eigenen Empfindungen. Denn Schlamm ist allemal kälter als Wasser, und das Feuer wird am leichtesten gelöscht, wenn man Erde darauf wirft. Die Schmidte streuen auf das glühende und bis zum Schmelzen erweichte Eisen den Abgang von Marmor und andern Steinen, um es abzukühlen und zu verhindern, daß es nicht zu sehr in Fluß komme. So kühlt auch der Staub den Körper der Fechter ab, und unterdrückt bey ihnen den Schweiß. Und was bedeutet wohl jenes Bedürfniß, welches uns alle Jahre die Wohnung verändern läßt, daß wir im Winter so weit von der Erde als möglich in die höheren Zimmer fliehen, im Sommer hingegen uns wieder in das unterste Stockwerk begeben, da einen behaglichen Zufluchtsort suchen, und mit großer Zufriedenheit unsern Aufenthalt in den Armen der Erde wählen? Thun wir dieses nicht, weil wir schon durch eine natürliche Empfindung der Kühlung wegen zur Erde hingeführet werden, und in ihr die erste Ursache der Kälte erkennen? Ja unser Winteraufent-

halt

halt an der Seeküste ist gewissermaßen als eine Vermeidung des Landes anzusehen, das wir der Kälte wegen, soweit es möglich ist, verlassen, um der warmen Meeresluft zu genießen. 31) Im Sommer, bey zunehmender Hitze, sehnen wir uns dann wieder nach der aus der Erde kommenden Landluft, nicht weil sie für sich selbst kalt wäre, sondern weil sie von der Substanz, die das Prinzip der Kälte ist, ihren Ursprung hat, und von der in der Erde liegenden Kraft eben so durchdrungen wird, wie das Eisen von der Kraft des Wassers. Unter den fließenden Wassern sind diejenigen, die aus Bergen und Felsen entspringen, die kältesten, unter den Brunnenwassern aber die, welche sich in der größten Tiefe befinden. Mit diesen kann sich die äußere Luft, weil sie zu tief stehen, nicht vermischen, und jene ergießen sich durch eine reine und ungemischte Erde. Von der Art ist das Wasser bey Tänarum, 32) welches Styx ge-

31) Horaz hatte wenigstens die Gewohnheit, seinen Aufenthalt so nach den verschiedenen Jahreszeiten zu verändern, wie er in der 7ten Epistel des ersten Buchs an Mäcenas von sich selbst sagt:

— — — — Wie der erste Reif
Die Felder Albas weißt, so muß er nach
Der wärmern Küste ziehn, und taugt umsonst
Zu nichts als sich zu schonen, und zusammen-
geschrumpft, die langen Nächte sich mit Lesen
Zu kürzen: Aber mit dem ersten milden Lüftchen,
Der ersten Schwalbe, kömmt er, süßer Freund,
Wenn du's erlaubst, dich wieder zu besuchen.
(Nach der Wieland. Uebersetzung.)

32) Tänarum war ein Vorgebirge und eine Stadt an der Südseite des Peloponneses im lakedäminischen Ge-

genannt wird, und aus einem Felsen tropfenweise zusammenfließt. Es ist so kalt, daß es nur in einem, aus Eselshuf gemachten Gefäße aufbewahrt werden kann, alle andere Gefäße aber davon zerbrochen und durchfressen werden. Ueberdieß lernen wir von den Aerzten, daß überhaupt jede Erde die Eigenschaft besitzt, zusammenzuziehen und zu erfrischen; auch zählen sie eine Menge Fossilien auf, deren sie sich zur Bereitung abstringirender und verstopfender Arzneyen bedienen.

Das Element der Erde ist nicht einschneidend, nicht bewegbar, nicht schlüpfrig, es hat keine Schärfen, und läßt sich weder erweichen, noch ausdehnen; im Gegentheil ist sie feststehend und stätig, wie der Würfel. Aus dieser Ursache ist ihr die Schwere und Kälte zu Theil geworden, und in so fern sie die Kraft hatte, die Körper zu verdichten, zusammenzupressen, und der

Gebiete. Allein der Verfasser hat sich hier ohne Zweifel geirrt oder verschrieben, wenn er das Wasser des Styx nach Tänarum versetzt, indem es sich, nach dem Zeugniß aller andern Schriftsteller, bey der Stadt Nonakris in Arkadien befand. S. Herodot, B. 6. K. 74. Strabo B. 8. S. 1133. der Penzel. Uebersetz. und Pausanias B. 8. K. 18. Letzterer führt von diesem Wasser die nämlichen Umstände an, und meldet, daß es nur dem Hufe eines Pferdes nichts anhaben könne. Nach einigen solle Alexander mit diesem Wasser vergiftet worden seyn. S. Plutarchs Leben Alexanders K. 77.

der Feuchtigkeit zu berauben, verursacht sie in ihnen vermöge ihrer Ungleichheit das Schaudern und Zittern; behält sie aber nach gänzlicher Vertreibung oder Auslöschung der Wärme die Oberhand, so versetzt sie die Körper in den Zustand des Gefrierens und Absterbens. Daher brennt die Erde entweder gar nicht, oder doch nur schwer und langsam; da hingegen die Luft oft von selbst Flammen giebt, und wenn sie entzündet worden, in Fluß geräth und Blitze wirft. Die Feuchtigkeit dient der Wärme zur Nahrung; denn an dem Holze sind nicht die festen, sondern nur die feuchten Theile brennbar, und wenn diese ganz verzehret sind, so bleiben die festen und trocknen, in Asche verwandelt, übrig. Auch ist die Bemühung derer, die zu beweisen suchen, daß auch diese Theile ganz verwandelt und verzehret werden, und zu dem Ende sie oft mit Oel begießen, oder Fett darunter mengen, vergeblich, indem doch immer, wenn die Fettigkeiten ausgebrannt sind, die erdigen Theile wieder übrig bleiben. Weil also die Erde nicht nur in Rücksicht des Platzes, den sie einmal eingenommen hat, unbeweglich, sondern auch in Ansehung ihrer Substanz unveränderlich ist, und immer in der Wohnung der Götter bleibt, so haben die Alten sie Hestia 33) genannt,

33) Im Texte stehet das ganz unbekannte und ohne Zweifel verstümmelte Wort ΚΛΙΤΤΑ. Ich bin also Xylandern und den andern Uebersetzern gefolgt, die dafür Ἑστία aufgenommen haben, weil dieser Name gewöhnlich von ἑστάναι, fest stehen, hergeleitet wird.

genannt, wegen ihrer Stätigkeit und Festigkeit, deren Band, wie der Naturforscher Archelaus sagt, die Kälte ist, da sie durch nichts erschlafft oder erweicht wird, auch weder der Wärme noch der Laulichkeit fähig ist.

Diejenigen, die zwar in der Luft und im Wasser, nie aber in der Erde Kälte verspürt und empfunden zu haben glauben, sehen nur auf die ihnen am nächsten befindliche Erde, die weiter nichts als eine Mischung, ein Gemengsel von Luft, Wasser, Sonnenschein und Wärme ist. Dieß kömmt eben so heraus, als wenn man behaupten wollte, nicht der Aether sey von Natur das Prinzip der Wärme, sondern das kochende Wasser oder das glühende Eisen, weil man dieß beydes fühlen und sehen kann, aber jenes ursprüngliche, reine und himmlische Feuer unsern Sinnen gänzlich verborgen ist. Und eben so wenig können auch jene die Erde in beträchtlicher Tiefe sehen, die allein als die wahre und eigentliche von allen andern abgesonderte Erde betrachtet werden muß. Auch hier dienen die Felsen wieder zum Beweis, welche aus der Tiefe eine heftige und fast unerträgliche Kälte heraufschicken. Wer einen recht frischen Trunk haben will, wirft Kieselsteine ins Wasser 34), weil es so dichter, und durch die reine und ungemischte Kälte, die ihm die Steine mittheilen, gleichsam geschärft wird.

34) Davon ist oben in den Tischreden B. 6. Fr. 5. im 5ten Th. S. 377. umständlich gehandelt worden.

Demnach muß man glauben, daß die alten Weisen, wenn sie zwischen den himmlischen und irdischen Dingen keine Mischung Statt finden ließen, nicht sowohl, wie bey einer Waage, auf den untern und obern Raum, sondern auf die Verschiedenheit der Kräfte Rücksicht genommen, und die Wärme, die Hellung, die Geschwindigkeit, die Leichtigkeit der unsterblichen und ewigen Natur zugeschrieben, hingegen Finsterniß, Kälte und Langsamkeit zum unseligen Loose der Sterblichkeit und der Unterwelt gemacht haben. Selbst der Körper eines Thieres behält, so lange er beseelt und wie die Dichter sagen, blühend 35) ist, Wärme und Leben; sobald er aber beyder beraubt wird, und ihm weiter nichts als die irdische Materie übrig bleibt, bemächtiget sich seiner auch sogleich Frost und Kälte, zum Beweise, daß die Wärme von Natur eher an jeder andern Substanz, als an einem irdischen Körper haftet.

Diese Gründe, 36) mein lieber **Favorinus**, halte nun mit denen, die andere vorgebracht haben, zusammen; und wenn du findest, daß sie einander an Wahrscheinlichkeit weder nachstehen noch übertreffen, so laß jede besondere Meynung hierüber fahren, überzeugt, daß es der Philosophie gemäßer ist, in dunklen und ungewissen Dingen zurückzuhalten, als dieser oder jener Meynung gerade zu Beyfall zu geben.

35) Im Griechischen θαλερος, ein Beywort, das Homer an unzähligen Stellen von Menschen braucht, die in der Blüte der Jahre und Gesundheit stehen.

36) Den Schluß dieser Abhandlung hat Ricard weggelassen.

Welches von beyden ist nützlicher, das Wasser oder das Feuer? *)

„Unter den Elementen, sagt Pindarus, gebühret dem Wasser der Preis, und gleich der lodernden Flamme schimmert das Gold.“ 1) Dieser weiset also offenbar dem Feuer nur den zweyten Platz an, und mit ihm stimmt Hesiodus überein, wenn er sagt:

Aber zuerst ist das Chaos entstanden — 2)

Denn die mehresten glauben, daß er darunter das Wasser verstanden hat, wegen seines Fliessens.

* Wenn diese Abhandlung wirklich den Plutarch zum Verfasser hat, woran jedoch Reiske noch zweifelt, so ist sie als eine in jüngern Jahren zur Uebung verfertigte Declamation, oder höchstens als ein Entwurf anzusehen, der in der Folge weiter hat ausgeführet werden sollen. Sie zerfällt in zwey Theile: im ersten giebt der Verfasser die Gründe für die größere Nützlichkeit des Wassers an, im andern was sich für das Feuer sagen läßt. Ohne selbst zu entscheiden, überläßt er es dem Leser, eine Meynung nach seinem Belieben zu wählen.

1) Dies ist der Anfang der ersten olympischen Siegeshymne, nach H. Gedikes Uebersetzung. Pindarus folgt der Philosophie des Thales und einigen andern, welche das Wasser zur Quelle und zum Prinzip aller Dinge machten.

2) In der Theogonie V. 116.

sens. 3) Indeß finden sich hier auf beyden Seiten gleich viele Zeugnisse, indem es auch Philosophen giebt, die behaupten, daß das Feuer das Prinzip des Universums und gleichsam ein Saame sey, der alle Dinge aus sich selbst hervorgebracht hat, und bey der allgemeinen Entzündung auch wieder in sich aufnehmen wird. 4) Ohne uns also um diese Zeugen weiter zu bekümmern; wollen wir die Gründe für beyde Meynungen untersuchen, und sehen, zu welcher sie uns am meisten hinführen.

Ist nun dasjenige nicht das nützlichste, was wir zu allen Zeiten, beständig und am meisten gebrauchen, wie zum Beyspiel ein Werkzeug, ein Geräthe, oder auch ein Freund, der zu jeder Zeit und Stunde uns zu dienen bereit ist? Das Feuer ist uns nicht zu allen Zeiten brauchbar, ja manchmal wird es uns beschwerlich und wir sind genöthiget, vor demselben zu fliehen. Aber das Wasser leistet uns Dienste im Sommer und Winter, in Gesundheit und Krankheit, bey Tage und bey Nacht, und es ist kein Umstand, wo wir seiner nicht bedürften. Daher nennt man auch die Todten Alibantes, 5) welcher Aus-

3) Das Wort χαος soll nämlich hergeleitet seyn von χυσις, das Fließen.

4) Dieser Meynung war Herakleitus, und nach ihm die Stoiker, wie im ersten Buche von den Lehrmeynungen der Philosophen gemeldet worden.

5) Der Ausdruck αλιβαντες, wird hergeleitet vom verneinenden α und λιβας, die Feuchtigkeit.

Ausdruck anzeigt, daß diese gar keine Feuchtigkeit mehr haben, und deshalb des Lebens beraubt sind. Der Mensch ist wohl einmal ohne Feuer, aber niemals ohne Wasser gewesen. Dasjenige nun, was von Anbeginn und seit der ersten Entstehung der Menschen existirt hat, ist nützlicher als das, was erst nachher erfunden worden. Denn es ist offenbar, daß die Natur jenes, als etwas nothwendiges und unentbehrliches, dem Menschen verliehen, dieses aber, als ein Nebenbedürfniß, der Zufall oder die Erfindsamkeit entdeckt hat. Man kann nicht sagen, daß die Menschen zu irgend einer Zeit kein Wasser gehabt hätten; auch wird keiner von den Göttern oder Herren als Erfinder desselben angegeben. Es ist zugleich mit ihrer Entstehung da gewesen, und hat ihre Hervorbringung bewirkt. Der Gebrauch des Feuers hingegen ist, wie man zu sagen pflegt, erst seit gestern und vorgestern vom Prometheus 6) entdeckt worden, so daß die Menschen vorher wohl ohne Feuer, aber nicht ohne Wasser gelebt haben. Selbst die Lebensart in unsern Zeiten beweiset, daß dieß keine poetische Erdichtung ist.

6) Die mythologische Erzählung ist bekannt, daß Prometheus, einer der Titanen, ein Stäbchen an der Sonne angezündet und so den Menschen das Feuer verschafft habe, die bis jetzt den Gebrauch desselben gar nicht kannten. Zur Strafe dafür wurde er auf Jupiters Befehl vom Vulkan an den Kaukasus geschmiedet.

Denn es giebt noch manche Völker, die ohne Feuer, ohne Haus und Herd unter freyem Himmel wohnen, und der Kyniker Diogenes bediente sich des Feuers so wenig, daß er einen Polypen roh verschlang, und dabey sagte: „Seht ihr, Leute, solcher Gefahr setze ich mich um euertwillen aus!“ Aber noch nie hat es Jemand für angenehm oder nur für möglich gehalten, ohne Wasser zu leben. Doch warum schränke ich mich hier blos auf die Natur der Menschen ein, da es noch so viele, ja unzählige Gattungen von Thieren giebt? Das Geschlecht der Menschen ist beynahe das einzige, das den Gebrauch des Feuers kennt, alle die übrigen bedürfen es gar nicht, um zu leben und sich zu nähren. Die vierfüßigen Thiere, die Vögel und das Gewürme erhalten sich von Wurzeln, Früchten und Fleisch ohne alles Feuer; ohne Wasser aber kan kein einziges Thier weder in der Luft, noch auf dem Lande, noch im Meere leben. Selbst die fleischfressenden Thiere, von denen einige, wie Aristoteles versichert, nicht trinken, leben wirklich nur von dem Gebrauch feuchter Nahrungsmittel. Das nützlichste ist also wohl dasjenige, ohne welches kein lebendiges Geschöpf bestehen und fortdauern kann.

Wir wollen nun von denen, die brauchen, zu dem, was wir brauchen, ich meyne die Pflanzen und Früchte, übergehen. Einige derselben, haben gar keine Wärme, andere eine so geringe, daß sie gar nicht empfunden wird. Hingegen die Feuchtigkeit macht alles, was aus der Erde

keimt,

keimt, zum Wachsen und Fruchttragen geschickt. Wozu brauche ich hier den Wein, das Oel und andere Feuchtigkeiten, die wir durchs Keltern und Pressen 7) erhalten, und täglich vor Augen sehen, aufzuzählen, da selbst der Weizen, der zu den trocknen Nahrungsmitteln gerechnet wird, nur durch Verwandlung, Fäulniß und Zersetzung der Feuchtigkeit hervorgebracht wird?

Nützlicher ist ferner das, was niemals Schaden anrichtet. Das Feuer ist nun wohl ohne allen Widerspruch das verderblichste Element, das Wasser aber ist seiner Natur nach niemals schädlich. Ueberdieß ist unter zwey nützlichen Dingen das am nützlichsten, was am leichtesten zu haben ist, und uns ohne einige

7) Im Griechischen steht hier das Wort αμελγομεν, welches entweder mit αμελγειν gleiche Bedeutung haben muß, oder durch Verwechselung der Abschreiber, hieher gekommen ist. Ricard bemerkt den Gegensatz nicht, daß τρυγωμεν auf οινον, und αμελγομεν auf ελαιον sich bezieht, und übersetzt: le vin, l'huile et les autres liqueurs, que nous avons sous les yeux, et que nous tirons de la vigne ou des mamelles des animaux — da doch hier nur von Feuchtigkeiten aus dem Pflanzenreiche die Rede ist, und also die Milch der Thiere gar nicht in Betrachtung kommen kann. Amyot geht noch weiter, und setzt hinzu: et que nous chastrons es goffres des abeilles. Sollte dieser vielleicht einen bessern und vollständigern Text gebraucht haben?

Vorrichtung seinen Gebrauch verstattet. Nun setzt der Gebrauch des Feuers immer Aufwand und Materie voraus, und daher genießen desselben die Reichen und Vornehmen mehr als arme und gemeine Leute; das Wasser hingegen besitzt auch diese menschenfreundliche Eigenschaft, daß es allen ohne Unterschied gemein ist. Es erfordert keine Geräthe, keine Werkzeuge, und ist ohne andere Zuthat schon für sich selbst nützlich und brauchbar.

Was durch Vervielfältigung seinen Nutzen verliert, ist weniger nützlich. Von solcher Beschaffenheit ist das Feuer, welches gleich einem gefräßigen Thiere alles, was ihm zu nahe kömmt, verzehrt, und mehr durch Kunst, Vorsicht und Geschicklichkeit, als durch seine eigene Natur nützlich wird. Das Wasser hingegen setzt uns niemals in Furcht. Auch ist unter zwey Dingen dasjenige das nützlichste, was auch in Verbindung mit dem andern nützlich bleibt. Nun verträgt sich das Feuer durchaus nicht mit dem Wasser, und schafft nie in Verbindung mit demselben einen Nutzen; allein das Wasser leistet mit dem Feuer sehr gute Dienste, wenigstens lehrt uns die Erfahrung zur Genüge, wie nützlich die warmen Quellen zur Heilung der Krankheiten sind. Nasses Feuer ist nirgends zu finden, aber das warme Wasser ist so gut wie das kalte, dem Menschen ersprießlich.

Von den vier Elementen, die wir haben, hat das Wasser so zu sagen noch ein fünftes, ich meyne das Meer, aus sich selbst hervorgebracht,

bracht, welches uns nicht weniger nützlich ist, als die andern, wegen mancherley Vortheile, besonders aber wegen des Verkehrs unter den Völkern. Dieses Element ist es, welches die in Wildheit und Ungeselligkeit lebenden Menschen mit einander vereiniget, ihre Lebensart verfeinert und vervollkommnet, und durch die wechselseitigen Dienste und Wohlthaten unter ihnen Umgang und Freundschaft bewirket hat. Herakleitus sagt. „Wäre keine Sonne da, so wäre es immer Nacht.“ Eben so können wir auch sagen: Gäbe es kein Meer, so wäre der Mensch das wildeste und schamloseste Thier. So aber hat dieses Element den Weinstock aus Indien nach Griechenland versetzt, den Gebrauch der Feldfrüchte aus Griechenland den jenseitigen Ländern mitgetheilt, und aus Phönikien die Buchstaben, wodurch geschehene Dinge vor der Vergessenheit gesichert werden, herübergebracht. Dieser überall verbreitete Gebrauch des Weins und der Früchte hat denn den größten Theil des menschlichen Geschlechts aus der Barbarey und Unwissenheit herausgerissen. Warum sollte also das Wasser nicht nützlicher seyn als das Feuer, da es uns ein Element mehr gegeben hat?

Was die entgegengesetzte Meynung betrifft, so ließen sich dafür folgende Gründe anführen. Vier Elemente dienten Gott, wie einem Künstler, zur Hervorbringung des Universums: sie waren aber von einander durchaus verschieden. Zwey derselben, Wasser und Erde, bekamen die

untere

untere Stelle; sie waren als Materie dazu bestimmt, geformt und gebildet zu werden, und eine gewisse Ordnung und Einrichtung zu erhalten, nebst der Kraft, dasjenige zu erzeugen, und hervorzubringen, was sie von den beyden andern, der Luft und dem Feuer, erhielten, als welche bilden, schaffen, und was bis dahin todt lag, zur Entstehung aufwecken sollten. Unter diesen beyden Elementen hat wieder das Feuer den Vorzug und die erste Stelle, wie sich leicht durch eine Induction beweisen läßt. Denn die Erde ist ohne Wärme unfruchtbar und zur Zeugung ungeschickt; nur dann, wenn das Feuer in sie eindringt, und sich durch alle ihre Theile verbreitet, wird der in ihr liegende Trieb zur Hervorbringung rege gemacht. Es läßt sich auch von der Unfruchtbarkeit der Felsen und dürren Berge keine andere Ursache angeben, als weil ihnen wenig oder gar kein Feuer zu Theil geworden ist.

Ueberhaupt ist das Wasser für sich selbst so wenig im Stande, sie zu erhalten, und andere Wesen hervorzubringen, daß vielmehr der Mangel des Feuers demselben zum Verderben gereicht. Die Wärme ist es, welche jedes Wesen in seinem Daseyn erhält, und die Substanz des Wassers so gut wie die aller andern Körper vor dem Untergange sichert. Fehlt diese, so geräth es gleich in Fäulniß, und Mangel der Wärme ist für das Wasser Tod und Verderben. Daher sind die Wasser in Sümpfen, und die in tiefen Gegenden ohne Abfluß stehen bleiben, verdorben

und gehen zuletzt gar in Fäulniß, weil ihnen die Bewegung fehlt. Durch diese wird die Wärme in allen Körpern angefacht und erhalten, vorzüglich aber in fließenden Wassern, die wir auch deshalb lebendige nennen, weil bey ihnen die Wärme, als das Prinzip des Lebens, durch die Bewegung erhalten wird. Warum sollte nun unter zwey Elementen dasjenige nicht das nützlichste seyn, welches dem andern, so wie das Feuer dem Wasser, sein Daseyn gegeben hat?

Ferner muß auch wohl dasjenige Element, dessen gänzliche Abwesenheit den Untergang lebender Wesen bewirkt, das nützlichste seyn. Es ist offenbar, daß das, ohne welches ein Wesen nicht bestehen kann, die Ursache von dessen Daseyn gegeben hat. Feuchtigkeit ist immer noch in todten Körpern vorhanden, und sie ist ihnen nicht gänzlich entzogen. Sonst würden ja feuchte Körper nicht in Fäulniß gehen, da Fäulniß nur eine Verwandlung aus dem Feuchten ins Trockne, oder vielmehr ein Verderbniß der feuchten Theile im Fleische ist. Der Tod ist weiter nichts, als eine gänzliche Beraubung der Wärme. Daher sind Leichname äußerst kalt, sogar daß die Schneide eines Scheermessers, das man an ihnen hinstreicht, durch die heftige Kälte abgestümpft wird. In dem Körper der Thiere selbst sind diejenigen Theile, die die wenigste Wärme enthalten, die gefühlloseſten, zum Beyspiel die Haare, die Knochen und alle die Theile, die vom Herzen am weiteſten entfernt sind. Die Abwesenheit des Feuers verursacht

sacht beynahe mehr Verderben 8), als dessen Gegenwart. Die Pflanzen und Früchte treibt nicht die Feuchtigkeit hervor, sondern die mit Wärme verbundene Feuchtigkeit. Denn kaltes Wasser ist wenig oder gar nicht zur Hervorbringung geschickt. Wäre das Wasser schon seiner Natur nach fruchtbar, so müßte es zu allen Zeiten und für sich selbst Früchte hervorbringen, und im Gegentheil ist es ihnen sogar schädlich.

Laßt uns nun von einem andern Prinzip ausgehen. Zu dem Gebrauche des Feuers als Feuers, bedürfen wir des Wassers nicht; es ist ihm vielmehr ein Hinderniß, weil es dasselbe auslöscht und vernichtet. Das Wasser hingegen ist in den mehresten Fällen ohne Feuer unbrauchbar. Wenn es warm gemacht worden, ist es weit heilsamer, sonst aber schädlich. Folglich muß unter zwey Dingen jenes das nützlichste seyn, das für sich selbst schon Nutzen gewährt, ohne des andern zu bedürfen. Das Wasser dient uns nur auf eine einzige Art, nämlich durch das Gefühl, wenn man sich darin badet, oder es sonst berührt; das Feuer hingegen ist für alle unsere Sinne brauchbar, nicht nur in der Nähe für das Gefühl, sondern auch in der Ferne

8) Nach der Lesart des Textes sollte es heißen: — macht einen grössern Unterschied — Allein die Reisk. Conjektur διαφθορα für διαφορα, schien mir besser und daher nahm ich sie in die Uebersetzung auf.

Ferne für das Gesicht, so daß zu den übrigen Vortheilen desselben auch die Mannichfaltigkeit hinzukömmt. Die Behauptung, daß der Mensch einmal ohne Feuer gelebt habe, ist abgeschmackt, da der Mensch ohne Feuer durchaus nicht leben kann. Der Unterschied liegt hier blos, wie in andern Fällen, in der Gattung des Feuers. Das Meer selbst ist durch die Wärme noch nützlicher gemacht worden, weil es eine grössere Menge von Wasser fassen kann. 9) Denn für sich selbst ist es von den übrigen Wassern nicht verschieden.

Wenn einige des äussern Feuers nicht bedürfen, so geschieht es nicht deswegen, weil sie desselben ganz und gar nicht benöthiget wären, sondern weil sie in sich selbst an innerer Wärme einen großen Ueberfluß haben; so daß das Feuer auch von dieser Seite billig den Vorzug behauptet. Denn das Wasser ist niemals von der Art, daß es der äußern Hülfe entbehren könnte; das Feuer hingegen ist, vermöge seiner eignen Kraft sich selbst genug. So wie der Feldherr, der ein Land in solchen Vertheidigungsstand setzt, daß es der auswärtigen Bundesgenossen ganz entbehren kann, für den geschicktesten und erfahrensten gehalten wird:

so

9) So erklärt Reiske diese dunkle und ohne Zweifel verdorbene Stelle. Indeß scheint mir doch Amyots Uebersetzung: la mer meſme eſt rendue plus utile par la choleur, comme eſtant plus courante et plus agile — sich besser zum Zusammenhange zu schicken.

so hat auch das Element, welches in den mehresten Fällen gar keiner äußern Hülfe bedarf, vor den übrigen einen großen Vorzug. Dieß gilt auch von den übrigen Thieren, die der äussern Wärme nicht benöthiget sind. Indeß ließe sich wohl von der andern Seite auch behaupten, daß dasjenige das nützlichste sey, wovon wir allein Gebrauch zu machen wissen, weil wir vermöge der Vernunft am ersten im Stande sind, das bessere zu ergreifen. Denn was ist dem Menschen wohl nützlicher oder ersprießlicher als die Vernunft? — Aber die Thiere, sagt man, sind ja doch nicht damit begabt — Gut! sollte sie deswegen weniger nützlich seyn, weil sie von der Vorsehung nur dem vorzüglichern Geschöpfe zum Gebrauch verliehen worden?

Da wir einmal auf diesen Punkt gekommen sind, so frage ich, was wohl für das menschliche Leben nützlicher ist, als die Künste? Das Feuer aber ist es, das alle Künste erfunden hat und erhält. Aus diesem Grunde hat man den Vulkan zum Vorgesetzten und Oberaufseher derselben gemacht. Ariston 10) sagt: „Von der „kurzen Lebenszeit, die dem Menschen verliehen „worden, nimmt noch der Schlaf, wie ein Zöllner, die Hälfte weg.“ Ich für meine Person möchte sagen: Wenn auch Jemand immer die Nacht durch wachte, so würde ihm doch alles sein

10) Vermuthlich ist hier Ariston von Chius, ein stoischer Philosoph und Schüler des Zeno gemeynt.

sein Wachen nichts helfen, wenn ihm nicht das Feuer die Vortheile des Tages gewährte, und allen Unterschied zwischen Tag und Nacht aufhöbe. Wenn also der Mensch nichts köstlicheres hat, als das Leben, muß da nicht das Feuer, das ihm dieses verdoppelt, unter allen das nützlichste seyn?

Endlich hat denn auch das für den Menschen den größten Nutzen, was in der Mischung seiner Sinnesorgane den größten Theil ausmacht. Siehst du nun nicht, daß keiner von unsern Sinnen nur von der Feuchtigkeit allein, ohne Beymischung der Luft und des Feuers, Gebrauch macht? Das Feuer hingegen ist als Prinzip der Lebenskraft jedem Sinne zu Theil geworden vorzüglich aber dem Gesichte, welches, als ein Ausfluß des Feuers unter allen Sinnen der schärfste ist, und uns am besten von dem Daseyn der Götter überzeugt. „Durch das Gesicht, sagt Plato, können wir unsere Seele den Bewegungen der himmlischen Körper nachbilden."

Ob die Land- oder die Wasserthiere gescheider sind? *)

Ein Dialog
zwischen
Autobulus, Soklarus, Herakleon, Phädimus, Aristotimus, Optatus.

Autob. Leonidas 1) wurde einst gefragt: was er vom Tyrtäus hielte? „Ich halte ihn, „antwortete er, für einen geschickten Dichter, „der

*) Diese sehr unterhaltende Abhandlung zerfällt eigentlich in drey Theile. Im ersten unterreden sich Autobulus und Soklarus über die Frage, ob die Thiere Vernunft haben, welches von Autobulus gegen die Stoiker behauptet und bewiesen wird; im zweyten hält Aristotimus eine Rede, worin er darzuthun sucht, daß die Landthiere vor den Seethieren große Vorzüge haben, im dritten aber thut Phädimus ein gleiches in Absicht der Seethiere. Beyde Reden werden durch die vielen angeführten Anekdoten sehr unterhaltend und anziehend. Ins Deutsche ist diese Abhandlung, so viel mir bekannt ist, noch nie übersetzt worden.

1) Der spartanische König, der sich durch Vertheidigung des Passes Thermopylä gegen das Heer des Xerxes einen unsterblichen Ruhm erworben hat — Tyrtäus war ein lahmer Schulmeister zu Athen, wurde aber von den Athenern, da die Lakedä-

„der den Seelen junger Leute zu schmeicheln „versteht —“ insofern er nämlich Jünglingen durch seine Lieder einen solchen Muth, eine solche Ruhmbegierde einflößte, daß sie im Treffen keine Gefahr mehr scheuten. Auch hier, mein Freund, besorge ich, daß die gestern vorgelesene Lobrede auf die Jagd unsere Jugend, die ohnehin dem Jagen so sehr ergeben ist, mehr als zu viel angereizt hat, so daß sie nun jedes andere Geschäfte als unbedeutendes Nebenwerk hintansetzen, und sich dem Vergnügen der Jagd ganz überlassen wird. Glaube ich doch selbst, trotz meiner Jahre, wieder aufs neue eine heftige Neigung dafür gefaßt zu haben, und wie Euripides Phädra 2) nichts mehr zu wünschen, als die Hunde gegen die schnellen Hirsche zu hetzen, so lebhaft ist der Eindruck, den jene, mit einer Menge anlockender Gründe ausgestattete Rede auf mich gemacht hat.

monier sie im zweyten messenischen Kriege (vor Chr. Geb. 682) einem Orakel zu Folge um einen General baten, denselben freylich wohl nur zum Hohn, zugeschickt. Er wußte jedoch durch seine Kriegslieder, wovon noch einige auf unsere Zeiten gekommen sind, den Muth der Lakedämonier so zu befeuern, daß sie die Messenier nun wieder besiegten und endlich ganz bezwangen. Die hier angeführte Anekdote steht auch im Leben des Kleomenes, K. 2.

a) In Euripides Tragödie Hippolytes, V. 218. 220. Phädra war die zweyte Gemahlin des athenischen Königs Theseus, die sich in ihren Stiefsohn Hippolytus verliebte, von diesem aber verschmähet wurde

Soklar. Du hast Recht, mein Autobulus. Der Redner schien endlich einmal wieder alle Künste der Beredtsamkeit aufzubieten, um sich der Jugend gefällig zu erweisen; und gleichsam an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen. Am besten gefiel mir indeß die Vergleichung der Jagd mit den Fechterspielen, da er zeigte, daß jene großes Lob verdiene, weil sie unserer Neigung, an dem blutigen Kampfe der Menschen gegen Menschen Vergnügen zu finden, sie mag uns nun angebohren oder durch Gewöhnung beygebracht seyn, wenigstens eine bessere Richtung giebt, und uns ein reines, unschuldiges Schauspiel verschafft, wo Kunst und Muth mit Verstand verbunden, der Stärke und Gewalt ohne Verstand entgegengesetzt wird, zur Bestätigung jenes Ausspruchs des Euripides: „Gering „ist zwar des Mannes Stärke, doch überwälti„get er durch schlaue List des Meeres Ungeheuer „und die Thiere des Landes und der Luft.“ 3)

Autob. Gleichwohl behaupten einige, mein Bester, daß eben daher die Unempfindlichkeit und Grausamkeit unter die Menschen gekommen sey, die, wenn sie erst einmal auf der Jagd Blut vergossen haben, sich bald gewöhnen, bey dem Blute und den Wunden der Thiere gleichgültig zu bleiben, ja selbst an dem Tödten

3) Diese Stelle ist aus Euripides verlohrnen Tragödie Aeolus, wie man aus Stobäus S. 358. ersieht. Auch ist sie schon von Plutarch in der Abhandlung vom Glücke Th. 1. S. 320. doch ohne Benennung des Autors, angeführt worden.

Tödten und Abwürgen derſelben Vergnügen zu finden. Als die dreyßig Tyrannen in Athen den erſten Sykophanten hinrichten ließen, ſagten die Leute: das war der rechte Mann; ein gleiches geſchah bey dem zweyten und dritten. In der Folge giengen ſie immer weiter und vergriffen ſich auch an rechtſchaffenen Männern, ja zuletzt ſchonten ſie ſelbſt der erſten und vornehmſten Bürger nicht. Eben ſo hat derjenige, der zuerſt einen Wolf oder einen Bären tödtete, damit viele Ehre eingelegt. Ein Stier oder ein Schwein, das heilige zum Opfer beſtimmte Sachen gefreſſen hatte, wurde dann als ein des Todes ſchuldiger Miſſethäter umgebracht und in der Folge gaben die Hirſche, die Haaſen und Rehe, die man zu eſſen anfieng, Veranlaſſung, daß man nun auch das Fleiſch der Schaafe, ja an manchen Orten ſogar die Hunde und Pferde verzehrte. Dadurch daß man die „zahme Gans, „die ſanfte Taube, die mit uns im Hauſe wohnt,“ wie Sophokles ſagt, zerriß und zerſtückte, nicht wie Wieſel und Katzen zur Nahrung, um ſich des Hungers zu erwehren, ſondern zur Wohlluſt und aus Leckerey — dadurch, ſage ich, ſtärkte man noch die etwa in der Natur liegende Mordſucht und Wildheit, machte ſie unbiegſam für das Mitleid und verdrängte den größten Theil der uns angebohrnen Sanftmuth; ſo wie auf der andern Seite die Pythagoräer ſich der gegen die Thiere bewieſenen Milde bedienten, um ihre Schüler zur Menſchenliebe und Barmherzigkeit zu gewöhnen. Denn die Gewohnheit iſt mehr als ſonſt etwas geſchickt, den Menſchen weiter

zu führen, weil sie sich allmählich an seine Leidenschaften anschmiegt. Aber, mein Freund, ich weiß nicht, wie wir da auf eine Materie gekommen sind, die von jener, welche schon gestern abgehandelt worden und vielleicht heute wieder wird vorgenommen werden, nicht viel verschieden ist. Denn gestern gaben wir, wie du weißt, durch die Behauptung, daß alle Thiere einen Grad von Vernunft und Denkkraft besitzen, einigen die Jagd liebenden Jünglingen Gelegenheit zu einem gelehrten und angenehmen Wettstreit über den Verstand der See- und Landthiere, über den wir vermuthlich heute entscheiden werden, wenn anders Aristotimus und Phädimus bey ihren wechselseitigen Aufforderungen beharren. Denn jener versprach seinen Freunden zu beweisen, daß das Land, dieser aber, daß die See gescheidere Thiere hervorbringe.

Soklar. Ja, mein Autobulus, sie beharren dabey, und werden sich sogleich einstellen. Ich habe sie von früh an sich darauf vorbereiten sehen. Ehe aber der Streit selbst beginnt, wollen wir, wenn es dir beliebt, das, was gestern die Zeit nicht gestattete, gehörig zu untersuchen, oder was beym Weine nicht mit dem erforderlichen Ernst behandelt wurde, für uns allein wiederholen. Es wurde nämlich von Jemanden, wie euch dünkt, sehr passend, ein gewisser Grundsatz aus der Schule der Stoiker hingeworfen, daß, wie dem Sterblichen das Unsterbliche, dem Vergänglichen das Unvergängliche, dem Körper das Unkörperliche

liche entgegengeſetzt iſt, eben ſo auch dem Vernünftigen, wenn dieſes exiſtirt, das Unvernünftige entgegenſtehen, und unter ſo vielen Paaren entgegengeſetzter Dinge dieſes nicht allein unvollkommen und mangelhaft ſeyn müſſe.

Autoh. Wer hat denn aber, mein Freund, noch je behauptet, daß, wenn das Vernünftige in der Welt vorhanden iſt, das Unvernünftige nicht vorhanden ſey? Es findet ſich indeſſen eine große Menge bey allen den Dingen, die keine Seele haben, und wir brauchen keinen anderen Gegenſatz für das Vernünftige, weil alles, was ohne Seele und Leben iſt, ſogleich auch als vernunft- und verſtandlos demjenigen entgegenſteht, was mit einer Seele den Gebrauch der Vernunft und des Verſtandes hat. Behauptet Jemand, die Natur dürfe auf keine Weiſe mangelhaft ſeyn, und auch unter den beſeelten Weſen müſſe es ſowohl vernünftige als unvernünftige geben; ſo wird wieder ein anderer behaupten, unter den beſeelten Weſen wären ja ſchon einige mit der Einbildungskraft oder der Empfindung verſehen, andere aber der einen oder der andern beraubt, damit nämlich die Natur ihre entgegengeſetzten Realitäten und Beraubungen in derſelben Gattung hätte, die einander gleichſam das Gegengewicht hielten. Iſt es nun aber ungereimt anzunehmen, daß in der beſeelten Natur das eine empfindlich, das andere unempfindlich ſey, oder das eine mit der Einbildungskraft begabt, das andere derſelben beraubt ſey, weil jedes beſeelte Weſen ſchon ſei-

ner Natur nach der Empfindung und Einbildungskraft theilhaftig ist; so kann man gewiß auch nicht mit Grunde fordern, daß von beseelten Wesen das eine vernünftig, das andere unvernünftig sey, zumal wenn man mit Leuten spricht, die überzeugt sind, daß nicht ein einziges Wesen Empfindung habe, welches nicht auch Verstand hat, und daß es nicht ein einziges Thier gebe, das nicht seiner Natur nach mit Vorstellung und Ueberlegung so gut wie mit der Empfindung und dem Begehrungsvermögen versehen ist. Die Natur, von der man mit Grunde sagt, daß sie alles aus einer gewissen Ursache und zu einem gewissen Zwecke thue, hat das Thier keinesweges empfindlich geschaffen, damit es nur dann, wann es durch etwas afficirt wird, empfinden soll; im Gegentheil, da es für dasselbe nicht nur viele dienliche, sondern auch viele schädliche Dinge giebt, könnte es keinen Augenblick bestehen, wenn es nicht Anlagen erhalten hätte, sich vor diesen in Acht zu nehmen, und jene gehörig zu benutzen. Die Empfindung ertheilt nun zwar jedem Thiere die Kenntniß der einen sowohl als der andern; aber die auf die Empfindung folgende Ergreifung und Aufsuchung des Nützlichen, so wie die Entfernung und Vermeidung des Schädlichen und Verderblichen kann bey solchen Wesen schlechterdings nicht Statt finden, die keine Anlage haben zu überlegen, zu urtheilen, sich zu erinnern und aufzumerken. Thiere, denen man Erwartung, Erinnerung, Vorsatz, Zubereitung, Hoffnung, Furcht, Begierde und Unwillen entzöge, würden

den von den ihnen verliehenen Augen und Ohren nicht den geringſten Nutzen haben; ja es wäre für ſie beſſer, aller Sinne, ſelbſt der Einbildungskraft, die ohnehin nicht gebraucht wird, zu entbehren, als immer Ungemach, Verdruß, und Schmerzen zu leiden, da ſie gar nichts haben, wodurch ſie ſich dieſer erwehren könnten. In der That iſt auch eine Abhandlung vom Naturforſcher Strato 4) vorhanden, worin bewieſen wird, daß man ohne Denken auch gar nicht einmal empfinden kann. Wir überlaufen oft eine Schrift mit den Augen, und es dringen Reden zu unſern Ohren, ohne daß wir etwas davon verſtehen oder vernehmen, weil unſer Verſtand eben mit andern Dingen beſchäftiget iſt; ſo wie aber dieſer zurückkehrt 5) und ſich wieder ſammlet, ſucht und verfolgt er alles, was er vorhin hatte vorbeyſchlüpfen laſſen. Daher haben auch die Alten geſagt: „Der Verſtand ſieht, der „Verſtand hört; alles übrige iſt taub und „blind" — weil die bloße Wirkung auf Augen

4) Er war von Lampſakus bürtig, ein Schüler des Theophraſtus, und Hofmeiſter des Königs Ptolemäus Philadelphus. Den Beynamen Naturforſcher, Φυσικος, bekam er, wie Diogenes Laert. B. 5. K. 3. ſagt, deswegen, weil er ſich vorzüglich mit der Naturwiſſenſchaft beſchäftigte.

5) Reiſke verſteht hier darunter ἑκαστος ἡμων, jeder von uns. Ich ſollte denken, es wäre leichter und natürlicher, επανηλθε und αναλεγομενος auf das vorhergehende νους zu beziehen.

und Ohren, ohne die Gegenwart der Denkkraft, keine Empfindung hervorbringt. So gab auch der König Kleomenes 6) bey einem gewissen Gastmahl, wo er wegen der Musik, die allgemeinen Beyfall erhielt, gefragt wurde, ob er sie nicht vortrefflich fände, zur Antwort: „Das „möget ihr selbst beurtheilen, ich habe meine Gedanken im Peloponnes.“ Wenn wir also vermittelst des Verstandes empfinden können, so müssen nothwendig alle Wesen, die Empfindung haben, auch mit Verstand begabt seyn.

Doch wir wollen einmal annehmen, die Empfindung sey zu ihren Verrichtungen des Verstandes nicht benöthiget; aber wenn nun die Empfindung, nachdem sie in dem Thiere die Unterscheidung des Dienlichen und Nachtheiligen bewirkt hat, aufhört und verschwindet, was ist denn wohl das, welches sich deß alles erinnert, sich vor dem Schädlichen fürchtet, das Nützliche begehret, und wenn dieses nicht da ist, sich es zu verschaffen sucht? Was ist es ferner, das Schlupfwinkel und Zufluchtsörter, Netze, um die

6) Der dritte König dieses Namens und der letzte in Sparta, welcher vom makedonischen Könige Antigonus Doson im 222. J. v. Chr. Geb. bey Sellesia besiegt wurde und nach Aegypten zum Ptolemäus Euergetes flüchtete. Er fand bey diesem eine gute Aufnahme, wurde aber nachher von dessen Sohne Ptolemäus Philopator so übel behandelt, daß er sich mit seinen Gefährten ums Leben brachte. Die hier erzählte Anekdote scheint in Aegypten vorgefallen zu seyn.

die Beute zu erhaſchen und Mittel, dem nachſtellenden Feinde zu entrinnen, ſich bereitet? Bey alle dem behelligen uns eben dieſe Philoſophen in den ſogenannten Einleitungen 7) bis zum Eckel mit ihren Definitionen, indem ſie bey jeder Gelegenheit anbringen, der **Vorſatz** ſey die Bezeichnung einer Sache, um ſie auszuführen; die **Unternehmung** eine Begierde vor einer Begierde; die **Zubereitung** eine Handlung vor einer Handlung; die **Erinnerung** ſey die Ergreifung eines vorhergegangenen Axioms, deſſen Gegenwart nur aus Empfindung war ergriffen worden. Denn unter allen dieſen Dingen iſt keins, das nicht von der Vernunft abhienge, und ſie alle finden ſich auch bey allen Thieren. So verhält ſichs auch mit den Wirkungen des Verſtandes oder den Gedanken, welche, wenn ſie noch im Innern verborgen liegen, **Begriffe**, wenn ſie aber ſchon in Bewegung ſind, **Vorſtellungen** von ihnen genannt werden. Ueberdieß erklären ſie ſämmtliche Leidenſchaften überhaupt für irrige Meynungen und falſche Urtheile. Um deſto befremdender iſt es, wie ſie nur bey den Thieren ſo viele Handlungen und Bewegungen des Zorns, der Furcht, ja ſogar Neid und Mißgunſt überſehen können. Sie ſelbſt züchtigen ihre Hunde und Pferde, wenn ſie

7) Εισαγωγαι, Einleitungen in die Philoſophie, ungefähr das, was wir heutiges Tages Compendien zu nennen pflegen. Unter den Philoſophen ſind wieder die Stoiker zu verſtehen.

sie etwas versehen, nicht für die lange Weile, sondern um ihnen ihre Untugenden abzugewöhnen, und durch Schmerzen bey ihnen jene Unlust hervorzubringen, die wir Reue nennen. Das Vergnügen, welches durch die Ohren empfunden wird, heißt Lockung, das durch die Augen, Verblendung; beyder bedienen sie sich gegen die Thiere. So werden zum Beyspiel Hirsche und Pferde mit Flöten und Schallmeyen gelockt; die Seekrebse 8) lockt man auf eine gewaltsame Art mit Pfeifen aus den Felsenritzen hervor, und die Elsen 9) sollen sogleich, wenn man singt und dazu in die Hände klatscht, auf die Oberfläche des Wassers kommen. Die Ohreule 10) hingegen wird vermittelst der Verblendung gefangen, indem sie, wenn man vor ihren Augen tanzt, ein großes Vergnügen daran findet, und mit ihren Fittigen nach dem Takt geschickte Bewegungen zu machen sucht. Uebrigens begreife ich nicht, was diejenigen, die so in den Tag hinein

8) Im Griechischen παγουρος. Den Fang derselben beschreibt Aelian in der Geschichte der Thiere B. 6. K. 31.

9) Im Griechischen Θριττα, eine Art Seefische, Linn. Clupea Alosa oder Alausa. S. Aelians Gesch. der Thiere, B. 6. K. 32. Athenäus B. 7. S. 328.

10) Oder auch Schleyereule, im Griech. ωτος. S. Aristoteles Gesch. der Thiere B. 8. K. 12. wo der Fang dieser Thiere auf gleiche Art beschrieben wird.

hinein behaupten, daß die Thiere kein Vergnügen, keinen Zorn, keine Furcht empfinden, daß weder die Schwalbe 11) ſich auf den Winter anſchicke, noch die Biene ſich des vergangenen erinnere, ſondern daß es nur ſcheine, als wenn der Löwe ſich erzürne, und der Hirſch ſich fürchte, darauf antworten wollen, wenn Jemand ſagte, daß auch die Thiere nicht hören, nicht ſehen, nicht ſchreyen, ja überhaupt nicht leben, ſondern daß ſie nur zu hören, zu ſehen, zu ſchreyen, und zu leben ſcheinen. Denn dieſe Behauptungen widerſprechen, meines Erachtens, dem Augenſchein nicht mehr als jene.

Soklar. In dieſem Punkte wenigſtens, mein Autobulus, gebe ich dir völlig Beyfall. Allein daß man die Sitten, die Oekonomie, die Lebensarten und Handlungen der Thiere mit denen der Menſchen vergleicht, iſt im Ganzen genommen ſehr ungereimt und unanſtändig, und da jene nicht das geringſte Merkmal äußern, woraus man ſchließen könnte, daß ſie Tugend und Moralität, als den Zweck der Vernunft, beſitzen, darin Fortſchritte machen, oder darnach ſtreben, ſo begreife ich nicht, warum ihnen die Na-

11) Im Texte herrſcht hier einige Verwirrung, welche Xylander und Reiſke zu heben ſuchen. Meines Erachtens kömmt ein ganz erträglicher Sinn heraus, wenn αηδονα (Nachtigall) in χελιδονα (Schwalbe) und das erſte και vor ωσαυτι in αλλα verändert wird, worauf auch das von Xylander in einem Manuſcript gefundene Einſchiebſel zu führen ſcheint.

Natur das Prinzip sollte verliehen haben, da sie nie zum Zwecke gelangen können.

Autob. Aber diesen Umstand mein Lieber, halten jene Philosophen gar nicht für ungereimt. Sie erklären zwar die Liebe und Zärtlichkeit, die wir gegen unsere Kinder haben, für den Grund der bürgerlichen Gesellschaft und Gerechtigkeit; aber ungeachtet sie sehen, daß dieselbe bey den Thieren ebenfalls sehr stark und heftig ist, so behaupten sie dennoch hartnäckig, daß diese der Gerechtigkeit gar nicht fähig sind. Den Maulthieren fehlt keins der zur Zeugung nöthigen Glieder; sie sind mit Ruthe und Bärmutter versehen, empfinden auch bey dem Gebrauche derselben Wohllust, demungeachtet aber gelangen sie nie zum Zwecke der Zeugung. Ueberlege ferner, ob es nicht lächerlich ist, auf der einen Seite zu behaupten, daß bey einem Sokrates, bey einem Plato sich nicht weniger Bosheit und Lasterhaftigkeit befinde, als bey den verworfensten Sklaven, sondern daß sie gleich thöricht, geil und ungerecht seyen: auf der andern hingegen es den Thieren zur Last zu legen, daß sie in Absicht der Tugend nicht ganz rein und vollkommen sind, gleich als wenn das Gebrechen und die Schwäche der Vernunft, wie doch diese Herren selbst einräumen, nicht mit unter die Fehler der Vernunft gehörten, womit jedes Thier angefüllt ist, da wir bey vielen Furchtsamkeit, Geilheit, Ungerechtigkeit und Bösartigkeit wahrnehmen. Wer also behauptet, daß ein Thier, das nicht dazu geschaffen

ist,

iſt, eine vollkommene Vernunft zu beſitzen, ſeiner Natur nach der Vernunft gar nicht fähig ſey, befindet ſich erſtlich in eben dem Falle, als wenn einer ſagte, daß weder die Häßlichkeit des Affen, noch die Langſamkeit der Schildkröte von der Natur herrühre, weil jener der Schönheit und dieſe der Geſchwindigkeit nicht empfänglich iſt. Sodann bemerkt er auch nicht den ſo leicht in die Augen fallenden Unterſchied. Denn die Vernunft an und für ſich iſt zwar ein Werk der Natur, aber die ausgebildete, vollkommene Vernunft ſetzt Unterricht und Uebung der erſten Anlage der Vernunft, die allen beſeelten Geſchöpfen zukömmt, voraus. Jene Philoſophen werden ſelbſt nicht einen einzigen Menſchen angeben können, der die von ihnen geforderte höchſte Vollkommenheit und Weisheit beſäße. So wie zwiſchen Geſicht und Geſicht, zwiſchen Flug und Flug ein großer Unterſchied iſt, da Habichte anders ſehen als Grillen, und Adler anders fliegen als Rebhühner, ſo verlangt auch nicht jedes mit Vernunft begabte Geſchöpf einen gleich hohen Grad von Gewandtheit und Scharfſinn. Denn man findet bey den Thieren wohl viele Merkmale von geſellſchaftlicher Verbindung, von Herzhaftigkeit und Verſchlagenheit in Abſicht ihrer Nahrung und übrigen Lebensart, auf der andern Seite aber auch von Gewaltſamkeit, Feigheit und Dummheit. Zum Beweiſe dienet hier das, was den Wettſtreit unter unſern Jünglingen veranlaßt hat. Denn da es hierbey einen Unterſchied giebt, ſo

behaupten einige, daß die Landthiere, andere, daß die Seethiere von der Natur mehrere Vorzüge erhalten haben. Dieß erhellet auch, wenn man die Störche mit den Flußpferden vergleicht, indem jene ihre alten Väter ernähren, dieſe aber ſie tödten, 12) um ſich mit ihren Müttern zu begatten; oder die Rebhühner mit den Tauben. Denn die Männchen der erſtern zerbrechen die Eyer, und tödten oft über dem Brüten die Weibchen, weil dieſe ſich dann der Begattung widerſetzen; 13) die Männchen der letztern hingegen nehmen Theil an der Beſorgung der Brut, indem ſie wechſelsweiſe die Eyer erwärmen; ſie füttern auch die Jungen zuerſt, und wenn das Weibchen zu lange vom Neſte entfernt bleibt, treibt es das Männchen durch Picken mit dem Schnabel zu den Eyern oder den Jungen zurück. 14) Wenn Antipater 15) den Eſeln

12) Auch Aelian ſagt in der Geſchichte der Thiere B. 7. K. 19. daß die Flußpferde ihre Väter tödten und verzehren.

13) Von dieſer Eigenſchaft der Rebhühner redet Aelian in der Geſchichte der Thiere. B. 3. K. 5. und 16. Athenäus B. 9. S. 389. weitläuftiger. Auch Plinius B. 10. K. 51. erzählt von der Heftigkeit des Begattungstriebes bey den Rebhühnern wunderbare Dinge. Amyot irrt ſich hier, indem er den Rebhühnern zuſchreibt, was Plutarch von den Tauben ſagt, und umgekehrt.

14) Ein gleiches ſagt von den Tauben Aelian in der Geſch. der Thiere B. 3. K. 45. und Plinius Nat. Geſch. B. 10. K. 52.

15) Ein ſtoiſcher Philoſoph, von Tarſus in Kilikien, um das Jahr v. Chr. Geb. 176. Er war ein Schü-

ler

Eſeln und Schaafen wegen Vernachläßigung der Reinlichkeit Vorwürfe macht; ſo hat er, ich weiß nicht wie, die Luchſe und Schwalben aus der Acht gelaſſen, von welchen jene ihren Urin, woraus der Stein Lynkurium entſteht, 16) ſorgfältig verbergen und bey Seite ſchaffen, die Schwalben aber ihre Jungen gewöhnen, ſich herumzudrehen und den Koth aus dem Neſte fallen zu laſſen. Und warum ſagen wir denn nicht, daß ein Baum ungelehriger ſey, als der andere, ſo wie das Schaaf ungelehriger iſt, als der Hund; oder daß eine Kohlſtaude furchtſamer ſey als die andere, ſo wie der Hirſch furchtſamer iſt als der Löwe? Wie nämlich unter

ter

ler des Diogenes von Babylon und Lehrer des Panätius. Unter mehrern Werken hat er auch eins über die Thiere geſchrieben, das vom Scholiaſten des Apollonius Rhodius B. 2. V. 5. angeführt wird, und hier gemeynt zu ſeyn ſcheint.

16) Plinius ſagt Nat. Geſch. B. 8. K. 57.: „Der „Urin der Luchſe erhärtet wie Eis, und trocknet „zu einem Edelſtein, der dem Karfunkel ähnlich „iſt, und wie Feuer glänzt. Man nennt ihn Lynkurium, gleichſam Luchsſtein. Die Luchſe wiſſen dieſes, verſcharren daher neidiſch ihren Urin mit Fleiß in die Erde, wo er aber nur deſto eher erhärtet.“ Aelian Geſch. d. Thiere B. 4 K. 17. ſagt noch, dieſer Stein ſchicke ſich gut, um Figuren darauf zu ſchneiden, werde auch zum Putze der Weiber gebraucht. S. H. Beckmanns Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen. Th. 1. S. 243.

ter unbeweglichen Dingen keins langsamer, und unter stummen keins schwachtönender ist, als das andere, so kann auch unter solchen, denen nicht von Natur die Denkkraft verliehen worden, keins das andere an Furchtsamkeit, Trägheit und Unenthaltsamkeit übertreffen; nur jene Kraft ist es, die, indem sie dem einen mehr, dem andern weniger zu Theil geworden, die in die Augen fallenden Verschiedenheiten bewirkt.

Soklar. Aber, mein Bester, es ist doch außerordentlich, wie sehr der Mensch an Gelehrigkeit, an Scharfsinn, an allem, was zur Gerechtigkeit und Geselligkeit gehört, von den Thieren verschieden ist.

Autob. Auch unter diesen, lieber Freund, giebt es viele, die nicht nur in Ansehung der Größe und Schnellfüßigkeit, sondern auch der Schärfe des Gesichts und der Genauigkeit des Gehörs alle Menschen weit hinter sich lassen. Aber deshalb ist der Mensch noch nicht blind, kraftlos und taub; nein, die Natur hat uns keinesweges die Stärke der Augen und Hände, oder die Größe versagt, ob wir gleich hierin gegen den Elephanten und das Kameel wie nichts sind. Auf gleiche Weise dürfen wir auch von den Thieren, wenn sie langsamer denken oder weniger richtig urtheilen, nicht sogleich behaupten, daß sie gar nicht denken und urtheilen, oder gar keine Vernunft besitzen, sondern höchstens nur, daß ihre Vernunft schwach und verwirrt ist, wie etwa ein stumpfes und trübes Auge. Erwartete ich nicht jetzt, daß nun gleich

unsere

unſere beleſenen und in den Wiſſenſchaften wohl bewanderten Jünglinge viele Merkwürdigkeiten, der eine von den Land-, der andere von den Seethieren, beybringen würden, ſo könnte ich mich nicht enthalten, dir von der Gelehrigkeit und den großen Anlagen der Thiere tauſend Beyſpiele zu erzählen, welche uns das herrliche Rom auf den kaiſerlichen Theatern in großer Menge verſchafft hat. 17) Aber wir wollen ihnen dieſe Materie ganz und unberührt überlaſſen, daß ſie damit ihre Abhandlungen ausſchmücken können. Indeſſen wollen wir hier noch miteinander in Ruhe einen kleinen Umſtand in Erwägung ziehen.

Ich glaube nämlich, daß jeder Theil, jede Kraft (des Thieres) ein eigenes Gebrechen, eine eigene Verſtümmelung und Krankheit habe, ſo wie nur allein dem Auge die Blindheit, dem Beine die Lähmung und der Zunge das Stottern eigen iſt. Denn Blindheit und Lähmung findet nie bey ſolchen Weſen Statt, die nicht zum Sehen oder zum Gehen beſtimmt ſind; auch wirſt du nie etwas, das von Natur keine Zunge und Stimme hat, ſtotternd oder ſtammlend nennen. Folglich kann man auch demjeni-

17) Nach den Worten eigentlich: mit Mulden und Wannen zu ſchöpfen gegeben hat. Die Rede iſt hier von den Theatern in Rom, auf welchen die ſo ſehr beliebten Thiergefechte gehalten wurden, wozu die Kaiſer aus allen Weltgegenden eine ungeheure Menge wilder Thiere herbeyſchaffen ließen.

gen, was von Natur kein Vermögen hatte, zu denken, zu schließen und zu urtheilen, nicht Wahnsinn, Narrheit oder Tollheit beylegen. Denn es ist nicht möglich, daß etwas verletzt werde, das keine Kraft besitzt, die einer Beraubung, Verstümmelung oder andern Verletzung fähig wäre. Nun hast du aber doch wohl tolle Hunde gesehen, ich für meine Person auch tolle Pferde, und einige behaupten sogar, daß auch Ochsen und Füchse toll werden. Doch mag für jetzt das Beyspiel von Hunden hinreichend seyn, welches weiter keinem Zweifel unterworfen ist, und soviel beweiset, daß dieses Thier keinen geringen Grad von Vernunft und Denkkraft besitze, deren Verwirrung und Unordnung jene Krankheit, die man Wuth und Tollheit nennt, zur Folge hat. Man findet bey den Hunden in diesem Zustande weder das Gesicht noch das Gehör verändert, und so wie es lächerlich wäre, wenn man sagen wollte, daß ein wahnsinniger, melancholischer Mensch nicht verrückt sey, und das Vermögen zu denken, zu urtheilen und sich zu erinnern, nicht verlohren habe; (denn schon der Redebrauch zeigt, daß Wahnsinnige nicht bey sich selbst, sondern ihres Verstandes beraubt sind) so scheint es auch, daß der, welcher diesen Zustand der Hunde, wo sie Personen, denen sie am meisten ergeben waren, verkennen, ihre gewohnte Lebensart fliehen, und alles, was vor ihren Augen geschieht, nicht sehen, für etwas anders hält, als eine gänzliche Verrükkung und Verwirrung des Vermögens zu denken, zu urtheilen und sich zu erinnern, daß dieser,

ser, sage ich, blos aus Rechthaberey, ohne die Folgen davon zu bedenken, der Wahrheit widerspreche.

Sokrar. Du urtheilest hierin, wie mich dünkt, sehr richtig. Indeß bestehen die Stoiker und Peripatetiker auf der entgegensetzten Meynung vorzüglich aus dem Grunde, weil die Gerechtigkeit keinen andern Ursprung hat 18), und also durchaus nicht existiren oder bestehen könnte, wenn alle Thiere Vernunft besäßen. Eins von beyden, sagen sie, ist unvermeidlich; entweder wir handeln höchst ungerecht, daß wir so unbarmherzig gegen sie verfahren, oder wollen wir uns die Benutzung derselben versagen, so wird das menschliche Leben mühselig und unerträglich, und wir müssen nun selbst gewissermaßen nach Art der wilden Thiere leben. Ich mag hier die zahllosen Tausende der Nomaden und Troglodyten, die außer dem Fleische keine andere Nahrung kennen, nicht in Anschlag bringen; uns aber würde, bey unserer so verfeinerten und humanen Lebensart, schwerlich noch eine Arbeit auf dem Lande, auf dem Meere und auf den Bergen, schwerlich noch eine Kunst und Zierde des Lebens übrig bleiben, wenn wir uns, so wie sichs gebührt, gewöhnen wollten, alle Thiere als vernünftige Wesen von gleichem Range mit uns mit äußerster Schonung und Behutsamkeit zu behandeln. Diese Schwierigkeit nun, die entweder alle Humanität oder alle Gerechtigkeit vernichtet, läßt sich nicht anders

18) Nämlich, als die Vernunft.

heben und auflösen, als wenn wir uns genau an die alte Grenzlinie und jenes Gesetz halten, welches die Natur getrennt, und jede der beyden Gattungen besonders gestellt hat, wie Hesiodus sagt: 19)

Er bestimmte den Fischen, den Thieren und Vögeln des Himmels,
Sich einander zu fressen, dieweil sie vom Rechte nichts wissen.
Aber den Menschen verlieh er Gerechtigkeit gegen einander.

Sie können also gegen uns nicht gerecht handeln, und wir auch an ihnen keine Ungerechtigkeit begehen. Wer aber diese Auflösung verwirft, entzieht uns die Benutzung der Thiere, ohne deshalb der Gerechtigkeit auch nur im geringsten einen Zugang zu verschaffen.

Autob. In der That, mein Freund, du hast hier ganz aus der Seele dieser Männer geredet. Jedoch dürfen wir den Philosophen nicht, wie Weibern in Kindesnöthen, gestatten, zur Erleichterung der Geburt sich ein Amulet anzuhängen, damit sie uns so leicht und ohne alle Schmerzen die Gerechtigkeit zur Welt bringen können. Wollen sie doch selbst nicht einmal der wichtigsten Dinge wegen dem Epikur etwas so kleines und unbedeutendes, als die geringste Neigung eines einzigen Atoms ist, gestatten, damit Sterne, Thiere und Glück hervortreten und unser freyer Wille nicht verlohren gehe.

(Nach

19) In den Werken und Tagen, V. 275. ff.

(Nach den Grundſätzen der Philoſophie) 20) muß man entweder das Ungewiſſe und Zweifelhafte beweiſen, oder etwas, das ſchon ausgemacht iſt, vorausſetzen; und ſo läßt ſich ihre Meynung von den Thieren in Abſicht der Gerechtigkeit, wenn ſie weder von andern zugegeben noch auch ſonſt von ihnen ſelbſt bewieſen wird, höchſtens nur aus eine Hypotheſe anſehen. Die Gerechtigkeit hat, um zu den Menſchen zu kommen, einen ganz andern Weg, der nicht ſo ſteil und ſchlüpfrig iſt, auch nicht über die Trümmer klarer und ausgemachter Wahrheiten hinführt; jener nämlich, mein Soklarus, den mein Sohn, einer deiner Freunde, nach Plato's Anleitung einem jeden zeigt, der Luſt hat, ohne Streitſucht zu folgen und zu lernen. Daß der Menſch von Ungerechtigkeit nicht ganz rein ſey, wenn er die Thiere ſo, wie jetzt geſchieht, behandelt, nehmen Empedokles und Herakleitus als ausgemacht an; ſie beklagen ſich oft darüber und tadeln die Natur, daß ſie eine bloße Nothwendigkeit, ein ſteter Krieg ſey, und nichts ungemiſchtes oder lauteres enthalte, ſondern nur vermittelſt vieler ungerechten Wirkungen zu ihrem Zweck gelange, indem ſie ſogar behaupten, daß auch die Zeugung, wegen Zuſammenkunft des Unſterblichen mit dem Sterblichen, nur durch Ungerechtigkeit erfolge, und

20) Die eingeſchloſſenen Worte habe ich hinzugefügt, weil ſonſt kein Zuſammenhang und Verbindung iſt. Reiſke ſagt in einer Note, daß er die Stelle nicht verſtehe.

das Erzeugte ein Vergnügen daran finde, von seinem Erzeuger der Natur zuwider Theile abzureißen. Doch diese Vorwürfe scheinen viel zu hart und bitter zu seyn, und es giebt noch eine weit schicklichere Ausgleichung, die den Thieren die Vernunft nicht abspricht, und doch auch denen, die sich ihrer in gehörigem Maaße bedienen, die Gerechtigkeit erhält; ein Mittelweg, der zwar schon längst von den alten Weisen eingeführt, aber durch die überhand nehmende Schwelgerey und Gefräßigkeit wieder verdrängt und abgeschafft worden, und den Pythagoras wieder zurückgebracht hat, indem er lehrte, wie man die Thiere, ohne Ungerechtigkeit zu begehen, benutzen müsse. Denn man handelt nicht ungerecht, wenn man menschenscheue Thiere, die uns vielen Schaden zufügen, züchtiget und tödtet; eben so wenig auch, wenn man die geselligen und zahmen abrichtet, und zu solchen Arbeiten und Diensten gewöhnt, wozu sich jedes von Natur schickt, wie Prometheus beym Aeschylus 21) sagt, er habe uns Esel und Pferde zum Tragen, und die Zucht der Stiere gegeben, daß sie uns als Sklaven dienen und unsere Arbeiten verrichten sollen. Auch ist es keine Ungerechtigkeit, wenn man sich der Hunde bedienet, um die Heerden von Schaafen und Ziegen zu bewachen, die von uns gemolken und geschо-

21) Aus der verlohrnen Tragödie, der entfesselte Prometheus. Eine ähnliche Stelle kommt auch im gebundenen Prometheus V. 463 — 466. vor. S. die Abhandlung vom Glücke, Th. 1. S. 319.

geſchoren werden. Unſer Leben wird ja dadurch nicht gleich vernichtet, noch den Menſchen der Unterhalt entzogen, wenn ſie keine Schüſſeln voll Fiſche oder Gänſelebern haben, wenn ſie nicht mehr Ochſen und Böcke zu ihren Schmauſereyen zerſtücken, wenn ſie nicht zum Zeitvertreib in den Theatern, oder zur Beluſtigung auf der Jagd einige Thiere wider ihren Willen zum Streit und zur Vertheidigung zwingen, andere, die ſich nicht einmal wehren können, todt ſchießen. Denn wer ſpielen und ſich beluſtigen will, muß meines Erachtens Theilnehmer wählen, die froh und vergnügt mit ihm ſpielen können, nie aber — wie einſt Bion 22) ſagte, daß die Knaben zum Scherz mit Steinen nach den Fröſchen werfen, die Fröſche aber nicht zum Scherz, ſondern im vollen Ernſte ſterben — ſo jagen und fiſchen, daß er ſich an der Marter und dem Tode der Thiere beluſtige oder deren Jammergeſchrey über den Verluſt ihrer Jungen zu ſeinem Vergnügen mache. Wer ſich der Thiere bedient, handelt nicht ungerecht, wohl aber, wer ſich ihrer auf eine ſchmähliche Art, mit Uebermuth und Grauſamkeit bedient.

Soklar. Halt inne, mein Freund, und unterdrücke für jetzt deine Beſchuldigungen und Vorwürfe. Da kommen mehrere junge Leute.

22) Ein Sophiſt aus der Stadt Boryſthenes, an der Mündung des Fluſſes gleiches Namens. Er hielt ſich erſt zu den Kynikern, ward dann Theophraſts Schüler, und trat zuletzt zu den Akademikern. S. Diogenes Laert. B. 4. K. 7.

lauter Liebhaber der Jagd; diese auf andere Meynung zu bringen, ist nicht leicht, unnöthig aber wäre es, ihnen unangenehme Dinge zu sagen.

Autob. Deine Erinnerung ist allerdings gegründet. Aber ich kenne sehr gut den Eubiotus, meinen Vetter Ariston, die beyden Söhne des Dionysius, von Delphi, den Aeakides, und da den Aristotimus, ferner den Nikander Euthydamus Sohn, die alle der ländlichen Jagd, wie Homer 23) sagt, kundig sind, und deswegen auch wohl der Meynung des Aristotimus beypflichten werden. Auf der andern Seite kömmt auch Phädimus, begleitet von Insulanern und Küstenbewohnern, dem Herakleon von Megara, und dem Philostratus aus Euböa, die der Geschäfte des Meeres beflissen sind. 24)

Aber du magst nicht unterscheiden, zu welchen von beyden
Tydeides gehöre — 25)

ich meyne unsern Freund Optatus, der schon oft die Göttin der Jagd, Diktynna, mit vielen Erstlingen des auf dem Lande sowohl, als auf dem Meere gethanen Fanges verherrlichet hat.

Die

23) Homer wird hier blos wegen des Wortes δαημονας, kundig, angeführt, dessen er sich an mehrern Stellen bedienet.

24) Eine Anspielung auf die Stelle im 12ten B. der Odyssee, V. 116. πολυμηΐα ἔργα μεμηλε.

25) Im 5ten B. der Iliade, V. 85.

Die Miene, mit welcher er daher kömmt, verräth, daß er ſich zu keiner Parthey ſchlagen wird. Oder ſollte etwa, lieber Optatus, unſere Vermuthung falſch ſeyn, daß du einen gemeinen und unpartheyiſchen Richter für die Jünglinge abgeben werdeſt?

Optat. Du haſt recht gerathen, mein Autobulus. Solons Geſetz 26) iſt ja ſchon längſt abgekommen, daß jeder, der ſich bey Unruhen nicht zu einer Parthey ſchlägt, geſtraft werden ſoll.

Autob. So ſetze dich denn her zu uns, damit wir, wenn Zeugen nöthig ſeyn ſollten, nicht erſt den Schriften des Ariſtoteles zu ſchaffen machen dürfen, ſondern durch deine Erfahrung und Gelehrſamkeit unterſtützt, ein richtiges Urtheil über die gehaltenen Reden fällen können.

Soklar. Nun, ihr jungen Männer, ſeyd ihr ſchon unter einander einig geworden, wer von euch zuerſt reden ſoll?

Phädim. Ja, mein Soklarus, doch nur erſt nach einem heftigen Streite. Endlich aber hat, wie Euripides ſagt:

Das Loos, des Glückes Kind, das ſolche Fehden ſchlichtet —

entſchieden, daß die Gerechtſame der Landthiere vor denen der Seethiere den Vorgang haben ſollen.

So-

20) S. das Leben Solons, K. 20. wo Plutarch auch die Gründe dieſes ſonderbar ſcheinenden Geſetzes angiebt.

Sokrat. So ist es denn nun Zeit, mein Aristotimus, daß du redest; wir werden dir aufmerksam zuhören.

Aristotim. Der Gerichtshof ist für die streitenden Partheyen geöffnet — — — 27) Andere verzehren ihre eigene Brut 28) indem sie den Weibchen, während sie die Jungen absetzen, nachlaufen. Eine Gattung des Mugils 29) Pardias genannt, nährt sich von ihrem eigenen Kothe, und der Polyp frißt sich selbst, wenn er im Winter sitzt.

Unten in seinem erkälteten Hause, in traurigen Klüften — 30)

so

27) Hier befindet sich eine Lücke, die ziemlich groß seyn muß. Der Redner, der die Landthiere zu vertreten übernommen hat, scheint damit zu beginnen, daß er die für die Seethiere nachtheiligen Umstände anführt. Die Ausfüllung dieser Lücke ist nur von einem bessern Manuscript zu erwarten.

28) Amyot nimmt die Worte διαφθειρουσι τον γονον in einem andern Sinne und übersetzt: les autres perdent leur semence et geniture. Ich bin Xylandern gefolgt.

29) Eine Art Seefische, im Griechischen κεστρευς, deren deutscher Name mir nicht bekannt ist. Der Pardias soll seinen Namen davon haben, weil er wie ein Panther gefleckt ist. Der angeführten Eigenschaft wegen scheint er mit dem Muco (von mucus) einerley zu seyn.

30) Aus Hesiodus Werken und Tagen, V. 528. Uebrigens sagt Plinius B. 9. K. 46. es sey falsch, daß die Polypen ihre eigenen Arme anfressen, der Conger, ein anderes Seethier, benage sie ihnen.

ſo träge, oder gefühllos oder gefräßig, oder mit allen dieſen Laſtern zugleich behaftet iſt er. Daher hat auch Plato 31) in ſeinem Werke von den Geſetzen es verboten, oder vielmehr es verbeten, daß Jünglinge keine Neigung zur Jagd auf dem Meere oder zum Fiſchfange faſſen ſollen, weil keine Uebung der Stärke und Schlauigkeit und überhaupt gar nichts, was die Kräfte, die Schnelligkeit oder Gewandtheit vermehren könnte, mit dem Kampfe gegen Hechte, 32) Meeraale 33) und Meerbraſmen 34) verbunden iſt, ſo wie im Gegentheil auf dem Lande die grimmigen Thiere die Herzhaftigkeit und Unerſchrockenheit der Jäger, die liſtigen die Schlauigkeit und das Nachdenken der Nachſteller, die ſchnellfüßigen die Stärke und

31) Die Stelle, worauf Plutarch anſpielt, befindet ſich im 7ten B. von den Geſetzen, Th. 8. S. 393 der Zweybr. Ausgabe und lautet ſo: „Daher wol„len wir zu den Jünglingen ſagen und ſie bittweiſe „ermahnen: daß euch ja niemals, ihr Lieben, eine „Neigung oder Begierde zur Jagd auf dem Meere, „zum Angeln, oder überhaupt zu den Waſſerthie„ren ankomme, und daß ihr nie gegen ſie, ſie „mögen wachen oder ſchlafen, die einen unthäti„gen Fang gebenden Bungen gebrauchet.“

32) Λαβραξ, im Lateiniſchen Lupus.

33) Γογγρος, im Lat. Conger oder Congrus, eine der Muräne ähnliche Fiſchart.

34) Σκαρος, ein bey den Römern ſehr beliebter Fiſch, von dem Plinius B. 9. K. 29. ſagt, daß er unter allen Fiſchen allein wiederkaue und von Graſe, nicht von Fiſchen, lebe.

und Ausdaurung der Verfolger zu üben pflegen. Diese Umstände sind es, die das Jagen nützlich und anständig machen; das Fischen hingegen ist von keiner Seite rühmlich; auch hat sich, mein Lieber, keiner von den Göttern einen Aaltödter, wie Apollo einen Wolfstödter, 35) oder eine Barbenerlegerin, wie Diana eine Hirschenerlegerin 36) wollen nennen lassen. Und was ist das eben zu verwundern, da es auch dem Menschen mehr Ehre bringt, einen Eber, einen Hirsch, ein Reh oder einen Haasen zu erlegen, als zu kaufen; hingegen es für ihn anständiger ist, einen Thunfisch, einen Amia 37) oder Krebse auf dem Fischmarkte selbst einzukaufen als sie zu fangen? Denn der gänzliche Mangel an Muth, Gewandtheit und Schlauigkeit bey diesen Geschöpfen macht den Fang derselben zu einer schimpflichen und entehrenden Beschäftigung.

Ueber-

35) Λυκοκτόνος. Diesen Beynamen giebt der Apollo unter andern Sophokles in der Elektra, V. 6. Nach dem Scholiasten führte er ihn entweder als Θεὸς νομίος, Beschützer der Weide an, daher ihm auch in Argos Wölfe geopfert wurden; oder weil ihm die Wölfe geheiligt waren.

36) Ελαφηβόλος, als Göttin der Jagd führte Diana diesen Beynamen, der bey den Dichtern oft vorkömmt.

37) Eine Art von Seefischen, die dem Thynnus, oder Thunfisch ähnlich seyn soll. S. Plinius B. 9. K. 19.

Ueberhaupt, da die Philoſophen aus den Vorſätzen, Vorbereitungen, Erinnerungen und Leidenſchaften, aus der Sorgfalt für die Jungen, der Dankbarkeit gegen Wohlthäter und der nachtragenden Feindſchaft gegen Beleidiger, ferner aus der Auffindung der nothwendigen Bedürfniſſe und den ſichtbaren Merkmalen ſo mancher Tugend, wie der Herzhaftigkeit, Geſelligkeit, Enthaltſamkeit und Großmuth, Beweiſe nehmen, daß auch die Thiere mit Vernunft begabt ſind: ſo wollen wir jetzt unterſuchen, ob die Seethiere von alle dem gar nichts, oder doch nur äußerſt ſchwache Funken, die ſich kaum durch die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit entdecken laſſen, aufzuweiſen haben; bey den Landthieren hingegen die deutlichſten und auffallendſten Beweiſe von allen den beſagten Vorzügen wahrzunehmen ſind. Betrachtet alſo zuerſt die Vorſätze und Vorbereitungen, wie zum Beyſpiel die Stiere, ehe ſie den Kampf beginnen, Staub um ſich herumwerfen, und die Eber ihre Zähne wetzen; wie die Elephanten nur den einen Zahn zum Ausgraben und Abbrechen ihrer Nahrungsmittel brauchen, weil er davon ſtumpf gemacht und abgerieben wird, den andern hingegen immer ſcharf und ſpitzig zu ihrer Vertheidigung erhalten; wie ferner der Löwe ſtets mit zuſammengezogenen Klauen einhergeht, und ſeine Nägel im Innern derſelben verſteckt, damit ſie nicht durchs Abreiben ihre Schärfe verlieren, oder den Jägern die Auffindung ſeiner Spur erleichtern. Denn man findet nicht leicht ein Merkmal von einer Löwenklaue, ſondern die

Spu-

Spuren derselben sind so gering und unmerklich, daß man sie leicht verliert und davon abkömmt. Ihr habt ohne Zweifel gehört, daß dem Ichneumon gar nichts von einem zum Treffen geharnischten Soldaten abgeht; mit so vielem Schlamm überzieht und verpanzert er seinen Körper, wenn er den Krokodill angreifen will. 38) Wir sehen ferner die Vorbereitungen der Schwalben vor dem Hecken; wie sie erst die festern Halme sehr geschickt unten zum Grund hinlegen, dann die leichtern drum herum ansetzen, und wenn sie spüren, daß ihr Nest noch eines zähen Küttes bedürfe, über die Fläche eines Teiches oder des Meeres hinfliegen, und das Wasser mit den Fittigen so berühren, daß sie nur naß, aber nicht durch die Nässe schwer werden; wie sie sodann Staub aufraffen und damit die lockern, auseinandergehenden Theile des Nestes überstreichen und fest verbinden; wie sie endlich ihr Gebäude nicht winkelicht oder vielseitig, sondern so viel möglich rund und kugelförmig aufführen, weil es auf solche Art nicht nur haltbarer wird, sondern auch mehr in sich faßt und den Angriffen der von außen nachstellenden Thiere weniger ausgesetzt ist.

Die Arbeit der Spinne, welche sowohl den Weibern zur Weberey, als den Jägern zur Verfertigung der Netze das Urbild und Muster gegeben hat, verdient in mehr als einer Rücksicht

38) Nach Aristoteles Gesch. der Thiere B. 9. K. 6. und Aelian B. 3. K. 22. bedient sich der Ichneumon, oder die Pharaonsratze dieses Kunstgriffs in dem Streite mit der Natter (Aσπις).

ſicht Bewunderung. Die Feinheit des Geſpinnſtes, die Dichtheit des Gewebes, das nicht durch den Abſtand der Fäden getrennt, ſondern wie ein zartes Häutchen genau vereiniget, und durch unvermerkte Beymiſchung einer klebrichten Feuchtigkeit gleichſam zuſammengeleimt iſt; die äußere Farbe, die dem Werke, um nicht ſogleich bemerkt zu werden, das Anſehen einer dicken, neblichten Luft mittheilt, vorzüglich aber die Regierung und Lenkung der Maſchine ſelbſt, da die Spinne, ſobald ſich nur etwas gefangen hat, es unverzüglich ſpürt, und wie ein geübter Jäger, ihr Netz ſogleich zuſammenzieht — dieß alles erhält durch den täglichen Anblick Gewißheit und Beſtätigung, ſonſt würde man es blos für ein Mährchen halten, wie wir die Erzählung von den Raben in Libyen dafür hielten, die, wenn ſie trinken wollen, und (das Waſſer ihnen zu niedrig ſteht,) 39) durch hineingeworfene Steine es ſoweit in die Höhe treiben, bis es von ihnen erreicht werden kann. Gleichwohl habe ich ſelbſt auf einem Schiffe geſehen, daß ein Hund in Abweſenheit der Matroſen in einen nicht ganz vollen Oelkrug Steine warf, und mich ſehr gewundert, wie er nur möchte begriffen

39) Die eingeſchloßnen Worte habe ich hinzugefügt, weil ſie zur Verſtändlichkeit der Sache nothwendig ſind, und Aelian, der dieſen Umſtand in der Geſchichte der Thiere B. 2. K. 48. ebenfalls erzählt, darauf hinweiſet. Auch ſcheint das hier im Text ſtehende καὶ eine Lücke zu verrathen.

fen haben, daß das leichtere von den sich zu Boden setzenden schwerern Dingen emporgetrieben wird.

Von gleicher Art ist das Verfahren der kretischen Bienen und der Gänse in Kilikien. Wenn jene um ein den Winden ausgesetztes Vorgebirge herumfliegen wollen, geben sie sich durch kleine Steinchen, die sie tragen, eine Art von Stütze, damit sie nicht vom Winde fortgeführt werden. Die Gänse nehmen, wenn sie über das Gebirge Taurus fliegen, aus Furcht vor den Adlern einen ziemlichen Stein in den Schnabel, um so ihre natürliche Neigung zum Schnattern und Schreyen zu bezähmen, und vermittelst des Stillschweigens unbemerkt hinüber zu kommen. 40) Nicht weniger Bewunderung verdient der Flug der Kraniche die bey heftigem Winde und ungestümmer Luft nicht so wie bey stillem Wetter fliegen, sondern sich sogleich in ein Dreyeck zusammenziehen und mit dessen Spitze die sie umgebende Luft durchschneiden, damit ihre Ordnung nicht zerrissen werde. 41) Wenn sie sich auf die Erde herab lassen, stehen diejenigen, die des Nachts Wache halten müssen, auf einem Beine, mit dem andern aber ergreifen sie einen Stein und halten ihn fest. Denn die Spannung der Nerven sichert sie eine geraume Zeit

40) Eben dies sagt von den Bienen Aelian in der Geschichte der Thiere B. 5. K. 13. und von den Gänsen B. 5. K. 29.

41) Man vergleiche Aelian B. 3. K. 13.

Zeit gegen den Schlaf; und werden ſie ja von ihm überwältigt, ſo macht der herabfallende Stein den, der ihn fallen ließ, bald wieder munter. Mich wundert alſo nicht, daß Herkules ſeinen Bogen unter den Arm nimmt, und ihn feſt an ſich drückt.

Er ſchläft, die Keule hält er feſt in ſeiner Rechten — 42)

Eben ſo wenig wundere ich mich über den, der zuerſt das Mittel, zugeſchloſſene Auſtern zu eröffnen, entdeckt hat, ſeitdem ich die vom Reiher 43) gebrauchte Liſt beobachtet habe. Wenn dieſer nämlich eine geſchloſſene Auſter verſchluckt hat, hält er die dadurch verurſachte Ungemächlichkeit ſo lange aus, bis er ſpürt, daß ſie ſich in der Wärme erweicht und von einander gethan hat; dann ſpeyt er ſie ganz geöffnet aus, und verzehret, was für ihn eßbar iſt.

Die Oekonomie und Vorbereitung der Ameiſen genau zu beſchreiben, iſt zwar unmöglich, aber ganz davon zu ſchweigen, wäre Nachläßigkeit. Denn in der ganzen Natur giebt es ſonſt nichts ſo kleines, das für uns ein Spiegel von größern und erhabenern Dingen wäre; ja man ſieht darin, wie in einem reinen, hellen Tropfen, ein vollkommenes Bild von jeder Tugend—

Dort iſt ſchmachtende Liebe — — 44)

42) Vermuthlich eine Stelle aus einer verlornen Tragödie des Euripides.

43) Im Griechiſchen Ἐρωδιός. Man iſt noch nicht einſtimmig, was für einen Vogel die Alten darunter verſtanden haben. Den hier angeführten Umſtand erzählt auch Aelian B. 5. K. 39.

44) Aus dem 14ten B. der Iliade, V. 216.

nämlich die Geselligkeit; dort ist das Bild der männlichen Stärke, die Arbeitsamkeit; dort findet man eine Menge Spuren von Enthaltsamkeit, sowohl als von Klugheit und Gerechtigkeit. So versicherte Kleanthes, wiewohl er sonst den Thieren alle Vernunft abspricht, daß er folgende Beobachtung gemacht habe. Es kamen Ameisen zu einem andern Ameisenhaufen und brachten eine todte Ameise geschleppt. Aus dem Haufen kamen andere heraus, sprachen gleichsam mit ihnen und begaben sich dann wieder hinein. Dieß geschah zwey- oder dreymal. Endlich brachten letztere gleichsam zum Lösegeld für den Leichnam einen Regenwurm heraus, welchen jene aufhockten und nach Uebergebung des Todten wieder zurückkehrten. 45) Unter diejenigen Dinge aber, die man täglich wahrnehmen kann, gehört theils ihr billiges und höfliches Betragen, wenn sie einander begegnen, da diejenigen, die nichts tragen, den belasteten ausweichen und sie ungehindert vorbeygehen lassen; theils die Zernagung schwerer Sachen, die sie in kleine Theile zerstückeln, damit sie von mehrern leicht fortgeschafft werden können. Aratus machte es zu einer Vorbedeutung des Regens, wenn sie ihre Körner heraustragen und an der Luft trocknen:

— — — Oder die Ameisen bringen
Eiligst die Eyer hervor aus ihrem hohlen Behälter. 46)

in

45) Diese Beobachtung des Stoikers Kleanthes erzählt auch Aelian in der Gesch. der Thiere, B. 6. K. 50.

46) In dem Gedichte Phänomena V. 956 oder, wenn die Diosemeia als ein besonders Gedicht angesehen werden, V. 224.

in welcher Stelle einige für Oea (Eyer) leſen wollen Eia; 47) den Vorrath oder die aufgehobenen Früchte, die ſie herausſchaffen, wenn ſie merken, daß ſie ſchimmlicht werden, und deren Verderbniß oder Fäulniß befürchten. Jedoch über alle Vorſtellung von Einſicht und Verſtand geht das von den Ameiſen gebrauchte Mittel, um das Keimen des Waizens zu verhindern. Dieſer bleibt nämlich nicht immer trocken noch vor der Fäulniß geſichert, ſondern löſt ſich, wenn er zur Hervorbringung ſeines Gleichen übergeht, in einen milchartigen Saft auf. Damit er alſo nicht in Saamen ſich verwandele oder ſeine nährende Kraft verliere, vielmehr für ſie immer genießbar bleibe, freſſen ſie das Ende ab, von welchem der Waizen den Keim austreibt. Daß einige die Ameiſenneſter, um ſie genau kennen zu lernen, gleichſam anatomiſch unterſuchen, kann ich zwar nicht gut heißen; indeß verſichern ſie, der Weg gehe von der obern Oeffnung nicht gerade hinab, könne auch nicht leicht von einem andern Thiere gefunden werden, ſondern ſey mit vielen Krümmungen, verborgenen Canälen und Löchern durchſchnitten, und endige ſich in drey Höhlungen, wovon die eine ihre gemeinſchaftliche Wohnung, die zweyte ihre Vorrathskammer, und die dritte zur Aufbewahrung der Todten beſtimmt ſey.

47) Ohne Bedenken bin ich der von P. Leopardus (Emendat. VI, 25.) und ſchon vor ihm von Amyot gegebenen Verbeſſerung, νια für ιρα, gefolgt.

Ihr werdet es, denke ich, nicht ungereimt finden, wenn ich nun nach den Ameisen die Elephanten aufführe, damit wir die Natur des Verstandes bey den kleinsten Thieren sowohl, als bey den größten betrachten und daraus ersehen können, daß die einen so wenig als die andern desselben beraubt sind. Manche bewundern den Elephanten wegen desjenigen, was er durch Unterricht erlernt, und wovon er auf den Theatern Proben giebt: ich meyne die vielen Arten von Stellungen und Bewegungen, die so mannichfaltig und künstlich sind, daß es selbst den Menschen bey aller Uebung schwer fällt, sie im Gedächtniß zu behalten. Ich für meine Person hingegen finde die Merkmale und Beweise von Verstand mehr in den natürlichen, nicht durch Unterricht erlangten, Neigungen und Bewegungen, in so fern sie ganz rein und ungemischt sind. So sah man vor nicht gar langer Zeit in Rom unter den Elephanten, die zu gewissen künstlichen Stellungen und schwer auszuführenden Bewegungen abgerichtet werden sollten, einen, der am ungelehrigsten war, und deshalb oft ausgescholten und gezüchtiget wurde, des Nachts bey Mondenschein von selbst sich üben und seine Lectionen wiederholen. In Syrien wurde ehemals, wie Agnon 48) erzählt, ein Elephant in einem Hause gehalten, dessen Wärter von dem bestimmten Maaß Gerste, das er für

48) Ein unbekannter Schriftsteller, dessen weder Fabrizius in Biblioth. Græca noch Vossius de historicis græcis gedenken.

für denſelben erhielt, täglich die Hälfte unterſchlug und entwendete. Einſt da er in Gegenwart und vor den Augen des Herrn das ganze Maaß einſchüttete, ſah der Elephant dieſen an, und ſchob mit ausgeſtrecktem Rüſſel die Hälfte der Gerſte bey Seite, wodurch er ſo verſtändig, als er nur konnte, die Betrügerey ſeines Wärters dem Herrn entdeckte. Auch erzählt Agnon, daß ein anderer, dem ſein Wärter Steine und Erde unter die Gerſte mengte, und daneben Fleiſch kochte, eine ganze Menge Aſche demſelben in den Topf geſchüttet habe. 49) Ein Elephant, der in Rom von muthwilligen Knaben mit Griffeln in den Rüſſel geſtochen wurde, ergriff einen von ihnen, hob ihn in die Höhe, und ſchien willens zu ſeyn, ihn wider die Erde zu ſchmettern. Auf das Geſchrey der Umſtehenden aber ſetzte er ihn ganz ſanft wieder auf die Erde und gieng fort, indem er die Furcht für eine hinlängliche Beſtrafung eines ſolchen Frevels anſah. Von den wilden in ihrer Freyheit lebenden Elephanten erzählt man viele wunderbare Dinge, beſonders von der Art, wie ſie über die Flüſſe ſetzen. Der jüngſte und kleinſte unter ihnen geht auf ſeine eigene Gefahr zuerſt hinein, die übrigen aber bleiben am Ufer ſtehen, und ſehen ihm zu, indem ſie ſchließen, daß, wenn jener noch über dem Waſſer empor ragt, ſie vollends vor jeder Gefahr ganz ſicher ſeyn können.

49) Etwas anders erzählt dieſen Umſtand Aelian in der Geſchichte der Thiere. B. 6. K. 52.

Da ich eben auf diesen Umstand gekommen bin, so glaube ich hier die Eigenschaft des Fuchses der Aehnlichkeit wegen nicht übergehen zu dürfen. Die Mythologen sagen, daß eine Taube, die Deukalion aus seiner Arche entließ, ihm, so lange sie wieder zurückkehrte, schlimmes, und da sie endlich davon flog, schönes und heiteres Wetter angedeutet habe. 50) So pflegen auch die Thrakier noch jetzt, wenn sie über einen gefrohrnen Fluß setzen wollen, vorher die Haltbarkeit und Festigkeit des Eises durch einen Fuchs untersuchen zu lassen. Dieser hält nämlich mit langsamen Schritten sein Ohr an das Eis, und wenn er an dem Geräusche merkt, daß das Wasser nahe drunter weg fließt, so schließt er daraus, daß es nicht tief gehe, sondern noch zu dünne und unsicher sey; er bleibt dann stehen, und kehrt, wenn man es ihm erlaubt, wieder zurück; ohne jenes Geräusch aber geht er dreist darüber weg. 51) Dieß können wir doch warlich nicht eine vernunftlose Schärfe des Sinnes nen-

50) Bekannt ist die alte Sage der Griechen, daß zu den Zeiten Deukalions eine Art von Sündfluth über Griechenland gekommen ist; daß Deukalion, wie Noah, sich eine Arche, nach dem Rathe der Götter, erbauet hat, und so mit seiner Frau gerettet worden ist. S. Apollodor B. 1. K. 7. Ovids Verwandlungen B. 1. V. 245. ff. Deukalion war ein Sohn Prometheus und König zu Phthia in Thessalien.

51) Dieses Umstandes ist schon oben in der Abhandl. über die Natur und Ursache der Kälte S. 319. gedacht worden.

nennen, ſondern vielmehr eine durch den Sinn bewirkte Schlußfolge, von der Art: Was ein Geräuſch macht, bewegt ſich; was ſich bewegt, iſt nicht gefrohren; was nicht gefrohren iſt, iſt flüſſig, das Flüſſige aber giebt nach und iſt nicht haltbar.

Die Dialektiker ſagen zwar, der Hund bediene ſich an Scheidewegen der disjunktiven Schlußart, und räſonnire alſo: „Das Thier „iſt entweder den, oder jenen, oder dieſen Weg „gegangen; nun aber hat es weder dieſen noch „jenen gewählt; folglich muß es den noch übri„gen Weg gegangen ſeyn“ — ſo daß der Sinn blos den Vorderſatz angebe, die Vernunft aber die Mittelſätze und die Schlußfolge hinzufüge. Jedoch der Hund bedarf eines ſolchen Zeugniſſes gar nicht; denn es iſt falſch und unächt. Der Sinn allein zeigt ihm vermittelſt der Spuren und Ausflüſſe, 52) wohin das Thier geflohen iſt, und bekümmert ſich dabey weder um die disjunktive noch um die connexe Schlußart. 53)

52) Oder, Ausdünſtungen des gejagten Thieres; im Griech. ῥεύματα. Dies halte ich für die richtige Leſeart; πνεύματα aber, was von Xylandern aufgenommen worden, für unſchicklich.

53) Im Griechiſchen ἀξιώματα διεζευγμένα καὶ συμπεπλεγμένα. Da es ſchwer hält, dieſe und andere Kunſtwörter aus der Dialektik der alten Stoiker im Deutſchen verſtändlich auszudrücken, ſo habe ich die lateiniſchen hierin gewöhnlichen Ausdrücke beybehalten. S. H. Hofr. Heyne's Noten zu Epiktet K. 36.

Man kann ja die Natur des Hundes aus vielen andern Handlungen, Leidenschaften und Pflichten kennen lernen, die weder vom Geruche noch vom Gesichte abhängen, sondern blos durch Verstand und Vernunft gethan und gesehen werden müssen.

Es würde lächerlich seyn, wenn ich hier umständlich von dem Gehorsam, der Enthaltsamkeit und Schlauigkeit, die der Hund auf der Jagd beweist, reden wollte, da ihr täglich diese Eigenschaften wahrnehmet und damit zu thun habt. — 54) Einem Römer, der in den bürgerlichen Kriegen war umgebracht worden, konnte Niemand eher den Kopf abhauen, bis die Umstehenden den Hund, der ihn bewachte und vertheidigte, niedergestochen hatten. Der König **Pyrrhus** fand auf einer Reise einen Hund, der den Leichnam eines ermordeten Menschen bewachte; und da er hörte, daß er schon drey Tage ohne alle Nahrung dabey geblieben sey, ließ er den Todten begraben, und den Hund sorgfältig mit fortnehmen. Wenige Tage hernach wurde eine Musterung der Sol-

54) Wahrscheinlich ist hier, wie auch schon Reiske bemerkt hat, eine kleine Lücke, die sich etwa durch die Wendung ausfüllen ließe: Ich begnüge mich also, nur einige bekannte Beyspiele anzuführen — Ueberdies scheint nach του Ρωμαιου, der Name des Römers ausgefallen zu seyn, der von Aelian Gesch. der Th. B. 7. K. 10. Καλβας, von Plinius B. 8. F. 61. Cälius genannt wird — Auf den Kopf des erschlagenen Römers war vermuthlich ein Preiß gesetzt, daß man so sehr nach demselben trachtete.

Soldaten gehalten, wobey dieſe vor dem daſitzenden König vorbeyziehen mußten. Der Hund war mit zugegen und hielt ſich ganz ruhig. Als er aber die Mörder ſeines Herrn vorüber gehen ſah, ſprang er wüthig auf ſie los, bellte ſie an und ſah ſich dabey immer nach dem Pyrrhus um, ſo daß die Leute nicht nur dieſem, ſondern auch allen Anweſenden verdächtig vorkamen. Sie wurden daher ſogleich eingezogen, und in dem Verhör geſtanden ſie, weil noch auſſerdem einige kleine Anzeigen hinzukamen, die Mordthat, und empfiengen den verdienten Lohn. 55) Das nämliche ſoll auch der Hund des Dichters Heſiodus gethan haben, der die Söhne des Naupaktiers Ganyktor verrieth, von welchen Heſiodus war umgebracht worden. 56)

Noch auffallender iſt das, was unſere Väter, als ſie zu Athen ſtudirten, ſelbſt mit angeſehen haben. Ein gewiſſer Menſch hatte ſich in den Aeſkulaps-Tempel geſchlichen, und daſelbſt einige leicht fortzubringende goldene und ſilberne Weyhgeſchenke entwendet. In der Meynung, daß er von Niemanden bemerkt worden, wollte er ſich heimlich davon machen; allein der zur Be-

55) Auch dieſe Begebenheit erzählt Aelian B. 7. K. 10.

56) Die Mörder des Heſiodus hießen nach Pauſanias S. 9. K. 31. Ktimenus und Antiphus, deren Schweſter er ſollte geſchändet haben. In dem Gaſtmahl der ſieben Weiſen, Th. 2. S. 132. ff. iſt mehreres von Heſiodus Tode geſagt worden.

Bewachung des Tempels gehaltene Hund, welcher Kapparus hieß, setzte, da keiner der Küster auf sein Bellen achtete, dem fliehenden Tempelräuber nach, ohne sich durch die Steine, die dieser anfangs nach ihm warf, abwendig machen zu lassen. Bey Tage kam er ihm nicht nahe, sondern folgte ihm von weitem nach, so, daß er ihn immer im Gesichte behielt, und rührte das Futter, das der Dieb ihm vorwarf, niemals an; des Nachts aber, wenn sich dieser zum Schlafen niederlegte, hielt er neben ihm Wache, und sobald er weiter gieng, machte er sich ebenfalls auf und folgte ihm nach. Alle Wanderer, die ihm begegneten, wedelte er freundlich mit dem Schwanze an, während er auf jenen mit grimmigem Bellen losſprang. Als dieß die Nachsetzenden von denen, die sie unterwegs antrafen, erfuhren, und zugleich die Farbe und Größe des Hundes beschreiben hörten, waren sie im Verfolgen desto eifriger, holten den Menschen endlich bey Krommyon 57) ein und führten ihn nach Athen zurück. Der Hund gieng nun auf dem Rückwege voller Stolz und Freude vor ihnen her, gleich als wollte er den Fang des Tempelräubers sich zum Verdienst anrechnen. Die Athener verordneten denn auch, daß ihm auf öffentliche Kosten ein bestimmtes Maaß Getraide gereicht, und seine Wartung den Priestern

57) Ein Städtchen und Vorgebürge am saronischen Meerbusen, das von einigen zum korinthischen, von andern zum megarischen Gebiete gerechnet wird.

ſtern des Tempels für immer anbefohlen wer-
den ſollte, *) worin ſie die Mildthätigkeit ihrer
Vorfahren in Abſicht eines Maulthieres nach-
ahmten. Als nämlich Perikles den Minerven-
tempel 58) auf der Burg erbaute, wurden täg-
lich, wie bey ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen
pflegt, Steine auf vielen Wagen zugeführt.
Eins von den Maulthieren nun, welche ſonſt
mit Dienſte gethan hatten, jetzt aber Alters
wegen entlaſſen waren, gieng denen, die die
Steine ziehen mußten, alle Tage bis in den Ke-
rameikus 59) entgegen, kehrte dann mit ihnen
zurück und lief beſtändig neben ihnen her, um
ſie gleichſam zur Arbeit zu ermuntern und an-
zutreiben. Aus Bewunderung über den Eifer
dieſes Thieres, verordnete das Volk, daß es
auf gemeine Koſten unterhalten werden ſollte,
und erkannte ihm, wie einem durch Alter untaug-
lich gewordenen Kämpfer, die öffentliche Spei-
ſung zu. 60)

Dem-

*) S. Aelians Geſchichte der Thiere S. 7. K. 13.

58) Er heißt im Texte ἑκατομπέδος νεως, weil er ur-
ſprünglich hundert Fuß ins Gevierte hatte. Sonſt
iſt er auch unter dem Namen Parthenon bekannt.
Nachdem er von den Perſern verbrannt worden,
ließ Perikles ihn weit größer und prächtiger
wieder aufführen. Er ſteht noch heutiges Tages
und dient den Türken zu einer Moſchee.

59) Ein öffentlicher Begräbnißplatz in Athen, wohin die-
jenigen, auf der Stadt Koſten, feyerlich beerdigt
wurden, die vor dem Feinde umgekommen ſind.

60) S. Ariſtoteles Geſchichte der Thiere B. 6. K.
24. und Aelian B. 6. K. 49. wo dieſe Geſchichte
ebenfalls erzählt wird.

Demnach müssen wir jenen, die behaupten, daß wir den Thieren keine Gerechtigkeit schuldig sind, nur so lange Recht geben, als die Rede von den im Abgrunde lebenden Wasserthieren ist. Denn diese sind es, mit denen wir in gar keiner Verbindung stehen und die für Freundschaft, Liebe und Gefälligkeit nicht das geringste Gefühl haben. Auch sagt Homer von einem hartherzigen, ungeselligen Menschen sehr gut:

— — — Dich schuf die finstere Meerfluth 61)

weil das Meer kein freundliches, kein sanftmüthiges Thier hervorbringt. Wer aber diese Behauptung auch auf die Landthiere ausdehnet, muß selbst grausam und viehisch seyn, wenn er sagen wollte, daß auch Lysimachus seinem Hunde Hyrkanus keine Gerechtigkeit schuldig gewesen sey, der doch allein bey seinem Leichname sitzen blieb, und da dieser verbrannt wurde, in das Feuer sprang und sich über ihn herwarf. Eben dieß erzählt man auch von einem andern Hunde, den sich ein gewisser Pyrrhus, nicht der König, sondern ein Privatmann gehalten hat. Da nämlich dieser gestorben war, legte sich der Hund neben den Leichnam, folgte dann beym Leichenbegängniß der Bahre, stürzte sich endlich in den Scheiterhaufen und ließ sich mit verbrennen. Der Elephant des in dem Treffen gegen Alexandern hart verwundeten Königs Porus, zog sich mit dem Rüssel viele Wurfspieße sehr behutsam aus dem Körper,

und

61) Im 16ten B. der Iliade, V. 34.

und ungeachtet er selbst übel zugerichtet war, hielt er sich doch noch immer aufrecht, bis er merkte, daß der König durch den Blutverlust entkräftet, niedersinke; dann aber ließ er sich, aus Besorgniß, der König möchte herabstürzen, ganz gemächlich nieder, und machte so, daß der König ohne Schaden an ihm herabgleiten konnte. Der Bukephalus 62) ließ zwar, so lange er ungesattelt war, den Stallknecht aufsitzen; sobald ihm aber das königliche Geschirr und der Halsschmuck angelegt worden, durfte niemand als Alexander selbst an ihn kommen, auf alle anderen, die es wagten, sich ihm zu nähern, lief er mit lautem Wiehern los, schlug gegen sie aus, und zertrat jeden, der nicht eilig genug war, sich durch die Flucht zu retten.

Ich weiß wohl, daß euch diese angeführten Beyspiele zu gemischt und mannichfaltig vorkommen werden; allein es ist so leicht nicht, bey den edlern Thieren eine Handlung zu finden, die uns blos eine einzige Tugend darstellt. Die Liebe und Zärtlichkeit gegen ihre Jungen verräth zugleich eine Art von Ehrbegierde; aus der Kühnheit leuchtet weise Mäßigung hervor, ja selbst die List und Verschlagenheit ist immer noch mit Muth und Herzhaftigkeit verbunden. Indeß wenn man alles genau von einander abson-

62) So hieß bekanntlich das Pferd, das Alexander zu reiten pflegte, und von dem die Alten noch mehrere seltsame Umstände zu erzehlen wissen. S. Plinius B. 8. F. 64.

sondern will, so geben die Hunde 63) dadurch, daß sie von denen, die sich vor ihnen niederwerfen, ablassen, zugleich einen Beweis von einer sanften und erhabenen Denkungsart, wie auch schon Homer bemerkt hat, wenn er sagt:

Plötzlich erblickten Odysseus die wachsam bellenden Hunde
Und sie stürzten auf ihn lautschreyend. Aber Odysseus
Setzte sich klüglich nieder und legte den Stab aus den Händen 64)

Denn sie pflegen diejenigen nicht weiter anzufallen, die sich niederlassen und eine demüthige Stellung annehmen. So erzählt man auch von dem stärksten unter den indischen Hunden, die Alexandern waren geschenkt worden, daß er, als man einen Hirsch, einen Eber und einen Bär nach einander losließ, ganz ruhig liegen geblieben sey, und gar nicht auf diese Thiere geachtet habe. Da aber ein Löwe erschien, sprang er auf, machte sich zum Streite fertig, und zeigte dadurch deutlich, daß er diesen nur für einen würdigen Gegner halte, jene aber verachte. 65) Die Hunde, die man zur Haasenjagd

63) Amyot muß in seinem Exemplar für λυκους die Leseart λεοντες gehabt haben, da er les lions übersetzt.

64) Im 14ten B. der Odyssee, V. 29. f.f.

65) Dieß erzählt auch Aelian Gesch. der Th. B. 8. K. 1. und mit etwas veränderten Umständen Diodor B. 17. K. 94. Beyde sagen, die Stärke dieser Hunde habe daher gerührt, weil sie von Tigern und Hündinnen erzeugt worden.

jagd braucht, pflegen immer den von ihnen selbst getödteten Haasen mit der größten Begierde zu zerreißen, und dessen Blut aufzulekken; wenn hingegen der Haase, wie es oft geschieht, in der Verzweiflung den noch übrigen Athem auf den letzten Lauf verwendet, und dann kraftlos hinstürzt, so rühren sie den gefundenen Todten durchaus nicht an, sondern bleiben dabey stehen, und wedeln mit dem Schwanze, zum Beweise, daß sie nur des Sieges, nicht des Fleisches wegen, kämpfen. *)

Von der List und Verschlagenheit der Thiere giebt es zwar eine große Menge von Beyspielen; indeß werde ich mich hier nur, mit Uebergehung der Füchse, der Wölfe, auch der von den Krähen und Kranichen gebrauchten Kunstgriffe, die jedermann bekannt sind, auf das Zeugniß des Thales, des ältesten unter den Weisen, berufen, welcher sich, wie man sagt, eben dadurch den größten Ruhm erworben hat, daß er einen Maulesel zu überlisten wußte. Eins von den Maulthieren nämlich, die er zum Salzhandel brauchte, war zufälliger Weise in einem Flusse gestrauchelt, und ins Wasser gefallen, und weil es nach Zerschmelzung des Salzes viel leichter aufstand, begriff es bald die Ursache, und merkte sich den Vorfall auf die Zukunft. So oft es also wieder durch den Fluß gehen mußte, setzte es sich mit Fleiß nieder und legte sich

*) Vergl. Aelian G. d. Th. B. 8. K. 2.

sich auf beyde Seiten, um die Gefäße recht ins Wasser zu tauchen. Als Thales dieß erfuhr, ließ er die Gefäße statt des Salzes mit Wolle und Schwämmen anfüllen, sie dem Maulthiere aufladen, und es mit den übrigen forttreiben. Dieß verfuhr auch jetzt wieder nach seiner Gewohnheit; aber da nun seine Ladung eine Menge Wasser an sich zog, so ward es inne, daß die gebrauchte List ihm sehr nachtheilig sey, und gieng in der Folge mit solcher Vorsicht und Behutsamkeit durch den Fluß, daß die Ladung auch nicht einmal wider seinen Willen das Wasser berühren konnte. 66)

Eine andere Art von List, verbunden mit Liebe zu ihren Jungen, beweisen die Rebhühner. Sie gewöhnen nämlich ihre Jungen, die sich noch nicht durch die Flucht retten können, sich, wenn sie verfolgt werden, rücklings auf die Erde zu legen, und eine Erdscholle oder einen Büschel Stroh wie einen Schirm über sich zu halten. Indeß locken sie selbst die Jäger nach einer andern Seite hin, und machen sie auf sich aufmerksam, indem sie ihnen vor den Füßen herumfliegen und sich immer nur wenig über die Erde erheben, bis sie sie endlich durch die Hoffnung eines leichten Fanges weit genug von ihren Jungen entfernt haben 67)

Wenn die Haasen zu ihrem Lager zurückkehren, tragen sie ihre Jungen den einen da, den

66) S. Aelians G. d. Th. B. 7. K. 42.
67) S. Aelians G. d. Th. B. 3. K. 16.

den andern dorthin, so daß diese oft einen Morgen weit von einander entfernt liegen, damit sie, wenn ein Mensch oder ein Hund dazu käme, nicht sämtlich der Gefahr ausgesetzt seyn sollen. Sie selbst legen sich nicht eher zum Schlafen nieder, bis sie durch vieles Hin- und Herlaufen ihre Spur verwirrt, und sich mit einem großen Sprunge von derselben so weit als möglich entfernt haben. 68) Eben so pflegt auch der Bär, sobald er sich von der Krankheit, die wir Pholeia 69) nennen, ergriffen fühlt, erst seine Höhle zu reinigen, ehe er noch ganz erstarrt und zu schwer und unbehülflich dazu wird; wenn er sich dann hineinbegeben will, geht er den ganzen Weg, so leicht er nur kann, und, hebt die Beine so hoch, daß er nur mit der Spitze derselben die Erde berührt; zuletzt aber wirft er sich auf den Rücken, und schleppt sich auf solche Art vollends in die Höhle hinein. Die Hirschkühe werfen gemeiniglich in der Nähe der Landstraßen, weil die Raubthiere nicht leicht bis dahin kommen, und die Hirsche verändern, wenn sie fühlen, daß sie wohlbeleibt, und wegen des vielen Fettes unbehülflich geworden sind, ihren Aufenthalt, und suchen nun ihre Rettung

68) Eben dies sagt Aelian B. 6. K. 47.

69) Diese Krankheit besteht nach Aelian B. 6. K. 2. darin, daß der Bär wegen des vielen gesammelten Fettes sich in eine Höhle begiebt und da in einer gänzlichen Erstarrung liegen bleibt, bis er wieder mager geworden. Im Deutschen könnte man sie Schlafsucht nennen.

in der Verborgenheit, da sie sich nicht mehr auf die Schnelligkeit der Füße verlassen können. 70)

Die Wachsamkeit des Igels und die Art, wie er sich vertheidigt, hat selbst zu einem Sprüchworte Anlaß gegeben:

Viel weiß der Fuchs, der Igel nur eine große Kunst. 71)

Wenn nämlich der Fuchs auf ihn losgeht,

Dann wickelt er den Leib in scharfe Stacheln ein,
Und legt sich hin, geschützt vor Zähnen und vor Tatzen 72)

Noch weit sinnreicher aber ist die Sorge für seine Jungen. Denn im Herbste kriecht er unter die Weinstöcke, schüttelt mit den Beinen die Beeren von den Trauben auf die Erde herab, wälzt sich dann darauf herum und faßt sie so mit den Stacheln auf. 73) Wir haben einmal einen

70) Von den Hirschen erzählt eben dies Aelian B. 6. K. 11.

71) Zenobius führt ebenfalls dieses Sprüchwort in seiner Sammlung S. 140 an, und sagt, daß Archilogus sich dessen in seinem Gedichte Epode bedient habe. Es wird von denen gebraucht, die andere schlaue Leute, so wenig man es ihnen auch zutraute, zu überlisten wissen.

72) Diese Verse sind aus einer Tragödie des Dichters Jon und werden sowohl von Zenobius am angeführten O. als von Athenäus B. 3. S. 91. angeführt.

73) Aelian Gesch. d. Th. B. 3. K. 10. nennt statt der Weinbeere Feigen, und Plinius B. 8. K. 56. hat Aepfel.

einen solchen Igel zu sehen bekommen, und uns allen kam es nicht anders vor, als wenn wir eine Weintraube daher kriechen oder gehen sähen, so sehr war er mit Beeren besteckt. Dann schlüpft er in sein Loch, und läßt seine Jungen die Beeren von sich ablesen, und, die sie nicht gleich verzehren, aufheben. Das Lager der Igel hat immer zwey Oeffnungen, von welchen die eine gegen Süden, die andere gegen Norden gerichtet ist. Wenn sie nun spüren, daß die Luft sich verändern wird, pflegen sie, gleich dem Steuermann, der die Segel nach dem Winde umdrehet, das eine Loch gegen den Wind hin zu verstopfen und das andere dafür aufzumachen. Diesen Umstand hatte Jemand in Kyzikus entdeckt, und kam nun dadurch in den Ruf, daß er von selbst die Veränderungen des Windes vorhersagen könnte.

Einen Beweis von Geselligkeit, mit Klugheit und Einsicht verbunden, geben, nach Juba's Versicherung, die Elephanten. Die Jäger machen nämlich für sie Gruben und bedecken diese leicht mit dünnem Reißig und Erde. Wenn sie nun, wie gewöhnlich, zusammen in Gesellschaft gehen, und einer von ihnen hinein fällt, so tragen die übrigen so lange Holz und Steine herbey, bis sie die Höhlung der Grube ausgefüllt haben, daß jener ganz bequem wieder heraussteigen kann. Auch erzählt Juba, daß die Elephanten, ohne einige Unterweisung zu den Göttern beten, indem sie sich mit Meerwasser reinigen, die aufgehende Sonne verehren,

und dabey statt der Hände den Rüssel emporheben. Daher ist denn auch dieses Thier vor allen andern bey den Göttern beliebt, wie Ptolemäus Philopator bezeugt hat. Dieser wollte nach dem über Antiochus erfochtenen Siege 74) die Götter auf eine ausgezeichnete Art verehren, und brachte ihnen also außer einer großen Menge anderer Thiere auch vier Elephanten zum Dankopfer dar. Allein in der folgenden Nacht wurde er durch Träume, als wenn ihm der Gott wegen jenes seltsamen Opfers mit zorniger Miene drohe, so in Schrecken gesetzt, daß er viele Versöhnungsmittel brauchte, und auch statt der geopferten Elephanten vier eherne aufstellen ließ. Nicht weniger gesellig sind auch die Löwen. Die jüngern nehmen die alten und schwachen mit sich auf die Jagd, die, wenn sie müde geworden sind, sich hinsetzen und warten. Jene setzen indeß die Jagd fort, und sobald sie etwas gefangen haben, rufen sie die Alten durch ein Brüllen, das dem Blöcken eines Kalbes ähnlich ist, herbey. Diese vernehmen es denn gleich, begeben sich hin und verzehren die Beute gemeinschaftlich. 75)

Was

74) Vermuthlich ist hier der Sieg gemeynt, den Ptolemäus Philopator über Antiochus den Großen bey der Stadt Raphiä in Syrien im 217. J. v. Chr. Geb. davon getragen hat, und der von Polybius B. 5. K. 82—86. umständlich beschrieben wird.

75) Weitläuftiger meldet diesen Umstand Aelian in der Gesch. d. Thiere B. 9. K. 1.

Was die Liebe betrifft, ſo iſt ſie zwar bey vielen Thieren wild und mit Raſerey verbunden; doch giebt es auch einige, die dabey ein ſehr feines Gefühl verrathen, und im Umgange nicht wenig Zärtlichkeit blicken laſſen. Von der Art war die Liebe jenes Elephanten in Alexandrien, des Nebenbuhlers des Grammatikers Ariſtophanes. 76) Beyde liebten ein Mädchen, das Blumenkränze verkaufte, und der Elephant gab ſeine Neigung nicht weniger deutlich zu erkennen. Denn ſo oft er vor dem Markt vorbeygieng, brachte er ihr Obſt mit, blieb eine lange Zeit bey ihr ſtehen, ſteckte auch ſeinen Rüſſel wie eine Hand in ihren Buſen, und befühlte ihr ganz ſanft die Brüſte. Jene in eine Aetolierinn 77) verliebte Schlange, kam des Nachts zu ihr ins Bette, ſchlüpfte ihr auf den bloßen Leib, umſchlang ſie, ohne ihr etwas zu Leide zu thun, weder mit Vorſatz noch aus Verſehen, und begab ſich dann immer gegen die Morgenröthe ganz ſittſam wieder weg. Da ſie dieß unabläſſig that, brachten endlich die Anverwandten das Mädchen an einen ziemlich entfernten Ort. Die Schlange kam nun drey

76) Er war von Byzanz gebürtig, ein Schüler des Eratoſthenes und lebte zu Alexandrien unter dem Ptolemäus Euergetes und Philopator. Der ſonderbaren Nebenbuhlerſchaft erwähnt auch Aelian Geſch. d. Th. B. 1. K. 38. und Plinius B. 8. K. 5.

77) Aelian erzählt dieſe Geſchichte auch B. 6. K. 17. verlegt ſie aber nach Judäa oder Idumäa, nicht nach Aetolien.

oder vier Nächte nicht, und gieng, wahrscheinlicher Weise indeß herum, um sie aufzusuchen. Nachdem sie endlich das Mädchen ausfindig gemacht hatte, schlang sie sich nicht, wie bisher, auf eine sanfte, zärtliche Art, sondern mit unfreundlicher Wildheit um sie herum, band ihr die Hände mit dem einen Ringel fest an den Leib, und peitschte dann mit dem Schwanze ihre Schenkel, wodurch sie einen leichten, mit Liebe vermischten Zorn, der mehr Schonung als Rache verrieth, zu erkennen gab. Ich übergehe hier jene Gans in Aegypten, 78) die einen Knaben liebte, so wie den in die Zithersängerin Glauke verliebten Widder, weil beyde Geschichten allgemein bekannt sind, und ihr, glaube ich, der vielen Erzählungen überdrüssig seyd.

Die Raben, die Staare und die Papageyen, welche reden lernen, und den Hauch ihrer nachahmerischen Stimme durch Unterricht so leicht

zu

78) Dieser Gans gedenkt sowohl Aelian B. 5. K. 29. als Athenäus B. 13. S. 606. und Plinius B. 10. S 26. Alle diese sagen, die Sache sey ἐν Αἰγείῳ τῆς Ἀχαΐας, in der Stadt Aegium in Achaja, geschehen; folglich ist hier wohl ἐν Αἰγύπτῳ eine verdorbene Lesart, die aus jener verbessert werden muß. Der Knabe, der von der Gans geliebt wurde, hat Amphilochus, und nach Plinius, Olenus geheißen. Die Zithersängerin Glauke war von Chius gebürtig, und eine Geliebte des Ptolemäus Philadelphus. S. noch Aelian B. 1. K. B. 6. 8. K. 11.

zu vernehmlichen Tönen umbilden laſſen, ſcheinen mir in Abſicht des Lernens und Begreifens alle übrigen Thiere zu vertreten, indem ſie uns belehren, daß auch ſie des mündlichen Vortrags und der deutlichen articulirten Stimme theilhaftig ſind. In der That iſt es alſo höchſt lächerlich, dieſe Thiere mit jenen in Vergleichung ſetzen zu wollen, die nicht einmal ſo viele Stimme erhalten haben, als zum Heulen oder Seufzen erforderlich iſt. Was hingegen für ein Reiz, was für eine Anmuth ſelbſt in den natürlichen und kunſtloſen Tönen dieſer Geſchöpfe liegt, bezeugen die größten Dichter und Tonkünſtler, welche die ſchönſten Gedichte und Lieder mit dem Geſange der Schwäne und Nachtigallen vergleichen.

Da indeß das Lehren mehr Vernunft vorausſetzt als das Lernen, ſo muß man nun wohl dem Ariſtoteles Glauben beymeſſen, wenn er verſichert, daß die Thiere dieß ebenfalls thun. Er ſagt nämlich, 79) man habe eine Nachtigall ihre Jungen im Singen unterrichten geſehen. Ein Zeugniß für ihn iſt der Umſtand, daß diejenigen ſchlechter ſingen, welche ganz klein gefangen und von der Mutter entfernt aufgezogen worden ſind. Denn jene, welche die Mutter ſelbſt groß zieht, werden auch von ihr unterrichtet, und lernen ihre Töne, indem ſie nicht um Lohn oder der Ehre wegen, ſondern blos zum Vergnügen ſingen, und auf die Schönheit der Stimme mehr als auf den Nutzen derſelben Rück-

79) In der Geſchichte der Thiere B. 4. K. 9. am Ende.

sicht nehmen. Ich kann euch hiervon eine Geschichte erzählen, die ich von vielen Griechen und Römern, als Augenzeugen, vernommen habe. Ein Barbier in Rom, der seine Bude vor dem Heiligthum, der Griechenmarkt 80) genannt hatte, hielt sich einen bis zur Bewunderung lauten und geschwätzigen Specht, der nicht nur ohne allen Zwang die Worte des Menschen, das verschiedene Geschrey der Thiere und die Töne der Instrumente nachmachte, sondern auch mit größter Anstrengung sich übte, keinen Laut unnachgeahmt vorbeyzulassen. Einst fügte sichs, daß in der Nachbarschaft ein reicher Mann unter dem Schalle vieler Trompeten zu Grabe getragen wurde, und da der Zug, wie gewöhnlich, in dieser Gegend stille hielt, mußten die Trompeter, die vielen Beyfall fanden, hier eine geraume Zeit blasen. Nach diesem Tage nun war der Specht ganz stumm und ohne Laut, so daß er nicht einmal seine bey den nöthigsten Bedürfnissen gewöhnlichen Töne hören ließ. Alle, die vorher sein Geschwätz bewundert hatten, befremdete nun dessen Stillschweigen noch weit mehr, wenn sie vor dem Orte vorbeygiengen, ohne das ihnen bekannte Geschrey zu vernehmen.

80) Wahrscheinlich meynt Plutarch das Græcostadium oder Græcostasis, ein großes und prächtiges Gebäude zu Rom in der heiligen Straße (via sacra) nicht weit von dem Tempel der Concordia, wo die Gesandten fremder Völker eingeführt wurden, ehe sie vor dem Senate Audienz bekamen, und dann auch die Antwort und den Beschluß des Senates abwarteten.

men. Einige warfen auf die Handwerksgenossen des Barbiers einen Verdacht wegen Vergiftung; die mehresten aber vermutheten, daß die Trompeten den Specht des Gehörs beraubt hätten, und daß dann mit dem Gehör auch die Stimme erloschen wäre. Allein es war keins von beyden, sondern wie es scheint, eine Uebung und Zurückziehung des Nachahmungstriebes in sich selbst, der die Stimme gleichsam wie ein Instrument stimmte und zurecht machte. Denn auf einmal kam sie in voller Kraft wieder zurück, so, daß sie keine von den alten und gewöhnlichen Nachahmungen mehr hören ließ, sondern die Trompeterstückchen mit allen Wendungen wiederholte, und selbst die Veränderungen der Töne und den Takt aufs genaueste ausdrückte; ein Beweis, daß die Thiere, wie ich vorhin sagte, mehr Vernunft äußern, sich selbst zu unterrichten, als durch fremden Unterricht etwas leicht zu erlernen.

Noch glaube ich, bey dieser Gelegenheit die Kunststücke eines Hundes, die ich selbst in Rom beobachtet habe, nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Ein pantomimischer Schauspieler bediente sich bey einem sehr verwickelten Stücke, wozu eine Menge Personen gehörten, eines Hundes, der alles, was die vorkommenden Handlungen und Leidenschaften erforderten, aufs beste nachzuahmen wußte. Da man unter andern eine gewisse Arzeney, die nur schlafmachend war, aber für tödtliches Gift gehalten wurde, an ihm probiren wollte, nahm er das

mit der Arzeney angemachte Stück Brod', und bald nachdem er es hinuntergeschluckt hatte, fieng er an, am ganzen Leibe zu zittern und taumelnd hin und her zu wanken. Endlich streckte er sich auf dem Boden hin, lag wie todt, und ließ sich ziehen und wegtragen, wie die Vorstellung es mit sich brachte. Als er hierauf aus den Reden und Handlungen merkte, daß es Zeit wäre, fieng er erst an, sich sachte zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, richtete den Kopf in die Höhe und sah sich überall um. Da man sich darüber verwunderte, sprang er vollends auf, lief auf die gehörige Person zu, und bezeugte sich gegen diese sehr freundlich und vergnügt, so daß alle Zuschauer, selbst der alte Kaiser Vespasian, der in dem Theater des Marcellus mit zugegen war, dadurch nicht wenig gerührt wurden.

Vielleicht hält man es aber für lächerlich, daß ich hier von dem Vermögen der Thiere zu lernen, so viel Aufhebens mache, da Demokritus beweiset, daß wir selbst in den wichtigsten Dingen Schüler von ihnen gewesen sind, zum Beyspiel, von der Spinne im Weben und Nähen, von der Schwalbe im Bauen, von den Singvögeln, dem Schwane, und der Nachtigall, im Singen. Selbst von den drey Arten der Arzeneykunst 81) finden

81) Diese drey Arten der Arzeneykunst sind, die Heilung der innern Krankheiten durch Medicamente; die diätetische, durch Beobachtung einer gehörigen Lebensordnung; und die Chirurgie, oder die Heilung der äußern Schäden des Körpers. Alle drey werden hier besonders angeführt.

finden wir bey ihnen die deutlichsten Spuren. Sie kennen nicht allein die Heilung der innern Krankheiten durch Medikamente. So bedienen sich die Schildkröten sogleich des Dostenkrauts, und die Wiesel der Raute, wenn sie etwa von einer Schlange gefressen haben. 82) Die Hunde heilen sich von der Gallsucht (Cholera) durch ein gewisses purgirendes Kraut. 83) Die Schlange reibt ihre blöde gewordenen Augen mit Fenchel, und macht sie dadurch wieder helle. 84) Der Bär frißt, wenn er aus seiner Höhle hervorgeht, zu allererst wildes Arum, dessen Schärfe die zusammengeschrumpften Eingeweide eröffnet. 85) Verspürt er einen Eckel, so geht er zu einem Ameisenhaufen, wühlt ihn um und setzt sich dabey hin, indem er seine von einem süßen Safte fette und weiche Zunge weit herausstreckt, bis sie voller Ameisen ist; denn das Verschlucken derselben ist ihm sehr heilsam. Auch sollen die Aegypter dem Vogel Ibis, der sich vermittelst der Einspritzung des Seewassers reiniget, die Kur

82) Aristoteles führt dieses B. 9. K. 6. als eine gemachte Erfahrung an. Vergl. Aelian B. 4. K. 14. B. 6. K. 12. Plinius B. 8. F. 41.

83) S. Aristoteles Gesch. d. Th. B. 9. K. 6. Aelian B. 5. 46. B. 8. K. 9. beyde wissen auch dieses Kraut nicht weiter zu bestimmen.

84) S. Aristoteles B. 8. K. 17. Aelian B. 9. K. 16. und Plinius B. 8. F. 41.

85) S. Aelian B. 6. K. 3. Plinius B. 8. F. 54.

Kur durch Klystiere abgelernt haben, 86) und die Priester derselben brauchen zu ihrem Weyhwasser kein anderes, als solches, wovon ein Ibis getrunken hat, weil dieser Vogel kein verdorbenes oder ungesundes Wasser anrührt. Auch heilen sich einige durch Enthaltung von aller Nahrung, wie zum Beyspiel die Wölfe und Löwen, die, wenn sie des Fleisches satt und überdrüssig sind, ruhig und stille liegen, und sich erwärmen. Man erzählt von einem Tiger, der, als ihm ein Bock war übergeben worden, zwey Tage lang diät hielt und nicht fraß; am dritten, da ihn hungerte, wollte er etwas anders haben, und drohte seinen Käfig zu zerbrechen, dem Bock aber that er nichts zu Leide, weil er an ihm nun schon einen Tisch- und Hausgenossen zu haben glaubte. Selbst von der Chirurgie sollen die Elephanten Gebrauch machen. Sie treten, wie man erzählt, zu den Verwundeten, und ziehen ihnen die Spieße, Lanzen und Pfeile ohne Schaden und Verletzung sehr geschickt aus den Wunden. Die Ziegen in Kreta, die durch den Genuß des Diktams 87) die Pfeile aus

86) S. Aelian S. 2. K. 35. S. 7. K. 45. Plinius S. 8. F. 41. Letzterer erklärt diese Sache etwas deutlicher, daß nämlich der Ibis mit seinem krummen Schnabel sich in den Ort, durch welchen das Grobe der Nahrung am dienlichsten abgeführt wird, das Seewasser hineinspritze.

87) Von diesem balsamischen und wohlriechenden Kraute, das der Insel Kreta oder Candia eigen seyn soll, s. Savary Briefe über Candia im

aus ihrem Körper heraustreiben, haben schwangere Weiber die abtreibende Kraft dieses Krautes kennen gelehret. Denn sobald sie verwundet werden, suchen sie nur mit der größten Begierde das Diktamkraut auf.

Die Verwunderung über alle diese Dinge, so erstaunlich sie auch an und für sich seyn mögen, wird jedoch durch den Umstand um vieles vermindert, daß es Thiere giebt, die sogar einen Begriff von der Zahl und das Vermögen zu zählen haben, wie die Ochsen bey Susa. Es werden nämlich daselbst Ochsen gehalten die zur Bewässerung des königlichen Lustgartens vermittelst eines Rades das Wasser aus der Tiefe schöpfen müssen. Jeder von ihnen bringt täglich hundert Eimer voll herauf, mehrere aber kann man auf keine Weise, selbst nicht durch gewaltsame Mittel von ihnen erhalten. Man hat sie schon oft zur Probe an das Rad gestellt; allein sie bleiben stehen und rühren sich nicht von der Stelle, wenn sie einmal ihre bestimmte Arbeit verrichtet haben. So genau weiß dieses Thier die Summe zusammen zu zählen und im Gedächtniß zu behalten, wie Ktesias 88) von Kni-

im 10ten Th. der Länder- und Völkerkunde S. 111. ff. und Hn. Beckmanns Anmerkungen zu Aristot. de mirabil. auscult. S. 18. — Den Umstand von den Ziegen in Kreta führen auch Aristoteles Ges. der Th. B. 9. K. 6. und Aelian vermischte Ges. B. 1. K. 10. an.

88) Aus eben diesem fabelhaften Geschichtschreiber, der nicht lange nach Herodot lebte, erzählt den Umstand auch Aelian B. 7. K. 1.

Knidus erzählet hat. Die Libyer lachen über die Aegypter, welche versichern, daß die Gazelle an dem Tage und zu der Stunde, da der Stern, den sie Sothen, wir aber Sirius und Hundsstern nennen, aufgeht, ein Geschrey hören lasse; denn sie behaupten, daß bey ihnen alle Ziegen zusammen, wenn dieser Stern mit der Sonne aufgeht, sich genau nach der Gegend umwenden, und nach Osten hinsehen. 89) Dieß sey auch der sicherste Beweis von dem jährlichen Umlaufe, und stimme mit den mathematischen Regeln völlig überein.

Damit sich nun aber diese Rede auf eine würdige Art schließe, wohlan! so wollen wir, wie man zu sagen pflegt, den Stein auf der heiligen Linie fortrücken 90) und über die Göttlichkeit und Wahrsagerkunst der Landthiere noch etwas weniges sagen. Die Auguration ist nämlich von uralten Zeiten her der vorzüglichste und edelste Theil der Wahrsagerkunst, weil die Schnelligkeit und geistige Natur der Vögel, die ihrer Gewandtheit wegen jeder Vorstellung gehorcht, sich von Gott wie ein Instrument brauchen

89) S. Aelian B. 7. K. 8. und Plinius B. 2. K. 40. beyde sagen, daß die Oryx, eine Art wilder Ziegen, sich gegen den aufgehenden Hundsstern stelle, ihn angucke und durch Niesen gleichsam begrüße.

90) D. h. den wichtigsten und vornehmsten Punkt noch anführen. Von diesem Sprüchwort s. die Abhandlung, ob ein Greis den Staat verwalten könne? Th. 6. S. 352.

chen und nicht nur zu Bewegungen, sondern auch zu Stimmen, Tönen und Stellungen, bald im Stehen, bald im windschnellen Fluge anwenden läßt, um manche Vorsätze und Handlungen zu hintertreiben, andere glücklich zu Ende zu bringen. Daher nennt Euripides überhaupt die Vögel Herolde der Götter, und Sokrates sagt, er mache sich selbst zum Mitknecht der Schwäne; so wie auch andererseits unter den Königen Pyrrhus sich gern einen Adler und Antiochus sich einen Habicht hat nennen lassen. 91) Die Namen der Fische hingegen pflegen wir nur Thoren und einfältigen Leuten schimpfweise oder aus Hohn beyzulegen. So unzählbare Fälle sich nun auch anführen ließen, welche uns die Landthiere und Vögel von Seiten der Götter andeuten und vorhersagen, so kann doch der Vertheidiger der Wasserthiere keinen einzigen von der Art aufweisen; sondern alle diese sind, stumm und blind für die Vorsehung, in den titanischen, von den Göttern verlassenen Raum, wie in eine Hölle, verstoßen, wo Vernunft und Denkkraft der Seele ganz verloschen ist, und worin sie bey dem äusserst kleinen Theile von Empfindung, der ihrer Natur

91) Von Pyrrhus sagt dies auch Plutarch in den Maximen Th. 2. S. 213. Nach Justinus B. 27. K. 2. aber ist Antiochus, ein Bruder des Seleukus Kallinikus, seiner Raubsucht wegen, Hierax oder Habicht genannt worden. Vergl. Aelian B. 7. K. 45.

Natur beygemischt oder vielmehr verschwemmt worden, mehr zu zappeln als zu leben scheinen.

Herakl. Nun, mein lieber Phädimus, ziehe die Augenbraunen auf und ermanne dich, um für uns Insulaner und Seeleute zu reden. Aristotimus hat in der That nicht im Scherze gesprochen, sondern eine kraftvolle und künstlich ausgearbeitete Rede gehalten, der weiter nichts als Bühne und Schranken 92) fehlten.

Phädim. Die List, mein Herakleon, mit der man uns da überrascht hat, fällt bald in die Augen. Denn noch sind wir vom gestrigen Rausche taumelnd und schlaftrunken, während dieser rüstige Streiter, der uns mit sorgfältiger Vorbereitung angegriffen hat, wie du selbst siehst, ganz nüchtern ist. Doch darf ich den angebotenen Kampf nicht ablehnen, weil ich, ein Bewunderer des Pindarus, dessen Ausspruch nicht gern auf mich anwenden lasse: „Bey angestellten Wettkämpfen stürzt jede Ausflucht den Ruhm hinab in tiefe Finsterniß.“ 93) Wir haben ja für jetzt gute Muße, da nicht nur die Chöre, sondern auch die Hunde, die Pferde, jedes

92) D. h. die gar wohl für eine gerichtliche Rede passiren könnte, deren sich kein Anwalt zu schämen braucht Die Schranken, κιγκλιδες, umgaben den Gerichtsplatz und die Rednerbühne, um das Zudrängen des Volks zu hindern.

93) Diese Stelle ist auch schon in der Abhandlung: Ob ein Greis die Verwaltung eines Staats führen könne, Th. 6. S. 352. angeführet worden.

jedes Netz und Garn unthätig sind, und allen Thieren ohne Unterschied sowohl auf dem Lande als im Meere dieser Reden wegen für heute ein Waffenstillstand bewilliget worden. Doch fürchtet euch deshalb nicht; ich werde von dieser Muße einen sehr mäßigen Gebrauch machen, und weder die Meynungen der Philosophen, noch die Mährchen der Aegypter, noch auch die unverbürgten Erzählungen der Ind r oder Libyer anführen. Ich begnüge mich, von den vielen Thatsachen, welche überall die Seeleute zu Zeugen haben, und durch den Augenschein selbst ihre Bestätigung erhalten, nur einige wenige anzuführen.

Die Beweise für die Landthiere sind freylich nicht versteckt, sondern liegen zu Jedermanns Einsicht frey und offen da; das Meer hingegen läßt uns immer nur wenige und kärgliche erblikken. So verdeckt es die Erzeugung und Ernährung der mehresten Thiere, auch den Angriff und die Vertheidigung gegen einander, wobey doch gewiß nicht wenige Handlungen der Klugheit, des Gedächtnisses und der Geselligkeit vorkommen, deren Nichtkenntniß meiner Untersuchung sehr nachtheilig ist. Ueberdieß haben die Landthiere, die wegen der gemeinsamen Wohnung und Lebensart gewissermaßen mit menschlichen Sitten angesteckt werden, den Vortheil der Erziehung, des Unterrichts und der Nachahmung, die alles Widrige und Unfreundliche, wie ein Zuguß von Flußwasser das Seewasser, versüßt, dagegen aber jede Trägheit und Dumm-

heit durch die den Menschen abgelernten Bewegungen ermuntert und anfeuert. Auf der andern Seite ist das Leben der Seethiere durch eine gar große Kluft von dem Umgange mit den Menschen abgesondert; es enthält nichts, das erst von außen oder durch Angewöhnung eingeführt wäre; es ist vielmehr von ganz eigener Art, sich selbst überlassen, und von allen fremden Sitten durchaus rein, aber nur des Ortes wegen, nicht seiner Natur nach. Denn diese, die von Unterricht so viel, als ihr zugefallen ist, gerne aufnimmt und behält, macht nicht nur viele Aale gegen die Menschen zahm, wie die sogenannten heiligen in der Arethusa, 94) sondern auch andere Fische an vielen Orten so folgsam, daß sie sich bey Namen rufen lassen. Von der Art war, wie man erzählt, die Lamprete des Crassus, über deren Tod dieser geweint hat. Als Domitius einst zu ihm sagte: „Hast du nicht über den Tod einer Lamprete „geweint?" antwortete er ihm: „Und hast du „nicht drey Weiber begraben, ohne eine Thräne „zu vergießen?" 95) Die Krokodile in Aegypten ken-

94) Arethusa war eine berühmte fischreiche Quelle oder Brunnen in der Insel Ortygia, die einen Theil der Stadt Syrakus ausmachte. Dieser heiligen Aale gedenkt auch Aelian in der Gesch. d. Th. B. 8. K. 4. — Im Texte scheint mir hier eine Versetzung der Worte nöthig zu seyn, so daß ἱερας λεγομενας nach ὥσπερ τας zu stehen kommen muß.

95) Auch diese Anekdote erzählt Aelian am ang. O.

kennen die Stimme der Prieſter, die ſie rufen und leiden es, daß man ſie anrührt; ja ſie ſperren ſogar den Rachen auf, und laſſen ſich mit den Händen die Zähne ausputzen und mit Tüchern abwiſchen. 96) Unſer Freund Philinus, der kürzlich von einer Reiſe durch Aegypten zurückgekommen iſt, verſicherte, daß er in Antäopolis 97) ein altes Weib neben einem Krokodil, der auf einem Bette ruhig ausgeſtreckt lag, ſchlafen geſehen habe. So hat man auch eine alte Erzählung, daß, als ein Krokodil auf den Ruf des Königs Ptolemäus nicht hörte, und ſich durch kein Bitten und Flehen bewegen ließ zu erſcheinen, die Prieſter dieß als eine Vorbedeutung ſeines bald erfolgten Todes angeſehen hätten. Solchergeſtalt wäre denn auch das Geſchlecht der Waſſerthiere nicht ganz der Ehre der Wahrſagerkunſt beraubt; zumal da mir auch verſichert worden, daß die Einwohner von Sura, 98) einem Dorfe in Ly-

96) Eben dies verſichert Aelian am ang. O. von den heiligen Krokodillen der Aegypter; führt auch den folgenden Umſtand vom Könige Ptolemäus an, ohne jedoch zu beſtimmen, welcher es geweſen iſt.

97) Eine Stadt in Oberägypten, oder Thebais an der Oſtſeite des Nils. Sie hatte ihren Namen von Antäus, Oſiris Statthalter über die ſüdlichen Provinzen, der hier in einem beſondern Tempel verehret wurde.

98) Dieſes Dorfes geſchiehet ſonſt nirgends Erwähnung; Myra aber war eine der ſechs vorzüglichſten Städte in Lykien, und lag nicht weit vom Meere.

kien zwischen Phellus und Myra, sich an dem Ufer hinsetzen, und da, wie man anderwärts mit den Vögeln thut, die Wendungen, das Verfolgen und Fliehen der Fische beobachten, um daraus nach gewissen Regeln Vorbedeutungen zu ziehen.

Dieß mag denn genug seyn, um zu beweisen, daß diese Thiere uns nicht so ganz fremd sind, auch nicht außer aller Verbindung mit uns stehen; aber von der ihnen eigenen und mit nichts Fremdem vermischten Klugheit ist doch wohl der Umstand ein allgemeiner und sicherer Beweis, daß kein einziges schwimmendes Thier — ich nehme diejenigen aus, die an den Felsen kleben und da angewachsen sind — von den Menschen so leicht und ohne Mühe gefangen werden kann, wie die Esel von den Wölfen, die Bienen vom Immenfraß, 99) die Grillen von den Schwalben, und die Schlangen von den Hirschen, die eben davon bey uns ihren Namen bekommen haben, weil sie die Schlangen so leicht herbeyziehen, nicht aber von ihrer Leichtigkeit oder Flüchtigkeit 100).

Das

99) So heißt ein gewisser Vogel, der sich von den Bienen nährt, im Griechischen μεροψ, Merops Apiaster Linn. S. Plin. B. 10. K. 51.

100) Dies bezieht sich auf die griechische Benennung des Hirsches ελαφος, welche sonst gewöhnlich von ελαφρος, leicht, behende, hergeleitet wird. Hier aber von ἑλκειν τους ὀφεις, dem Aufziehen der Schlangen. Von dieser Eigenschaft des Hirsches, die Schlangen durch das Schnauben der Nase an sich zu ziehen, s. Plinius B. 8. K. 50.

Das Schaaf lockt mit seinem Fuße den Wolf herbey, und dem Panther sollen sich die mehresten Thiere, vorzüglich der Affe von selbst nähern, weil sie an dem lieblichen Geruche desselben Vergnügen finden. 1) Dagegen besitzen fast alle Seethiere ohne Ausnahme ein gewisses mißtrauisches Vorgefühl und eine mit Klugheit verbundene Wachsamkeit gegen die Nachstellungen, welche nicht nur den Fang derselben künstlich und mühevoll, sondern auch eine Menge Werkzeuge und viele betrügerische Ränke nothwendig macht.

Hiervon können uns schon gewöhnliche und alltägliche Dinge überzeugen. So sieht man es nicht gern, wenn die Angelruthe zu dick ist, ob sie gleich wegen des Zuckens und Schlagens der gefangenen Fische stark seyn muß; sondern man wählt immer eine dünne, damit sie nicht einen zu breiten Schatten werfen und dadurch die Fische schüchtern und argwöhnisch machen soll. Sodann darf auch die Schnur nicht viele Knoten haben, und nicht rauh oder ungleich seyn, weil sonst die Fische auch daraus die Nachstellung merken. Ueberdieß sieht man darauf, daß die Haare, die zunächst an die Angel stoßen, so weiß als möglich scheinen, weil sie auf die

1) Diese Eigenschaft des Panthers meldet auch Aristoteles Gesch. d. Th. B. 9. K. 6. Plinius B. 8. K. 23. und Aelian Gsch. d. Th. B. 5. K. 40. Uebrigens scheint Aelian diese Stelle von dem leichten Fange gewisser Thiere vor Augen gehabt zu haben, indem sie B. 8. K. 6. fast wörtlich vorkömmt.

Art wegen Anhänglichkeit der Farbe im Wasser nicht so leicht bemerkt werden können. Jene Stelle Homers:

Jene sank, wie gerändetes Bley in die Tiefe hinunter,
Welches über dem Horn des geweideten Stieres befestigt
Sinkt, Verderben zu bringen den gierigen Fischen des Meeres — 2)

verstehen einige ganz falsch, wenn sie daraus schließen, daß die Alten zu den Angelschnüren Ochsenhaare gebraucht hätten. Das Wort Keras (Horn) soll nämlich hier so viel als Haar bedeuten, und davon Keirasthai (sich scheeren) und Kura (die Schur) herkommen, so wie auch das Wort Keroplastes, welches beym Archilochus einen Menschen bedeutet, der sich gern schmückt und die Haare kräußelt. Allein dieß ist ganz falsch; man braucht nur Pferdehaare zu den Schnüren, und zwar solche, die von Hengsten genommen sind. Denn die Stuten benetzen die Haare immer mit Urin, wodurch sie unhaltbar werden. Aristoteles selbst sagt, in diesen Worten liege gar nichts gesuchtes oder ungewöhnliches; denn man pflege wirklich über der Angel um die Schnur herum ein Stückchen Horn zu befestigen, weil die Fische gerne in die Höhe springen und die Schnur abbeißen. Runder Angeln bedient man sich gegen die Alete und die Amien, weil diese ein kleines Maul haben, und sich vor allem, was lang und gerade

2) Im 24ten B. der Iliade, V. 80. ff.

rade iſt, fürchten. 3) Oft ſchwimmt der Alet ſelbſt um die runde Angel argwöhniſch herum, ſchlägt mit dem Schwanze nach dem Köder und beugt das Abgeſchlagene zurück; kann er dieß nicht, ſo zieht er das Maul zuſammen, und nagt ſo mit der Spitze der Lippen die Lockſpeiſe vorſichtig ab. Der Meerwolf 4) zieht, wenn er ſich an einer Angel gefangen fühlt, weit herzhafter als der Elephant, nicht einem andern, ſondern ſich ſelbſt, das Geſchoß heraus, indem er durch Beugung des Kopfes nach beyden Seiten die Wunde erweitert, und die Schmerzen von dieſer Zerfleiſchung geduldig aushält, bis er die Angel wieder herausgebracht hat. Der Seefuchs 5) nähert ſich oft gar nicht der Angel und entgeht ſo der Nachſtellung; hat er ſich nun aber einmal daran gefangen, ſo kehrt er ſich gleich heraus. Denn wegen ſeiner Stärke und Geſchwindigkeit beſitzt er die Eigenſchaft, den Körper zu wenden und umzukehren, ſo daß, wenn das Innere herauskömmt, die Angel wieder abfällt.

Dieſe Dinge nun verrathen doch immer eine gewiſſe Einſicht, ſo wie einen geſchickten

3) Κιστρεις και Αμιαι; was letztere für eine Gattung von Fiſchen iſt, darüber iſt man noch nicht einig. Nach einigen ſoll Amia dem Thunfiſch, nach andern den Okombern oder Makrelen ähnlich ſeyn. Manche halten ihn auch für den Wels.

4) Λαβραξ, Lupus marinus oder Lucius.

5) S. Aelian B. 9. K. 12. Einige halten den Seefuchs für Squalus Alopecia, Linn.

und künstlichen Gebrauch derselben, wenn es die Umstände erfordern. Andere wieder beweisen, daß die Fische mit dieser Einsicht auch Geselligkeit und wechselseitige Liebe verbinden, wie zum Beyspiel die Anthiä und Skari. Wenn ein Skarus 6) die Angel verschluckt hat, springen alle andere Skaren, die in der Nähe sind, herzu, und beißen die Schnur ab. Sie halten auch denen, die in eine Bunge 7) gerathen sind, die Schwänze hin, um hineinzubeißen, und ziehen sie so mit vielem Eifer wieder heraus. Die Anthiä 8) helfen ihres Gleichen auf eine noch kühnere Art. Sie legen nämlich die Schnur über den Rücken her, und suchen sie mit der Schärfe der empor gerichteten Floße zu zerschneiden und durchzusägen. Im Gegentheil ist uns kein Landthier bekannt, das es wagte, dem andern in der Gefahr beyzustehen, weder der Bär, noch der Eber, noch die Löwin, noch das Pantherthier. Die Thiere, die von einerley Art sind, halten sich

6) Die Naturforscher sind noch nicht einig, was dies für eine Gattung von Fischen ist. Einige halten ihn für den Meerbrasmen oder Meerbrachsen. Vergl. Aelian Ges. d. Th. B. 1. K. 4.

7) Ein Fischergeräthe aus Weiden geflochten, das einen engen Eingang und einen weiten Bauch hat. Man nennt es auch Reusen. Im Griech. κυφτος, lat. nassa.

8) Auch diese Gattung von Fischen läßt sich nicht bestimmen. S. Plinius B. 9. F. 85. wo der Fang derselben umständlich beschrieben wird. H. Große nennt ihn Rundkopf.

ſich wohl in den Theatern zuſammen, und laufen mit einander im Kreiſe herum; aber keins hat die Einſicht oder den Muth, dem andern zu helfen, vielmehr fliehen ſie und entfernen ſich von dem verwundeten und getödteten, ſo weit ſie nur können. Jene Erzählung von den Elephanten, mein Lieber, welche die Gruben ausfüllen, und dem, der hineingefallen iſt, wieder heraushelfen, iſt äußerſt ſeltſam und befremdend, und befiehlt uns gleichſam durch ein königliches Edikt, ihr Glauben beyzumeſſen, weil ſie in den Schriften des Königs Juba ſteht. Geſetzt aber, daß ſie wahr iſt, ſo beweiſt ſie, daß viele Seethiere an Geſelligkeit und Einſicht dem weiſeſten unter den Landthieren nichts nachgeben. Doch wird vielleicht von ihrer Geſelligkeit noch beſonders geſprochen werden.

Die Fiſcher, welche wohl einſehen, daß der Gebrauch der Angel von den mehreſten Fiſchen als ein ſchlechter und unedler Kunſtgriff verachtet wird, nehmen nun ihre Zuflucht zur Gewalt, und bedienen ſich nach perſiſcher Sitte 9) der Netze, weil diejenigen, die damit umfaßt werden, durch keine Weisheit oder Verſchlagenheit entwiſchen können. So fängt man mit

9) Nach Herodot B. 6. K. 31. pflegten die Perſer die Einwohner der eroberten griechiſchen Inſeln zuſammen zu fangen, indem ſie ſich einander bey der Hand faßten, dann in einer Linie die Inſel von einem Ende bis ans andere durchzogen und die Einwohner zuſammenjagten. Dies nennt Herodot σαγηνευειν, mit einem Zuggarn einfangen.

mit Waten und Hamen 10) Alete, Seegrillen, Mormyren, Sargen, Koben und Meerwölfe; andere hingegen, die gern den Grund suchen, wie die Meerbarben, Goldkarpen und Skorpien, pflegt man mit größern Netzen und Zuggarnen einzuschließen und fortzuziehen. Homer hat daher mit Recht diese Art von Netzen Panagra, das heißt, alles fangend genannt. 11) Und doch wissen auch gegen diese die Meerwiesel Hülfsmittel, so gut wie der Meerwolf. Wenn dieser spürt, daß ein Garn gezogen wird, öffnet er durch gewaltsames Schlagen den Grund, und macht eine Höhlung darin, um dem Zuge auszuweichen; dann drängt er sich hinein und hängt sich fest an, bis das Netz vorübergegangen ist. Fühlt sich ein Delphin von den Armen eines Zuggarns umschlungen, so hält er dabey ganz ruhig aus, und läßt sichs wohlgefallen, weil er bey der vorhandenen Menge von Fischen ohne Mühe schmaußen kann; sobald er aber dem Lande nahe kömmt, zerfrißt er das Netz, und macht sich davon. Sollte er nicht geschwind genug entwischen können, so geschieht ihm das erstemal weiter nichts zu Leide, als daß man ihm um dem

Kamm

10) Im Griechischen αμφιβληστρα και ὑποχαι, oder wie Reiske will, ὑποχαι, Arten von kleinen Fischernetzen. Die im folgenden genannten Fische sind größtentheils unbekannt, daher ich die griechischen Namen beybehalten habe.

11) Im 5ten B. der Iliade. V. 487. wo H. Voß dies Wort übersetzt: wie gefangen im weit einschliessenden Zuggarn.

Kamm Binſen durchnähet, und ihn ſo entläßt; wird er aber zum zweytenmal gefangen, ſo züchtiget man ihn mit Schlägen, indem er an der Nath leicht zu erkennen iſt. Dieß geſchieht jedoch ſelten. Denn da ſie das erſtemal Verzeihung erhalten, ſo denken die mehreſten billig genug, um ſich in der Folge vor ähnlichen Vergehungen in Acht zu nehmen. Unter den vielen Beyſpielen von Vorſicht, Behutſamkeit und Liſt, den Nachſtellungen zu entgehen, darf ich hier das vom Blackfiſche 12) nicht verſchweigen. Dieſer hat nämlich am Halſe eine Art von Blaſe, die mit einer dunklen Feuchtigkeit, die man Dinte 13) nennt, angefüllt iſt. Wenn er gefangen wird, ſpritzt er dieſe Feuchtigkeit von ſich, und macht damit das Waſſer um ſich herum ganz trübe und finſter, in der liſtigen Abſicht, den Augen ſeines Verfolgers zu entrinnen. Darin ahmt er alſo Homers Göttern nach, welche oft diejenigen, die ſie retten wollen, in eine

12) Oder Dintenfiſch, im Griech. σηπια.

13) Im Griechiſchen Ιολος. Bey andern Schriftſtellern heißt dieſe Feuchtigkeit μελαν und beym Cicero de nat. Deor. B. 2. K. 50. atramentum. Das im Texte ſtehende unbekannte Wort μυστιν muß ohne Zweifel in μυτιν verwandelt werden, deſſen ſich Ariſtoteles bey dieſer Gelegenheit bedient, und das nach Heſychius und Galenus (in lex. Hippocr.) den ſchwarzen Saft des Sepia bedeutet. Daß Xylanders und Reiſke's Verbeſſerung κυστιν hier nicht angeht, zeigt das beyſtehende καλουμενην, welches auf ein ſeltneres und ungewöhnlicheres Wort deutet.

eine schwarze Wolke hüllen, und so heimlich entrücken. 14) Dieß mag hiervon genug seyn.

In Absicht der List und Geschicklichkeit einen Feind anzugreifen, oder eine Beute aufzuspüren, findet man ebenfalls bey ihnen viele Beweise. Der Stern, 15) der wohl weiß, daß alles, was er berührt, aufgelöst wird und zerschmilzt, läßt es gern geschehen, daß diejenigen Thiere, die vorbey gehen oder ihm nahe kommen, seinen Körper berühren. Die Eigenschaft des Krampffisches ist wohl euch allen bekannt, daß er nicht nur durch wirkliche Berührung starr macht, sondern auch sogar durch das Netz der Hand dessen, der ihn angreift, eine krampfichte Betäubung mittheilt. Einige, die weitere Versuche mit ihm gemacht haben, versichern, daß, wenn er lebendig ans Land gebracht worden, und man Wasser auf ihn herabgießt, die Hand eine das Gefühl abstümpfende Erstarrung empfindet, welche vermuthlich durch das mit dieser Eigenschaft schon angesteckte Wasser hinaufgeleitet wird. Da ihm die Natur auch ein Bewußtseyn dieser Kraft verliehen hat, so geht er, statt sich in einen ordentlichen Kampf einzulassen oder sich einer Gefahr auszusetzen, um das,

14) So rettete Venus den Paris, im 3ten B. der Iliade V. 380. Neptun den Aeneas B. 20. V. 321. und Apollo den Hektor B. 20. V. 444. Vergl. Aelian Gesch. der Th. B. 1. K. 34. der Plutarchs Stelle ohne Zweifel vor Augen gehabt hat.

15) S. Plinius B. 9. K. 86. wo dieser Umstand als noch nicht ausgemacht ausgegeben wird.

das, was er fangen will, im Kreiſe herum, und ſchießt ſeine Ausflüſſe nach allen Seiten hin, wodurch er zuerſt das Waſſer, und dann durch das Waſſer das Thier vergiftet, ſo daß dieſes weder ſich vertheidigen noch fliehen kann, ſondern wie mit Banden gefeſſelt wird, und in eine gänzliche Erſtarrung fällt. Der ſogenannte Fiſcher 16) iſt euch bekannt genug, und hat den Namen von ſeinem Verfahren erhalten, einer Liſt, deren ſich, nach Ariſtoteles, auch der Blackfiſch bedient. Er hat nämlich am Halſe ein Fühlhorn, wie eine Angelſchnur hängen, das ſich durch Nachlaſſung weit verlängern, und wenn es etwas erhaſcht hat, leicht in ſich ſelbſt zuſammenlaufen kann. Sieht er nun ein kleines Fiſchchen in der Nähe, ſo reicht er ihm das Fühlhorn zum Einbeißen hin; dieß wickelt ſich dann unvermerkt zuſammen, und bringt ihm die Beute ſo nahe, daß er ſie mit dem Maule erreichen kann.

Die Veränderung der Farbe beym Polypen hat Pindarus berühmt gemacht, da er ſagt: „Der Haut des Meerpolypen ähnlich an Denk„art, gehe du mit Menſchen aus allen Städten „um.“ Eben ſo auch Theognis:

Ey

16) Nach Pliniuſ B. 9. F. 67. iſt es eine Gattung von Fröſchen, vermuthlich der Lophius Piſcatorius Linn. Vergl. Ariſtoteles Geſch. d. Th. B. 9. K. 24.

Sey du an Denkart gleich dem Polypen, welcher die Farbe
Wandelt nach dem Gestein, das ihm zum Aufenthalt dient. 17)

Das Chamäleon verändert zwar auch seine Farbe, aber nicht um eine List auszuführen, oder um sich zu verbergen; sondern es verwandelt sich ohne alle Absicht blos aus Furcht, da es von Natur äußerst scheu und furchtsam ist. Hierzu trägt auch, wie Theophrast sagt, die Menge innerer Luft viel bey. Denn fast den ganzen Körper des Thieres füllt die Lunge aus, woraus sich leicht schließen läßt, daß es viele Luft enthalte und deswegen zu solchen Veränderungen der Farbe geschickt seyn müsse. Beym Polypen hingegen ist die Veränderung eine wirkliche Handlung, nicht ein bloßes Leiden. Denn er verwandelt sich absichtlich und mit Vorsatz, und bedient sich dieses Mittels, theils um vor dem, was er fürchtet, verborgen zu bleiben, theils um dasjenige, was ihm Nahrung giebt, zu erhaschen. Durch diese Täuschung macht er also, daß die ausersehene Beute nicht entflieht, und die Feinde, denen er entrinnen will, vorbeygehen. Daß der Polype seine eigene Arme zerfresse, ist falsch; wahr aber ist es, daß er sich vor der Lamprete und dem Conger fürchtet, weil diese ihm sehr übel mitspielen, er aber ihnen

17) Beyde Stellen sind schon oben in den Fragen über Gegenstände der Physik, Fr. 19. angeführet, und diese Eigenschaft des Polypen näher untersucht worden.

ihnen wegen ihrer Schlüpfrigkeit nichts anhaben kann, so wie dagegen der Seekrebs leicht über diese Herr wird, wenn sie in seine Scheeren gerathen. Denn Blöße kann gegen Härte nichts ausrichten. Doch ist er verlohren, wenn der Polyp seine Arme in ihn hineinstößt. Und diesen Zirkel, diesen Kreislauf im wechselseitigen Fliehen und Verfolgen hat die Natur für jene Thiere bestimmt, um ihre Geschicklichkeit und Einsicht immer mehr zu üben und auszubilden.

Aristotimus führte vorhin an, daß die Landigel ein Vorgefühl von den Winden haben, auch machte er große Bewunderung über den Flug der Kraniche im Dreyeck. Ich für meine Person aber stelle euch keinen kyzikenischen oder byzantinischen, 18) sondern überhaupt alle Seeigel zusammendar, die, wenn sie merken, daß ein Seesturm kommen wird, sich mit Steinchen stützen und beschweren, damit sie auf ihren Felsen ungestört sitzen bleiben, und nicht ihrer Leichtigkeit wegen umgeworfen, oder von den Wellen mit fortgerissen werden. 19) Die Vorsicht von Seiten der Kraniche, den Flug nach Beschaffenheit des Windes zu verändern, ist keinesweges einem Geschlechte allein eigen; nein, alle Fische zusam-

18) Dies geht darauf, daß Aristotimus vorhin die kretischen Bienen und kilikischen Gänse angeführet hatte.

19) Man vergleiche Aelian B. 7. K. 33. und Plinius B. 9. K. 51. die diesen Umstand etwas deutlicher erzählen.

sammen kennen sie eben so gut. Denn sie schwimmen beständig dem Strome und den Wellen entgegen, und sehen sich wohl vor, daß ihnen der Wind nicht im Rücken vom Schwanze her wehe, weil in diesem Falle die Schuppen emporgehoben werden, und der entblößte Körper mancherley Ungemächlichkeiten empfindet. Deßwegen halten sie denn beständig den Kopf gegen den Wind hin, indem auf solche Weise das mit der Spitze desselben durchschnittene Wasser leicht über die Fläche des Körpers hingleitet, und die Ohren sowohl als die Schuppen, statt sie emporzutreiben, sanft andrückt. Dieß ist, wie gesagt, allen Fischen gemein, nur den Ellops 20) ausgenommen, von dem man behauptet, daß er im Schwimmen dem Strome und Winde folge, und sich vor dem Emportreiben der Schuppen nicht fürchte, weil deren Lagen nicht gegen den Schwanz zu gerichtet sind. Der Thunfisch weiß die Taggleichen und Sommerwenden so genau, daß er selbst den Menschen sie kennen lehrt, und ihm die astronomischen Regeln entbehrlich macht. Wo er nämlich im Winter von der Sonnenwende überrascht wird, da bleibt er ruhig, ohne die Gegend zu verlassen, bis zur folgenden Taggleiche.

Vom

20) Nach Plinius B. 9. F. 27. ist das der Fisch, der bey den Römern Acipenser genannt und in ältern Zeiten sehr geschätzt worden. Heutiges Tages heißt er Stör. Sonst ist ἔλλοψ bey den griechischen Dichtern ein von allen Fischen gebrauchtes Beywort, das gewöhnlich durch stumm übersetzt wird.

Vom Kranich iſt es immer, ich gebe es zu, weiſe und vorſichtig, daß er einen Stein umfaßt, um, wenn er ihn fallen läßt, durch deſſen Geräuſch aus dem Schlafe geweckt zu werden. Aber, lieber Freund, wie viel weiſer iſt das Verhalten des Delphins, der nicht ſtille ſtehn, nicht in der Regſamkeit nachlaſſen darf? — denn ſeine Natur bringt es mit ſich, ſtets in Bewegung zu ſeyn, und dieſe endiget er nicht eher als mit ſeinem Leben. — Wenn er nun aber des Schlafens bedarf, ſteigt er bis an die Oberfläche des Meeres empor, und läßt ſich rücklings, von dem Schaukeln der Wellen eingewiegt, in die Tiefe hinab, bis er den Grund berührt. Auf ſolche Art geweckt, ſchießt er ſchnell in die Höhe, und wenn er oben iſt, ſenkt er ſich aufs neue allmählich hinab, und weiß ſich ſo eine mit Bewegung verbundene Ruhe zu verſchaffen. 21) Eben dieß ſollen auch die Thunfiſche aus gleicher Urſache thun.

Da ich eben jetzt der mathematiſchen Vorkenntniß der letztern von den Veränderungen der Sonne, die auch Ariſtoteles 22) bezeugt, erwähnt habe, ſo will ich euch nur noch Beweiſe von ihrer Rechenkunſt, ja wahrlich auch von ih-

21) Dieſen Umſtand erklärt Plinius B. 9. K. 7. auf eine andere Art. Faſt wörtlich ſteht Plutarchs Stelle in Aelians Geſch. d. Th. B. 11. K. 22.

22) In der Geſchichte d. Thiere B. 8. K. 13. Vergl. Aelian B. 9. K. 42.

rer Optik geben, die schon Aeschylus gekannt zu haben scheint, wenn er sagt:

Er drückt, dem Thunfisch gleich, sein linkes Auge zu —

Sie scheinen nämlich mit dem linken Auge zu blinzeln, und daher pflegen sie, wenn sie ins schwarze Meer ziehen, zur rechten Seite sich ans Land zu halten, und umgekehrt, wenn sie wieder herausgehen; so daß sie auf eine kluge und verständige Art die Bewachung des Körpers dem stärkern Auge anvertrauen. Der Rechenkunst sind sie, wie es scheint, ihrer Geselligkeit und gegenseitigen Liebe wegen, benöthiget, und bringen es in dieser Wissenschaft zu einer solchen Vollkommenheit, daß sie, weil sie sich gern in Gesellschaft zusammenhalten, jedesmal dem Haufen die Figur eines Würfels geben, dessen Kern mit sechs gleichen Flächen umgeben ist. In dieser Ordnung schwimmen sie, und wissen sich immer in einem, vorne und hinten gleich breiten Vierecke zu erhalten. Daher kann auch derjenige, der den Zug der Thunfische beobachten muß, wenn er die Oberfläche richtig überzählt hat, sogleich angeben, wie groß die ganze Menge ist; da er weiß, daß die Tiefe derselben mit der Breite und Länge in gleichem Verhältnisse steht.

Die Amien haben gleichfalls den Namen davon, 23) daß sie sich in Zügen zusammenhal-

23) Nämlich von dem griechischen Worte ἅμα, welches zugleich oder zusammen bedeutet.

halten, und wie mich dünkt, auch die Pelamyden. 24) Von den übrigen Gattungen, die ſich heerdenweiſe zeigen und geſellſchaftlich mit einander leben, läßt ſich keine beſtimmte Zahl angeben; wir wollen uns daher lieber zu den beſondern Geſellſchaften und Verbindungen unter ihnen wenden. Dahin gehört der Pinnotheres, auf welchen **Chryſippus** die meiſte Dinte verwendet hat, und der in allen ſeinen moraliſchen und phyſikaliſchen Werken oben an ſteht. Denn den Spongotheres hat er nicht gekannt, ſonſt würde er ihn nicht mit Stillſchweigen übergangen haben. Der **Pinnotheres** 25) iſt nämlich ein kleines Thier von dem Geſchlechte der Krebſe. Er hält ſich, wie man ſagt, beſtändig zu der Pinnmuſchel, und ſitzt wie ein Thürhüter vor der Schale, die er ſo lange offen ſtehen läßt, bis ſich ein für ſie fangbares Fiſchchen nähert. Alsdann zwickt er das Fleiſch der Pinne und ſchlüpft hinein;

24) Nach **Plinius** B. 9. F. 18. ſind Pelamyden, die einjährigen Thunfiſche, die ſich gern im Schlamme aufhalten, und davon (von πηλος, Schlamm) ihren Namen haben ſollen. Ihren Fang beſchreibt **Aelian** B. 15. K. 10.

25) Der Pinnotheres heißt auch Pinnophylax, und ſoll Cancer Bernhardus **Linn.** ſeyn. Ueber den Umſtand ſelbſt vergleiche man **Ariſtoteles** Geſch. der Thiere B. 5. K. 15. **Cicero** de nat. Deor. B. 2. K. 48. de finibus B. 3. K. 19. **Plinius** B. 9. F. 51. und 66. **Aelian** Geſch. der Th. B. 3. K. 29.

die Muschel schließt sich, und nun verzehren sie gemeinschaftlich die gefangene Beute. Den Seeschwamm regieret ein anderes Thierchen, das nicht unter die Krebse gehört, sondern einer Spinne ähnlich ist. Denn der Schwamm ist keinesweges ohne Leben, Empfindung, und Blut; er klebt zwar, wie viele andere Geschöpfe, an den Felsen, hat aber eine eigene Bewegung aus und in sich selbst, die gleichsam nur einer Warnung und Leitung bedarf. Er ist nämlich an und für sich sehr locker und in mehrere hohle Röhren geöffnet, so daß er aus Trägheit und Stumpfheit es nicht fühlt, wenn etwas eßbares hinein fällt; nur auf die Anzeige jenes Thierchens zieht er sich zusammen, und verzehret seine Beute. Vorzüglich aber wird er bey Annäherung oder Berührung eines Menschen durch Stechen gewarnt, worauf er gleichsam erschrocken zusammenfährt und seinen Körper so dicht und fest verschließt, daß er von denen, die Schwämme suchen, nur mit größter Mühe abgelöset werden kann. 26) Auch die Pur-

26) Man vergleiche damit, was Aristoteles Gesch. der Thiere, B. 5. K. 16. und Plinius B. 9. F. 72. von den Schwämmen und deren Eigenschaft sagt. Das Thierchen, welches den Schwamm begleiten soll, nannte Plutarch vorhin Spongotheres zur Nachahmung von Pinnotheres, ohne daß diese Benennung weiter vorkömmt. Aelian hat diese Erzählung, wie gewöhnlich, aus Plutarch genommen, B. 8. K. 16. wo Herr Prof. Schneider sie für eine Fabel erklärt.

Purpurschnecken halten sich gern zusammen, und bereiten, wie die Bienen, gemeinschaftlich eine Art von Honig, worin sie ihre Brut absetzen sollen. Ueberdieß pflegen sie mit ihren Schalen die eßbaren Arten von Moos und Seegras aufzufassen, sie vor sich hinzuhalten und sich einander reihherum zu bewirthen, so daß eine von der andern ihre Nahrung empfängt.

Aber was braucht man eben von der Geselligkeit dieser Thiere viel Aufhebens zu machen, da selbst das wildeste und grausamste unter allen Thieren, die in Flüssen, Seen und Meeren leben, ich meyne den Krokodil, im Umgange mit dem Trochil ein bewundernswürdiges Beyspiel von Geselligkeit und Freundschaft giebt? Der Trochil gehöret unter die Vögel, die sich in den Sümpfen und an den Ufern der Flüsse aufhalten und dient dem Krokodil zum Hüter, weil er als Schmarotzer von dessen übriggelassenen Brocken lebt. Wenn er nämlich sieht, daß der Ichneumon dem schlafenden Krokodil nachstellt, sich mit Schlamm überzieht und, gleich einem Fechter, zum Kampfe rüstet, so weckt er ihn durch sein Geschrey und durch Picken mit dem Schnabel auf. Der Krokodil bezeugt sich dafür gegen ihn so zahm und freundlich, daß er den Rachen weit aufsperret, ihn hineingehen läßt, und einen Gefallen daran findet, daß ihm derselbe das noch in den Zähnen hängende Fleisch mit dem Schnabel sanft abliest und herauspickt. Wenn er dessen satt ist, und den Rachen wieder zumachen will, bewegt er zum Zeichen

die Kinnlade ein wenig, läßt sie aber nicht eher herunter, bis der Trochil, der diesen Wink versteht, herausgeflogen ist. 27)

Der sogenannte Führer ist ein Fischchen von der Größe und Gestalt eines Koben; in Ansehung der Oberfläche aber, soll er wegen der emporstehenden Schuppen einem die Federn sträubenden Vogel ähnlich sehen. Dieser hält sich immer zu einem der großen Wallfische und schwimmt vorweg, um ihn in seinem Laufe zu leiten, damit er nicht auf Sandbänke, in Sümpfe, oder in Buchten, wo er nicht wieder herauskommen könnte, gerathen soll. Der Wallfisch folgt ihm, wie ein Schiff dem Steuerruder und läßt sich willig leiten. Alles andere, was ihm vor den Rachen kömmt, es mag nun ein Thier, ein Fahrzeug oder ein Felsenstück seyn, ist sogleich verlohren und in den Abgrund versenkt; jenen Fisch aber kennt er sehr gut, und nimmt ihn wie einen Anker in seinem Maule auf. Dieser schläft auch darin, und während er ausruht, hält der Wallfisch still und legt bey; sobald er aber wieder vorangeht, folgt ihm dieser auch nach und verläßt ihn weder bey Tage noch bey Nacht. Denn sonst treibt er in der Irre herum, und viele sind schon umgekommen, da sie, wie Schiffe ohne Steuerruder

27) Diesen Umstand erzählen auch Herodot S. 2. K. 68. Aristoteles Besch. d. Th. B. 9. K. 6. Plinius B. 8. F. 37. und Aelian B. 3. K. 11. B. 8. K. 25. Ersterer sagt, daß der Trochilus den Rachen des Krokodils von Blutigeln reinige.

der ans Land geworfen und geſcheitert ſind. Dieß haben wir vor nicht gar langer Zeit bey Antikyra 28) geſehen, und auch in ältern Zeiten ſoll daſelbſt eine Peſt entſtanden ſeyn, weil ein Wallfiſch nicht weit von den Dünen 29) ausgeworfen und in Fäulniß gegangen war.

Verdient nun wohl etwas mit dieſen Beyſpielen von Geſelligkeit und traulichem Umgange verglichen zu werden? Zwar weiß Ariſtoteles viel zu erzählen von der Freundſchaft zwiſchen Füchſen und Schlangen, weil ſie an dem Adler einen gemeinſchaftlichen Feind haben, 30) und von der Neigung des Vogels Otis 31) zum Pferde, weil er ſich gerne in deſ-

28) Es gab zwey Städte dieſes Namens in Griechenland. Die eine lag in Phokis am korinthiſchen, und die andere in Theſſalien am maleiſchen Meerbuſen. Es iſt ungewiß, welche von beyden hier gemeynt iſt.

29) Im Griechiſchen ου πορρω βουνων. Ampot und Xylander machen Buni (Sandhügel am Meer, Dünen) zu einer Stadt, von der aber ſonſt Niemand etwas weiß. Von den Fiſchen ſelbſt vergleiche man Aelian Geſ. d. Th. B. 2. K. 13. und was dort H. Pr. Schneider über die Sache ſagt.

30) In der Geſchichte der Thiere B. 9. K. 2.

31) S. Aelian B. 2. K. 28. Es iſt nicht ausgemacht, was dies für ein Vogel ſeyn ſoll. Einige halten ihn für den Trappen. Plinius ſagt B. 10. K. 29. der Otis heiße bey den Spaniern Tarda. Man könne ihn nicht eſſen, denn ſobald das Mark aus den Knochen laufe, empfinde man einen unausſtehlichen Geruch.

sen Nähe aufhält und den Mist umwühlt. Ich für meine Person aber finde weder bey den Bienen noch bey den Ameisen so viele Sorgfalt für einander; sie befördern wohl alle zusammen das gemeinschaftliche Werk, aber im einzelnen pflegt keine für die andere zu sorgen, oder sich um sie zu bekümmern. Diesen Unterschied werden wir noch deutlicher einsehen, wenn wir uns nun zu den wichtigsten und vorzüglichsten unter den gemeinschaftlichen Geschäften und Obliegenheiten, ich meyne die Erzeugung und Pflege der Jungen, wenden.

Fürs erste gehen die Fische, welche in einem Meere leben, das mit Landseen zusammenhängt, oder große Flüsse aufnimmt, wenn sie laichen wollen, weit in das Land hinein, und suchen immer unter den süßen Wassern das stillste und ruhigste auf. Denn eben die Stille ist für die Absetzung des Laichs sehr zuträglich, und dabey enthalten Seen und Flüsse keine große Thiere, so daß die Brut sich in völliger Sicherheit befindet. Daher wird denn auch im schwarzen Meere, eine so außerordentliche Menge von Fischen ausgebrütet, weil es außer schwachen Seekälbern und kleinen Delphinen sonst keine Seeungeheuer ernährt, und die vielen großen Flüsse, die sich in dasselbe ergießen, dem Wasser eine angenehme und den laichenden Fischen sehr behagliche Mischung geben.

Ein

Ein höchst sonderbarer Umstand findet sich hier beym Anthias, den Homer 32) den heiligen Fisch nennt. — Wiewohl einige das Beywort heilig für groß nehmen, so wie man auch ein gewisses Bein seiner Größe wegen das heilige, und die fallende Sucht, als ein großes Uebel, die heilige Krankheit heiße. Manche verstehen überhaupt einen geweyhten und irgend einer Gottheit geheiligten Fisch darunter. Eratosthenes scheint den Chrysophrys 33)

— dessen Augen umgiebt ein goldener Zirkel

den heiligen Fisch zu nennen. Viele wollen auch den Elops verstehen, weil dieser sehr selten und schwer zu fangen ist. Er zeigt sich zuweilen in dem Meere bey Pamphylien. Wenn er

32) Im 16ten B. der Iliade, V. 407. wo H. Voß das Wort ἱερὸς (heilig) durch gewaltig übersetzt:

— — — Gleichwie ein Fischer
Auf vorragender Klippe gesetzt, den gewaltigen Meerfisch
Aufwärts zieht aus den Fluten an Schnur und eherner Angel.

Das folgende ist eine Parenthese, worin der Verfasser die verschiedenen Meynungen über den heiligen Fisch anführt, und der sonderbare Umstand selbst wird ziemlich weit unten angegeben, daß in der Gegend, wo sich der Anthias sehen läßt, kein Seeungeheuer zu finden ist.

33) Von χρύσεος golden und ὀφρυς die Augenbraunen. Nach H. Prof. Schneider zu Aelians Ges. d. Th. B. 13. K. 28. ist es Sparus aurata Linn.

er einmal gefangen ist, schmücken die Fischer sich sowohl als ihre Kähne mit Kränzen, und man empfängt sie bey der Zurückkunft in den Hafen unter lautem Frohlocken und Händeklatschen. Indeß glauben doch die mehresten, daß der Anthias der heilige Fisch genennt werde. — 34) Wo nämlich der Anthias sich zeigt, da giebt es kein Seeungeheuer, so daß diejenigen, die Schwämme suchen, getrost untertauchen, und die Fische ohne alle Furcht laichen, weil sie an ihm einen zuverlässigen Bürgen der Sicherheit haben. Die Ursache davon läßt sich schwerlich ergründen, ob vielleicht die Seeungeheuer den Anthias fliehen, wie die Elephanten das Schwein, und die Löwen den Hahn, oder ob es sichere Kennzeichen von Gegenden giebt, wo sich keine dergleichen Thiere aufhalten, und er als ein sehr schlauer und merksamer Fisch sie kennt und in Obacht nimmt.

Ferner ist auch die Sorge für die Brut beyden Geschlechtern gemein. Die Männchen verschlingen keinesweges ihren eigenen Laich; im Gegentheil halten sie sich, wie Aristoteles 35) meldet, immer bey den abgesetzten Eyern auf, und bewachen sie: diejenigen aber, die den Weibchen nachfolgen, bespritzen sie allmählich mit ihrem Saamen, weil sonst die Brut nicht groß wird und ohne Wachsthum bleibt. Insbe-

34) Man vergleiche Plinius B. 9. K. 70. und Aelian Gesch. der Thiere B. 8. K. 28. wo fast diese ganze Stelle sich befindet.

35) In der Geschichte der Thiere B. 6. K. 14.

beſondere bauen ſich die Phykiden 36) aus Seegras eine Art von Neſt, hüllen ihre Brut darein und ſchützen ſie vor den Wogen. Der Galeus 37) giebt an Zärtlichkeit und Liebe gegen ſeine Jungen keinem unter den zahmſten Thieren etwas nach. Sie legen ein Ey, und das ausgekrochene Junge nähren und tragen ſie nicht außer, ſondern in ſich ſelbſt auf eine ſolche Art, als wenn ſie zum zweytenmal gebähren wollten. Iſt es größer geworden, ſo laſſen ſie es heraus, und lehren es neben ihnen ſchwimmen; dann nehmen ſie es wieder in ſich auf und geben ihm in ihrem Körper Aufenthalt, Nahrung und Zuflucht, bis es ſtark genug geworden iſt, daß es ſich ſelbſt helfen kann.

Nicht weniger Bewunderung verdient die Sorgfalt, welche die Schildkröte in Abſicht der Erzeugung und Erhaltung ihrer Brut beweiſet. Sie gehet aus dem Meere ans Land, und legt ihre Eyer nicht weit vom Ufer. Weil ſie ſie aber nicht bebrüten, noch ſich lange auf dem Trocknen aufhalten kann, ſo ſcharrt ſie die Eyer in den Sand, und bedeckt ſie mit dem feinſten und klärſten, den ſie finden kann. Sind nun die Eyer recht genau zugeſcharrt und verborgen wor-

36) Von dieſen Fiſchen ſehe man H. Prof. Schneiders Anmerkungen zu Aelian B. 12. K. 28. Sie haben ihren Namen von φυκιον das Seegras.

37) Dieſen Fiſch rechnet Aelian B. 1. K. 55. unter die drey Arten von Seehunden. Vergl. B. 7. K. 55. und B. 9. K. 65. Vermuthlich iſt es eine Art von Hayfiſch, canis carcharias.

worden, pflegt sie, wie einige sagen, den Ort mit den Füßen zu überkratzen, und ihn durch gewisse Punkte oder Striche sich kenntlich zu machen. Andere behaupten, daß das Weibchen vom Männchen umgekehrt werde und die Form der Schale, wie ein in den Sand gedrücktes Siegel zurücklasse. Das wunderbarste dabey ist nun aber dieß, daß die Schildkröte genau den vierzigsten Tag abwartet, binnen welcher Zeit die Eyer ausgebrütet und zerbrochen werden, und dann wieder ans Land geht. Jede erkennt auch ihren eigenen Schatz so gut, als nur irgend ein Mensch den Ort, wo er sein Gold verborgen hat, finden würde, und öffnet ihn mit vielem Eifer und Vergnügen.

Fast das nämliche thun auch die Krokodile nur kömmt bey diesen noch die genaue Bestimmung des Platzes hinzu, von welcher der Mensch schlechterdings keine Ursache ersinnen und ausgrübeln kann; weswegen man auch die Vorhersehung dieser Thiere nicht der Vernunft, sondern einer Divination zuschreiben will. Der Krokodil geht nämlich aus dem Nil aufs Land gerade so weit, als die Ueberschwemmung des Flusses in diesem Jahr sich erstrecken wird und legt dahin seine Eyer, so daß der Landmann, der eben dazu kömmt, gleich weiß und auch andern sagen kann, wie hoch für dießmal der Fluß steigen wird. So genau weiß also der Krokodil es abzumessen, daß er, selbst vom Wasser bedeckt, seine Eyer außerhalb des Wassers bebrüten kann.

kann. 38) Wenn die Jungen ausgekrochen ſind, zerreißt die Mutter jedes derſelben, das nicht gleich, wie es hervorkömmt, das erſte was ihm aufſtößt, eine Fliege, eine Ameiſe, einen Regenwurm, einen Strohhalm oder ein Kraut mit dem Rachen ergreift; diejenigen aber, die Muth und Thätigkeit beweiſen, pflegt ſie mit vieler Sorgfalt, indem ſie, nach der Vorſchrift der Weiſeſten unter den Menſchen, ihre Liebe nach reifer Ueberlegung, nicht nach blinder Leidenſchaft austheilet. 39) Die Meerkälber gebähren zwar auf dem Trockenen, führen aber ihre Jungen nach und nach hervor, laſſen ſie vom Seewaſſer koſten, und führen ſie ſchnell wieder zurück. Dieß thun ſie wechſelsweiſe ſehr oft, bis die Jungen endlich durch die Gewohnheit dreiſt werden und den Aufenthalt im Meere liebgewinnen. Was die Frösche betrifft, ſo bedienen ſie ſich bey der Begattung beſonderer Lockungen und machen jenes Geheul, welches Ololygon genannt wird, und als ein Liebes-

oder

38) Man vergleiche Plinius B. 8. F. 37. Aelian B. 5. K. 52. und Plutarchs Abhandlung über Iſis und Oſiris. Th. 3. S. 472.

39) Eben dies ſagt auch Aelian B. 9. K. 3. aus welchem erhellet, daß hier beym Plutarch ερίφον (ein Böckchen) in σεριφον, ein den Ameiſen ähnliches Inſekt, verändert werden muß. So hat er auch σαυρον των νεαρων, eine junge Eidechſe, ſtatt daß hier ſteht η καρφος η βοτανην, einen Strohhalm oder ein Kraut.

oder Hochzeitlied anzusehen ist. 40) Wenn das Männchen dadurch das Weibchen herbeygelockt hat, so bleiben sie die Nacht beysammen. Denn im Wasser können sie sich nicht begatten und bey Tage scheuen sie sich es auf dem Lande zu thun; ist es aber finster geworden, so gehen sie aus dem Wasser und begatten sich ohne alle Furcht. Außerdem lassen sie auch ein helleres Geschrey hören, wenn sie Regen erwarten, und dieß ist eine der sichersten und zuverläßigsten Vorbedeutungen.

Aber, großer Neptun! welches seltsamen und lächerlichen Fehlers hätte ich mich beynahe schuldig gemacht, wenn ich über den Meerkälbern und Fröschen das weiseste, bey den Göttern beliebteste unter allen Seethieren vergessen und mit Stillschweigen übergangen hätte? Wo sind die Nachtigallen, die an Schönheit des Gesanges, wo die Schwalben, die an Kunstfleiß, wo die Tauben, die an Zärtlichkeit, wo die Bienen, die an Arbeitsamkeit sich nur irgend mit dem Eisvogel 41) vergleichen ließen? Welches

40) Ausführlicher redet davon Plinius B. 11. K. 65. geht aber in so fern ab, daß er sagt, nicht das Gebeul oder Geschrey, sondern die Frösche selbst werden Ololygonen genannt. Mit Plutarch stimmt aber Aristoteles Gesch. d. Th. B. 4. K. 9. überein. Uebrigens findet man diese ganze Stelle auch beym Aelian S. 9. K. 13.

41) Der von allen Alten, Griechen und Römern, so sehr gerühmte und gepriesene Alkyon oder Halkyon. S. Plinius B. 10. K. 47. Aelian

thes Thieres Zeugung und Geburt hat die Gottheit ſo ſehr verherrlichet? Die kreiſende Latona fand nur in einer erſt zum Stehen gebrachten Inſel 42) Aufnahme, aber für den brütenden Eisvogel macht Gott um die Winterwende das ganze Meer ſtill und ſpiegelglatt. Daher lieben auch die Menſchen kein Geſchöpf ſo ſehr als dieſes, weil ſie es ihm zu verdanken haben, daß ſie mitten im Winter ſieben Tage und ſieben Nächte das Meer beſchiffen können, und die Seereiſen alsdann für ſie ſicherer ſind, als die Landreiſen. Um aber von jeder ſeiner Tugenden etwas weniges zu ſagen, ſo hat erſtlich das Weibchen eine ſolche Liebe zu ſeinem Gatten, daß es nicht blos eine kurze, beſtimmte Zeit, ſondern das ganze Jahr hindurch bey ihm bleibt, und ſich ſeinen Umgang gefallen läßt; und dieß nicht etwa aus Hang zur Wohlluſt — denn es paart ſich durchaus nicht mit einem andern — im Gegentheil aus wahrer Liebe und Zuneigung, wie es einer ſittſamen Ehefrau zukömmt. Kann der Gatte wegen Schwäche des Alters nicht mehr folgen, dann nährt und wartet es ihn, ohne ihm von der Seite zu weichen, oder

B. 1. K. 36. B. 19. F. 17. Plutarch über die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder. Th. 4. S. 415.

42) Die Inſel Delos, eine von den kykladiſchen, die nach der Mythologie auf dem Meere herumgeſchwommen iſt, endlich aber vom Neptun im Grunde des Meeres befeſtiget worden, damit Latona ihre Niederkunft darin halten konnte.

oder ihn allein zu lassen; ja es nimmt ihn auf die Schultern, trägt ihn überall hin und pflegt seiner unabläßig bis an den Tod.

Was ferner die Zärtlichkeit und die Sorgfalt für das Wohl seiner Jungen betrifft, so fängt es, sobald es sich nur befruchtet fühlt, gleich an sein Nest zu bauen, ohne daß es dazu Leimen mengt oder Wände und Dächer zur Stütze desselben braucht, wie die Schwalben, ohne daß es dabey vieler wirksamen Glieder sich bedienen kann, wie die Bienen, die mit dem ganzen Körper in den Stock hineingehen, und mit Hülfe ihrer vielen Werkzeuge den für die Brut bestimmten Raum in lauter sechseckige Zellen theilen. 43) Der Eisvogel braucht nur ein einziges Werkzeug, nur ein einziges Geräthe, nämlich den Schnabel, sonst hat er nicht die geringste Unterstützung bey seinem Kunstfleiße; und dennoch weiß er so künstliche Arbeit zu verrichten, daß es jedem unglaublich vorkömmt, der nicht mit eigenen Augen das von ihm gebildete oder vielmehr nach den Regeln der Schiffsbaukunst angelegte Werk, von einer Form, die unter vielen die

43) Diese Stelle von den Bienen ist sehr verstümmelt, und es scheinen mehrere Worte zu fehlen. Daß für εις αγκωνα gelesen werden muß εις ἑξαγωνα, wie Reiske bemerkt, hat schon Amyot gesehen, welcher diese Stelle so übersetzt: laquelle entrant de tout son corps dedans sa gofre et touchant de ses six pieds tous ensemble à l'oeuure, diuise tout le lieu en cellules de six angles chacune.

die einzige ist, die nicht umgeworfen oder versenkt werden kann, gesehen hat. Er sammelt die stachlichten Gräten der Meernadel, 44) setzt sie zusammen und flicht sie in einander, einige gerade aus, andere dazwischen durch, so wie der Einschuß in den Aufzug gebracht wird; dabey bedient er sich so vieler Krümmungen und Beugungen, daß alles genau in einander paßt, und endlich ein rundes, leicht fortzuruderndes Nest, das wegen der länglichten Form einem Fischerreußen gleicht, herauskömmt. Sobald es fertig ist, legt er es an eine Brandung hin, wo ihn das sanft anschlagende Meer belehret hat, die Theile, die nicht gar gut verwahret sind und durch die Stöße des Wassers auseinander gehen könnten, auszubessern und zu verdichten. Dadurch giebt er denn dem Ganzen eine solche Dichtheit und Festigkeit, daß es kaum durch Eisen oder Stein verletzt oder zertrümmert werden kann. Nicht weniger Bewunderung verdient das Ebenmaaß und die Figur der Höhlung des Gefäßes. Denn es ist auf solche Art eingerichtet, daß es nur den Vogel allein, wenn er hineingeht, fassen kann; für alles andere ist der Eingang durchaus verdeckt und verschlossen, so daß auch nicht einmal das Meer hineindringen kann. 45) Ich zweifle nicht, daß Jeder von euch dieses Nest in Augenschein genommen hat;

44) Im Griechischen Βελόνη, nach einigen Syngnathus belone Linn. soll auch Hornfisch heißen.

45) Das Nest des Halkyons beschreibt auch Aristoteles Gesch. der Thiere B. 9. K. 14.

ich für meine Person aber, der ich es so oft gesehen und untersucht habe, kann mich nicht enthalten, auszurufen:

Ehmals sah ich in Delos, im Tempel des Phöbus Apollo 46)

etwas ähnliches, ich meyne den, unter die sogenannten sieben Wunder gezählten, hörnernen Altar, weil er ohne allen Leim, ohne irgend eine andere Verbindung blos aus Hörnern von der rechten Seite erbauet und zusammengesetzt worden. 47)

Dieser Gott möge es mir gnädig verzeihen, daß ich, ein Liebhaber der Musik und ein Insulaner, der so sehr gerühmten Meersirene hier nicht gedenke, und die Fragen verlache, welche mir diese vorhin auf eine hämische Art vorlegten, warum Apollo nicht ein Aaltödter, und Diana nicht eine Barbenerlegerin genannt werde, da ich weiß, daß Venus auf dem Meere ihre Feste feyert, und an Getödtetem gar keinen Gefallen findet. 48) Euch ist bekannt, daß in Lep-

46) Im 6ten Buche der Odyssee, V. 162.

47) Dieser Altar soll vom Apollo selbst im vierten Jahre seines Alters aus den Hörnern der Ziegen, die Diana auf dem Berge Kynthus in Delus erlegt hatte, errichtet worden seyn.

48) Ich gebe hier, was ich im Texte gefunden habe, der an dieser Stelle sehr verdorben und mangelhaft ist. Die von Reiske gemachten Verbesserungen hat schon Amyot in seiner Uebersetzung angebracht. Uebrigens glaube ich, daß φορευομενων für ονευομενων zu setzen ist, welches aber freylich der Stelle nicht viel hilft.

Leptis 49) die Prieſter des Neptuns von keinem Seethiere eſſen, daß die Eingeweyhten in den eleuſiniſchen Myſterien die Meerbarbe verehren, und daß auch die Prieſterin der Juno in Argos Ehren halber dieſes Thieres ſich enthalten muß. Denn die Meerbarben ſind es vorzüglich, welche den für die Menſchen tödtlichen Meerhaaſen, 50) umbringen und vertilgen, und deswegen genießen ſie als menſchenfreundliche und heilſame Geſchöpfe einer vollkommenen Sicherheit. Ueberdieß giebt es ja an vielen Orten Griechenlands Tempel und Altäre der Diana Diktynna 51) und des Apollo Delphinius, und den Ort, welchen letzterer ſich vor-

49) Dieſen Namen führten zwey Städte in Afrika, Groß-Leptis, ſonſt auch Neapolis, in der ſyrtiſchen Landſchaft, und Klein-Leptis in der Landſchaft Byzacium, die beyde zu Africa propria gehörten. Ich kann nicht ſagen, welche hier gemeynt iſt.

50) Von dieſen giftigen Seethieren ſ. Plinius B. 9. K. 72. Aelian B. 2. K. 45. B. 16. K. 19. wo H. Prof. Schneider dies Thier näher zu beſtimmen ſucht.

51) Dieſen Beynamen hat Diana nach der gewöhnlichen Erklärung als Göttin der Jagd, von δίκτυον, das Netz. Der Redner braucht ihn aber hier, um zu beweiſen, daß Diana ſich auch mit der Fiſcherey abgegeben habe, weil dies Wort auch von Fiſchernetzen gebraucht wird. Apollo Delphinius hatte unter andern einen anſehnlichen Tempel in Athen. S. Pauſanias B. 1. K. 19.

züglich ausersehen hat, 52) bewohnen noch jetzt, wie man versichert, Abkömmlinge jener Kreter, die unter Leitung eines Delphins dahin gekommen sind. Denn der Gott schwamm nicht, wie die Mythologen sagen, in veränderter Gestalt von dem Schiffe her, sondern er schickte einen Delphin, der die Fahrt der Männer leiten mußte, und führte sie so nach Kirrha. Etwas ähnliches erzählt man auch von Soteles und Dionysius, 53) welche Ptolemäus Soter nach Sinope geschickt hatte, um die Bildsäule des Serapis abzuholen. Diese wurden auf ihrer Fahrt von einem heftigen Sturmwind verschlagen, und über das Vorgebirge Malea hin-

52) Dies ist die des Orakels wegen berühmte Stadt Delphi. In Homers Hymne auf den Apollo vom 388 Vers an, wird die Geschichte, wie die Kreter vom Delphin nach Kirrha und Delphi geführet worden, weitläuftig erzählt. Darauf scheint der Verfasser hier anzuspielen. Vergl. Pausanias B. 10. K. 6. Kirrha war der Hafen von Delphi, und hatte auch den Namen Krissa.

53) Dieses Umstandes gedenkt Plutarch auch in der Abhandlung über Isis und Osiris Th. 3. S. 408. aus welcher Stelle sich ergiebt, daß hier vor den Worten και Διονυσιον der Name Σωτελη eingeschaltet werden muß. Ptolemäus Soter ist der erste König dieses Namens in Aegypten, Malea die südlichste Landspitze des Peloponneses und Sinope eine griechische Stadt in Kleinasien am schwarzen Meer. Uebrigens erzählt auch Tacitus im 4ten B. der Geschichte K. 83. 84. diese Begebenheit, ohne jedoch des Delphins zu erwähnen.

hinausgetrieben, so daß sie den Peloponnes zur rechten Hand hatten. Als sie nun muthlos in der Irre herumschweiften, zeigte sich am Vordertheile des Schiffs ein Delphin, und forderte sie gleichsam auf, ihm zu folgen, indem er sie zu sichern Häfen und Rheeden führte und immer von einem Orte zum andern begleitete, bis er sie endlich auf solche Art nach Kirrha brachte. Hier veranstalteten sie wegen glücklicher Rettung ein Dankopfer und wurden zugleich belehret, daß sie von den beyden Bildsäulen die des Pluto mit sich fortnahmen, die der Proserpina aber nur abformen und zurücklassen sollten.

Ohne Zweifel findet auch der Gott an der Liebe dieses Thieres zur Musik vielen Gefallen, und daher vergleicht sich Pindarus mit demselben, wenn er sagt, er werde aufgereitzt gleich einem Delphin, den der liebliche Klang der Flöte aus dem wogenlosen Meere hervorlockt." 54) Noch weit mehr aber scheint der Hang des Delphins zu den Menschen den Göttern angenehm zu seyn. Denn er allein liebt den Menschen, insofern er Mensch ist; von den Landthieren hingegen können einige gar keinen Menschen leiden, andere, und zwar die zahmsten, halten sich ihres Vortheils wegen nur zu denen, die sie nähren und an die sie gewöhnt sind, wie zum Beyspiel der Hund, das Pferd und der Elephant. Die Schwalben nisten sich zwar bey

54) Diese Stelle ist schon oben in den Tischreden B. 7. Fr. 5. oder Th. 6. S. 32. angeführet worden.

uns ein und erhalten da, was sie brauchen, Schatten und nothdürftige Sicherheit, den Menschen selbst aber fliehen sie wie ein wildes Thier. Nur der Delphin besitzt allein und vor allen Thieren von Natur das, was die größten Philosophen suchen, eine uneigennützige Liebe zu den Menschen. Denn ob er gleich des Menschen in gar keinem Falle bedarf, so ist er doch gegen alle ein gütiger Freund und hat schon manchem aus der Noth geholfen. Die Begebenheit des Arion ist so berühmt, daß sie Niemanden unbekannt seyn kann. 55) Du selbst, mein Freund, hast, wo es die Gelegenheit gab, des Hesiodus gedacht.

— — Nun ward vollendet das Wort dir — 56)

Da du den Hund lobtest, solltest du die Delphine nicht übergehen. Denn die Anzeige des Hundes, der die Mörder mit lautem Bellen anfiel, war doch äußerst unzuverläßig, wenn nicht einige Delphine den bey Nemeium 57) im Meere herumtreibenden Leichnam aufgehoben, und ihn wechselsweise mit vielem Eifer bis nach Rhium getragen hätten, wo sie ihn aussetzten und zeigten, daß er ermordet worden. Von dem Aeolier Enalus erzählt Myrtilus der Lesbier, 58) daß er aus Liebe zu Phineus Tochter, die

55) Herodot erzählt sie B. 1. K. 24.

56) Im 9ten B. der Iliade, V. 56.

57) Nemeium hieß, wie oben Th. 2. S. 133. gemeldet worden, ein Ort in Lokris, dessen aber sonst nirgends gedacht wird.

58) Myrtilus oder Myrsilus war ein Geschichtschreiber aus Mitylene in Lesbus, und hat unter

anderen

die, nach einem Orakel der Amphitrite, die Penthiliden 59) ins Meer geworfen hatten, ebenfalls hineingeſprungen, aber von einem Delphin unverſehrt in Lesbus ans Land geſetzt worden ſey.

Die Zuneigung und Freundſchaft eines Delphins zu jenem iaſiſchen 60) Knaben war ſo groß und außerordentlich, daß man ſie für eine wirkliche Liebe hielt. Der Delphin ſpielte und ſchwamm täglich mit ihm herum und ließ ſich gerne von ihm ſtreicheln; er hielt ſogar ſtille, wenn der Knabe ſich auf ihn ſetzte, und trug ihn mit Vergnügen, nach welcher Seite er von ihm geleitet wurde, ein Schauſpiel, wornach

andern eine Geſchichte von dieſer Inſel geſchrieben. Sein Zeitalter iſt aber unbekannt.

59) Die Penthiliden ſind die Nachkommen des Penthilus, eines unächten Sohnes des Oreſtes. Sie wurden von den Herakliden aus Griechenland vertrieben, und führten einige äoliſche Colonien nach Aſien hinüber. Einer derſelben, Namens Graus, des Penthilus Enkel, herrſchte über die Inſel Leſbus. S. Strabo B. 13. S. 1610. nach der Penzel. Ueberſetzung. Pauſanias B. 2. K. 18.

60) Jaſus oder Jaſſus war eine Stadt in Karien an einer Bucht. Die Einwohner hatten eine auſſerordentliche Neigung zum Fiſchhandel, wovon Strabo B. 14. S. 1774. ein luſtiges Hiſtörchen erzählt. Die Geſchichte des Knaben findet man auch beym Plinius B. 9. F. 8. Aelian B. 6. K. 15. Nach Athenäus B. 13. S. 606. hieß der Knabe Dionyſius, und die Sache hat ſich zu Alexanders Zeiten zugetragen.

jedesmal alle Jasier ans Meer liefen. Einstmals aber fügte sichs, daß der Knabe bey einem heftigen mit Hagel vermischten Ungewitter herabfiel und ertrank. Der Delphin fieng ihn auf, warf sich zugleich mit ihm ans Land, und wich nicht vom Leichnam, bis er todt war, indem er es gleichsam für gerecht hielt, den Tod, den er selbst veranlaßt zu haben schien, mit ihm zu theilen. Zum Andenken dieser Begebenheit führen die Jasier noch einen Knaben, der auf einem Delphin reitet, zum Gepräge auf ihren Münzen.

Hierdurch wurde nun die für eine Fabel gehaltene Erzähluug vom Kóranus als wahr bestätiget. Dieser Mann, von Geburt ein Parier, 61) kaufte in Byzanz einen Zug Delphine, die in einem Netze gefangen worden und eben getödtet werden sollten, und setzte sie alle in Freyheit. Nicht lange hernach reiste er mit einem fünfzigrudrigen Schiffe, auf dem, wie man sagt, einige Räuber sich befanden. Da dieses in der Meerenge zwischen Naxus und Parus Schiffbruch litt, kam die ganze Mannschaft ums Leben; nur er allein, erzählt man, wurde von einem Delphin, der ihn auf den Rücken nahm und empor hob, in Sikinus bey einer Höhle, die man noch zeigt und Köraneion nennt,

61) Nach Athenäus B. 13. S. 606. wo dieser Sage auch gedacht wird, war er aus Miletus gebürtig, und litt Schiffbruch bey der Insel Mykonus; Aelian stimmt B. 8. K. 3. wie gewöhnlich, mit Plutarch überein.

nennt, ans Land geſetzt. Daranf ſoll Archilochus anſpielen, wenn er ſagt:

Von funfzig Männern ließ der gütige Neptun
Den Köranus allein am Leben, —

Als er in der Folge geſtorben war, und die Verwandten ſeinen Leichnam nicht weit vom Meere verbrannten, erſchien eine Menge Delphine am Ufer, die ſo zu ſagen zu verſtehen gaben, daß ſie zum Leichenbegängniß gekommen wären und auch ſo lange warteten bis es ganz vorbey war. Daß Ulyſſes zum Wappen auf ſeinem Schilde einen Delphin geführet habe, dieß meldet auch Steſichorus; aus welcher Urſache aber, geben die Zakynthier an, wie Kritheus bezeuget. Telemach, ſagen ſie, ſtürzte in ſeiner Kindheit vom Ufer ins tiefe Meer, wurde aber noch von einigen Delphinen, die ihn auffiengen und ans Land trugen, gerettet. Aus Dankbarkeit gegen dieſes Thier machte nun der Vater das Bild deſſelben nicht nur zu ſeinem Petſchafte, ſondern auch zum Schmucke ſeines Schildes. Jedoch, da ich verſprochen habe, euch keine Fabeln zu erzählen, und nun bey Erwähnung der Delphine wider mein Wiſſen etwas zu weit bis auf den Köranus und Ulyſſes ausgeſchweift bin, ſo lege ich mir ſelbſt die Strafe dafür auf, daß ich meiner Rede ein Ende mache.

Ariſtot. Nun iſt es denn an euch, ihr Richter, das Urtheil zu ſprechen!

So.

Soklar. Schon lange sind wir darüber eins, daß Sophokles Ausspruch sich hier anwenden lasse:

> Geschlichtet ist der Zwist der Streitenden gar bald,
> Wenn jeder frey erklärt, was seine Meynung ist.

Denn ihr dürft beyde nur das, was ihr hier gegen einander gesagt habt, zusammenfassen, so könnt ihr gemeinschaftlich jeden, der die Thiere der Vernunft und des Verstandes berauben will, auf das bündigste widerlegen.

Gryllus

oder

daß die unvernünftigen Thiere Vernunft haben. *)

Ulysses, Kirke, Gryllus.

Ulyss. Dieß, meine liebe Kirke, denke ich gefaßt zu haben, und ich werde es mir für die Folge wohl merken. Aber nun möchte ich noch gern von dir hören, ob du auch unter diesen einige Griechen hast, die von dir aus Menschen zu Wölfen und Löwen gemacht worden? 1)

Kirke. O sehr viele, mein theuerster Ulysses! Allein in welcher Absicht fragst du das?

Ulysses. Ich verspreche mir, unter den Griechen vielen Ruhm davon zu tragen, wenn ich, durch deine Gefälligkeit gegen mich, meinen Cameraden

*) Diese Abhandlung ist schon von H. Rüscheler im dritten Bande der auserlesenen moralischen Schriften von Plutarch (Zürch 1773) S. 214. ff. übersetzt worden.

1) Wer Kirke war und die Art, wie sie die Fremden, die zu ihr kamen, behandelte, findet man im zehnten Buche der Odyssee, V. 135. ff.

meraden die menschliche Gestalt wieder geben und es dahin bringen könnte, daß sie nicht bey meiner so elenden und schimpflichen Lebensart ihrer Natur zuwider in Thierkörpern alt werden dürften.

Kirke. Also ist doch der Mann albern genug zu fordern, daß sein Ehrgeiz nicht nur ihm und seinen Gefährten, sondern auch selbst Leuten, die ihm auf der Welt nichts angehen, zum Unglück gereichen soll?

Ulysses. Diese Worte brauchst du wohl gar wie einen andern vergifteten Zaubertrank, um mich zum Thier zu machen, wenn ich dir es glaubte, daß es ein Unglück ist, aus einem Thier ein Mensch zu werden.

Kirke. Aber hast du dir nicht selbst noch ärger mitgespielet, da du das unsterbliche vom Alter freye Leben, das du in meiner Gesellschaft genießen solltest, ausschlugest, und nun durch tausend dir noch bevorstehende Gefahren zu einer sterblichen Frau, die doch, im Vertrauen gesagt, schon ziemlich betagt ist, hineilest, um dadurch noch berühmter und angesehener zu werden als du schon bist? Verfolgst du da nicht statt des wahren Gutes ein leeres Schattenbild?

Ulysses. Ich will dir gerne Recht geben, liebe Kirke. Warum wollen wir denn immer über die nämliche Sache streiten? Aber erzeige mir nur die Gefälligkeit, diese Leute wieder loszugeben.

Kirke. Bey der Hekate! Das geht so geschwinde nicht: es sind keine Leute von gewöhn-

wöhnlichem Schlage. Frage sie erst selbst, ob sie wollen. Sagen sie nein, so suche sie, mein Bester, durch Gründe und Vorstellungen zu überreden; kannst du sie aber nicht überreden, und besiegen sie vielmehr dich selbst durch ihre Gründe, nun dann begnüge dich damit, dir und deinen Freunden übel gerathen zu haben.

Ulysses. Warum spottest du meiner noch, du Theure? Wie können mir diese Rede und Antwort geben, so lange sie Esel, Schweine und Löwen sind?

Kirke. Sey ruhig, ehrgeizigster Mann! Dir zu gefallen will ich machen, daß sie dich verstehen und mit dir sprechen können. Doch es wird schon genug seyn, wenn sich einer im Namen aller mit dir in Unterredung einläßt. Da siehe diesen, mit dem kannst du sprechen.

Ulysses. Wie sollen wir ihn nennen, Kirke, und wer war er unter den Menschen?

Kirke. Was thut dieß zur Sache? Nenne ihn, wenn du willst, Gryllus. Damit du aber nicht glaubst, daß er aus bloßer Gefälligkeit gegen mich wider seine Ueberzeugung spreche, so will ich euch allein lassen.

Gryllus. Sey mir gegrüßt, Ulysses!

Ulysses. Du mir auch, mein Gryllus!

Gryllus. Was willst du mich denn fragen?

Ulyssus. Ich weiß es, daß ihr Menschen gewesen seyd, und habe in so fern mit euch allen Mitleid; natürlicher Weise aber müssen die Griechen, die dieses Unglück betroffen hat, mir vorzüglich am Herzen liegen. Daher habe ich

jetzt an Kirke die Bitte gethan, daß sie jeden von euch, der es verlangt, loslassen, ihm seine vorige Gestalt wiedergeben und mit uns abzuschiffen erlauben möchte.

Gryllus. Laß das gut seyn, Ulysses, und sage kein Wort mehr davon. Wir alle verachten dich herzlich, weil du bisher unverdienter Weise für einen gescheiden Mann gehalten wurdest und andere Leute an Klugheit weit zu übertreffen schienst; jetzt aber unbedachtsam genug bist, dich vor der Versetzung aus einem schlechten in einen bessern Zustand zu fürchten. Gleich den Kindern, die die Pulver der Aerzte scheuen und der Schule entlaufen, wodurch sie doch aus kränklichen und unwissenden Geschöpfen gesund und verständig werden, vereiteltest auch du die Veränderung, die mit dir vorgehen sollte, und noch immer ist dir in dem Umgange mit Kirke angst und bange, daß sie dich etwa unversehens zu einem Schwein oder Wolf machen möchte. Dabey willst du uns auch noch bereden, daß wir die zahlreichen Vortheile, die wir jetzt genießen, und mit ihnen zugleich deren Geberin verlassen, wieder zu Menschen, den elendesten unter allen Thieren, werden und so mit zu Schiffe gehen sollen.

Ulysses. Wahrlich, mein Gryllus, du scheinst mir durch jenen Zaubertrank nicht blos die Gestalt, sondern auch den Verstand verlohren zu haben, und dafür mit den schändlichsten und abentheuerlichsten Meynungen angesteckt worden zu seyn. Oder hat dich vielleicht der Reiz der Gewohnheit so fest an diesen Körper gezaubert?

Gryllus. Keins von beyden, König der Kephallenier! 2) Wenn du aber, ohne zu schimpfen, die Unterredung fortsetzen willst, so werden wir, da wir nun beyde Lebensarten aus Erfahrung kennen; dich gar bald eines andern belehren und dich überzeugen, daß wir diese mit größtem Rechte jener vorziehen.

Ulysses. Nun, ich habe Lust dir zuzuhören.

Gryllus. Und ich, dir meine Gründe zu sagen. Wir wollen mit den Tugenden den Anfang machen, worauf ihr, wie wir bemerken, so stolz seyd, als wenn ihr die Thiere an Gerechtigkeit, Kühnheit, Tapferkeit und allen andern Tugenden weit überträfet. Antworte mir also, du Weiseſter unter den Menschen! Ich hörte dich einst der Kirke erzählen, das Land der Kyklopen sey, ohne von Jemanden bepflügt oder bepflanzt zu werden, schon seiner Natur nach so ergiebig und fruchtbar, daß es von selbst alle Arten von Früchten hervorbringe. 3) Welches Land

2) Die Insel Kephallenia (heutiges Tages Cefalogna) machte nebst Ithaka und einigen andern kleinen, an der Westküste Griechenlands liegenden Inseln das Gebiet oder Königreich des Ulysses aus.

3) Beym Homer erzählt Ulysses nicht der Kirke, sondern dem Könige Alkinous:

Und zum Lande der wilden gesetzelosen Kyklopen
Kamen wir jetzt, der Riesen, die im Vertrauen auf die Götter
Nimmer pflanzen noch säen, und nimmer die Erde beackern,

Ohne

Land lobst du dir nun mehr, dieses oder das steinige Ithaka, das höchstens Ziegen zur Weide dient, und seinen Bebauern für alle ihre saure Mühe und Arbeit nur elende, kümmerliche und der Rede nicht werthe Früchte zurückgiebt. Aber werde nicht unwillig, wenn du wider deine, von Vaterlandsliebe eingeflößte Meynung antworten mußt.

Ulysses. Lügen darf man nicht. Mein Vaterland liebe und schätze ich vor allen andern; jenes aber lobe und bewundere ich.

Gryllus. So wollen wir denn, nach dem Gutachten des weisesten unter den Menschen annehmen, daß man einige Dinge loben und gutheißen, andere lieben und vorziehen müsse. Eben dieß wirst du, glaube ich, auch in Ansehung der Seele, antworten. Denn mit dieser verhält sichs wie mit dem Boden, daß diejenige den Vorzug hat, welche die Tugend ohne alle Mühe als eine von selbst wachsende Frucht hervorbringt.

Ulysses. Auch das will ich dir zugeben.

Gryllus. So räumst du nun ein, daß die Seele der Thiere zur Hervorbringung der Tugend geschickter und vollkommner ist: Denn gleich

Ohne Saamen und Pflug' entkeimen alle Gewächse,
Waizen und Gerste dem Boden, und edle Reben, die tragen
Wein in geschwollenen Trauben, und Gottes Regen ernährt ihn.

Im 9ten B. der Odyssee V. 106. ff.

gleich einem unbepflügten und unbesäeten Felde läßt sie ohne Geheiß, ohne Unterricht, schon ihrer Natur nach, die jedem angemessene Tugend hervorwachsen.

Ulysses. Welches ist denn die Tugend, mein **Grillus**, die den Thieren zu Theile geworden?

Grillus. Umgekehrt, welches ist die Tugend, die sie nicht in höherem Maaße als selbst der Weiseste unter den Menschen besitzen? Laß uns doch einmal die Tapferkeit betrachten, da du auf diese dir so viel einbildest und dich nicht schämst, ein Wagehals, ein Städteverwüster 4) genannt zu werden; wiewohl du, elender Wicht, sonst nichts thatest, als daß du Völker, die eine einfache und edle Art Krieg zu führen, kannten, und in Betrug und Lügen ganz unerfahren waren, durch List und Ränke täuschtest, und dann der Schlauigkeit den Namen der Tugend beylegtest, die sich doch mit der Schlauigkeit am allerwenigsten verträgt. Ganz anders verhält sichs, wie du selbst siehst, mit den Kämpfen der Thiere, sowohl unter sich als gegen euch Menschen. Sie brauchen dabey keine List, keine Kunstgriffe, sondern vertheidigen sich offen und frey, in bloßem Vertrauen auf Muth und wahre Stärke. Ohne Aufforderung des Gesetzes,

4) Diese Beynamen, θρασυς και πτολιπορθος, werden dem Ulysses im Homer öfters beygelegt. z. B. im 2ten B. der Iliade, V. 278. Odyss. B. 8. V. 3. B. 10. V. 436.

zes, ohne sich vor den Strafen des Ausreißens fürchten zu müssen, sträuben sie sich schon ihrer Natur nach gegen die Besiegung, halten bis aufs äußerste aus, und bleiben unüberwunden. Denn wenn sie auch dem Körper nach überwältiget werden, so sind sie deshalb noch nicht besiegt, und sie verlieren im Kampfe eher das Leben, als den Muth. Bey vielen Thieren zieht sich noch im Sterben alle Stärke und Wuth in irgend einem Theile des Körpers zusammen, widersteht dem Mörder und springt grimmig auf, bis sie endlich gleich einem Feuer vollends erlischt und abstirbt. Hier findet kein Bitten, kein Flehen um Gnade, kein Geständniß der Besiegung Statt. Nie geschieht es, daß ein Löwe dem andern, oder ein Pfau dem andern wegen der größern Tapferkeit als Sklave dient, so wie der Mensch dem Menschen, der allein feige genug ist, sich leicht in das Joch der Sklaverey zu schicken. Ja erwachsene Thiere, die durch List und Fallstricke von den Menschen gefangen worden, entsagen sogleich aller Nahrung, leiden Durst und ziehen freywillig den Tod der Sklaverey vor. Junge Thiere freylich, die wegen ihres Alters noch schwach und lenksam sind, werden durch die Lockungen und Liebkosungen, die man gegen sie braucht, vorzüglich aber durch den Genuß unnatürlicher Vergnügungen in kurzer Zeit so bezaubert und kirre gemacht, daß sie die sogenannte Bezähmung, daß heißt, die Verweiblichung ihrer natürlichen Wildheit sich gefallen lassen.

Hieraus erhellet denn am ersten, daß Muth und Herzhaftigkeit den Thieren schon von der Natur verliehen worden, dem Menschen hingegen die Dreistigkeit unnatürlich ist. Noch mehr aber wirst du dieses, bester Ulysses, aus Folgendem ersehen. Bey den Thieren ist, so viel die Stärke betrifft, die Natur in beyden Geschlechtern gleich, und das Weibchen giebt dem Männchen sowohl in Ertragung der nothwendigen Arbeiten, als in Vertheidigung der Jungen nicht das geringste nach. Du hast wohl von einem kromyonischen Schweine gehört, das, ob es gleich weiblichen Geschlechts war, dem Theseus genug zu schaffen gemacht hat. 5) Jener Sphinx, die sich auf dem Berge Phykium aufhielt, würde ihre Geschicklichkeit, Räthsel und verfängliche Fragen zu ersinnen, wenig geholfen haben, wenn sie nicht den Kadmeern 6) an Stärke und Herzhaftigkeit überlegen gewesen wäre. In jener Gegend soll auch der telmesische Fuchs, 7) ein furchtbares Thier, und nicht weit

5) Kromyon war ein Städtchen im korinthischen Gebiete. Von dem Schweine, welches in der Gegend desselben so übel hauſete, endlich aber von Theseus erlegt wurde, s. Plutarch, im Leben des Theseus, K. 9.

6) D. h. den Thebanern, weil Theben in Böotien von dem Phöniker Kadmus erbauet worden. Von der Sphinx sehe man Pausanias B. 9. K. 26. und Apollodorus B. 3. K. 5. wo eine Beschreibung dieses fabelhaften Thieres sich befindet.

7) Telmessus oder Teumessus war ein Städtchen in Böotien, wo Bakchus den Thebanern zum Scha-

davon die Schlange, 8) die mit dem Apollo um das Orakel in Delphi kämpfte, gewesen seyn. Euer König 9) empfieng von dem Sikonier die Stute Aethe als Lohn für seine Entlassung vom Kriegszuge, und handelte sehr klüglich daran, daß er ein braves streitbegieriges Pferd einem feigen Manne vorzog. Du selbst hast gewiß schon öfters an Pantherthieren und Löwen bemerkt, daß die Weibchen an Muth und Stärke den Männchen auf keine Weise nachstehen; da hingegen deine Frau, während du im Kriege bist, ganz unthätig zu Hause am Camin sitzt, und

Schaden einen Fuchs erzogen haben soll, dem monatlich ein Knabe vorgesetzt werden mußte. Als dieser im Begriff war, von dem Hunde der Prokris gefangen zu werden, wurden beyde zugleich in Stein verwandelt. S. Pausanias B. 9. K. 19. Apollodorus B. 2. K. 4.

8) Sie hieß Python, und wurde von Apollo nach einem harten Kampfe erlegt. S. Pausanias B. 10. K. 6.

9) Agamemnon, als oberster Befehlshaber in dem trojanischen Kriege. Von dieser Stute sagt Homer im 23. B. der Iliade, V. 295. ff.

Aethe, die Stut' Agamemnons, und seinen Hengst, den Podargos.
Jene gab dem Bruder des Anchisiad Echepolos
Einst zum Geschenk, um nicht vor Ilios jenem zu folgen,
Sondern dort sich der Ruhe zu freun; denn mächtigen Reichthum
Gab ihm Zeus, und er wohnt' in Sikyons fruchtbaren Thälern.

und sich nicht einmal so viel wie die Schwalben gegen diejenigen wehrt, die sie und ihre Familie zu Grunde richten wollen. Und gleichwohl ist sie eine Lakedämonierin; 10) was brauche ich also dir erst von karischen und mäonischen Weibern 11) zu sagen?

Aus dem allen ist nun zu ersehen, daß die Tapferkeit den Männern nicht von Natur eigen ist; weil sie sonst auch den Weibern in gleichem Maaße zu Theil geworden seyn müßte. Demnach befleißiget ihr euch der Tapferkeit blos aus Zwang der Gesetze, und sie ist nicht sowohl das Werk einer freyen Wahl und Entschließung, als eine Sklavin der Gewohnheiten, des Tadels und der eingeführten Meynungen, und muß immer erst durch Vorstellungen erweckt und gebildet werden. Ihr unterziehet euch den Strapazen und Gefahren nicht deßwegen, weil ihr denselben trotzet, sondern weil ihr euch vor andern Dingen noch mehr fürchtet. So wie derjenige von deinen Gefährten, der den andern zuvorkommen kann, sich an das leichte Ruder

10) Penelope, Ulysses Gemahlin, war eine Tochter Ikarions, eines Sohnes des Oebalus und Bruders des Tyndareus und Hippokoons, die vor der Zurückkunft der Herakliden über Lakedämon regierten.

11) Die Asiater standen von den ältesten Zeiten her in dem Rufe einer großen Weichlichkeit. Mäonien ist der alte Name von Lydien, und wird hier deswegen gebraucht, weil letzterer in dem Zeitalter des Ulysses noch nicht bekannt gewesen.

stellt, nicht aus Geringschätzung desselben, sondern weil er das schwerere fürchtet, und ihm auszuweichen sucht; so ist auch der, welcher Schläge duldet, um keine Wunden zu bekommen, und sich gegen seinen Feind wehrt, um Martern oder dem Tode zu entgehen, nicht sowohl in Ansehung der erstern kühn und muthvoll, als in Ansehung der letztern furchtsam. Hieraus ergiebt sich denn, daß alle eure Tapferkeit weiter nichts als eine kluge Feigheit, und euer Muth bloß eine Furcht ist, die dem einen Uebel durch ein anderes zu entgehen weiß.

Ueberhaupt aber, wenn ihr an Tapferkeit uns Thieren überlegen zu seyn glaubt, wie kömmt es dann, daß eure Dichter die tapfersten Krieger dreist wie Wölfe, löwenmüthig und

— — gleich an Stärke dem Eber 12)

genannt hab ? Warum nennt denn keiner den Löwen menschenherzt, keinen den Eber

— — gleich a. Stärke dem Manne?

Aber wie sie in übertriebenen Bildern schnelle Leute windfüßig 13) und wohlgebildete göttergleich 14) nennen, so, glaube ich, wollen sie

12) Aus dem 4ten B. der Iliade V. 253. Συμβλητοντες kömmt im 5ten B. der Iliade V. 639. und an einigen andern Stellen vor, wo H. Voß es löwenbeherzt übersetzt. Λυκοφρων ist ein Mannsname im 15ten B. der Iliade, V. 430.

13) Ποδηνεμος, windschnell, welches Homer häufig von der Iris gebraucht, z. B. Iliade B. 2. V. 786. B. 5. V. 353.

14) Dieses Beywort, Θεοειδης, legt Homer vorzüglich dem Paris und Alexander bey.

sie auch muthige und tapfere Streiter mit etwas Höherem und Vortrefflicheren in Vergleichung setzen. Dieß rührt daher, weil der Muth gleichsam die Härte und Schärfe der Tapferkeit ist. Nun aber brauchen die Thiere denselben in ihren Kämpfen ganz rein und ohne allen Zusatz; bey euch Menschen hingegen wird er mit Vernunft gemischt, wie der Wein mit Wasser, so daß er mitten in der Gefahr verschwindet, und die beste Gelegenheit verabsäumt. Einige unter euch behaupten sogar, man dürfe im Gefechte von dem Muthe keinen Gebrauch machen, man müsse ihn vielmehr entfernen und sich bloß der nüchternen Vernunft bedienen. Das ist freylich richtig, wenn es auf Rettung und Erhaltung ankömmt, aber in Absicht auf Stärke und Rache kann nichts schändlicher seyn, als diese Behauptung. Wie ungereimt ist es nicht, daß ihr euch über die Natur beklagt, weil sie euren Körper weder mit Stacheln, noch mit Hauzähnen, noch mit scharfen Krallen versehen hat, da ihr doch selbst der Seele die Waffen, die ihr die Natur gab, wegnehmet oder sie wenigstens stümpfet?

Ulysses. Wahrlich, Gryllus, du mußt sonst ein tüchtiger Sophist gewesen seyn, da du auch noch jetzt aus der Schweinshaut heraus deine Sache so kräftig zu vertheidigen weißt. Aber warum gehst du nun nicht zur Enthaltsamkeit fort?

Gryllus. Ich dachte, du würdest gegen das Gesagte etwas einzuwenden haben. Aber du bist ungeduldig, über die Enthaltsamkeit

sprechen zu hören, weil du der Mann des enthaltsamsten Weibes bist, und auch selbst einen Beweis von Enthaltsamkeit gegeben zu haben glaubst, da du die Liebesanträge der Kirke ausgeschlagen hast. Ich sage dir also, daß du auch in Ansehung der Enthaltsamkeit vor den Thieren nichts voraus hast. Diese begehren eben so wenig, sich mit Höhern und Bessern zu begatten; auch sie schränken den Genuß der Liebe blos auf ihres Gleichen ein. Es ist daher eben nichts außerordentliches, daß du, gleich dem mendesischen Bocke in Aegypten, 15) der, wenn er auch mit noch so vielen schönen Weibern eingeschlossen wird, keine Begierde äußert, sich mit ihnen zu paaren, sondern sich lieber Ziegen wünscht, daß du, sage ich, nur an den gewohnten Freuden der Liebe Behagen findest, und als Mensch nicht bey einer Göttin schlafen willst. Selbst über die Enthaltsamkeit der Penelope werden tausend krächzende Krähen verächtlich lachen, deren jede nach dem Tode ihres Gatten nicht etwa nur eine kurze Zeit, sondern neun Menschenalter hindurch Wittwe bleibt, so daß deine schöne Penelope an Keuschheit der ersten besten Krähe neunmal nachsteht.

Da du jedoch die Entdeckung gemacht hast, daß ich ein Sophist bin, so muß ich mich wohl auch in meiner Rede einer gewissen Ordnung bedie-

15) In der Stadt Mendes in Aegypten wurde ein Bock in einem besondern Tempel gehalten und darunter der Gott Pan verehret, so wie in Memphis der Osiris unter dem Stiere Apis.

bedienen, daß ich erst eine Definition der Enthaltsamkeit gebe, und dann die Begierden nach ihren verschiedenen Gattungen betrachte. Demnach ist die Enthaltsamkeit eine Bezähmung und Einschränkung der Begierden, wodurch die angenommenen und entbehrlichen unterdrückt, die nothwendigen aber nach Zeit und Maaß geordnet werden. Bey den Begierden nun wirst du einen mannichfaltigen Unterschied wahrnehmen. So ist zum Beyspiel die Begierde zum Essen und Trinken nicht nur natürlich, sondern auch nothwendig. Andere, wie die Liebe, haben zwar ihren Ursprung von der Natur, aber man kann auch ohne ihren Gebrauch ganz gut zurechtkommen, und daher heißen sie natürliche, doch nicht nothwendige. Noch giebt es aber eine Gattung von Begierden, die weder nothwendige noch natürliche sind, und sich nur durch Wahn und lächerliche Vorurtheile von außen einzuschleichen wissen. Diese haben bey euch ihrer Menge wegen die natürlichen sonst gänzlich unterdrückt, und sie lassen sich gar wohl mit einem Haufen fremden Gesindels in einem Staate vergleichen, durch welches endlich die eingebohrnen Bürger selbst verdrängt werden. Die Thiere, deren Seelen solchen fremden Leidenschaften durchaus unzugänglich sind, die in allen ihren Handlungen nicht das geringste von eitlen Meynungen verrathen, stehen euch freylich, in Absicht der feinen und gekünstelten Lebensart, weit nach; dafür aber wissen sie sich desto besser bey der Enthältsamkeit und der Herrschaft über ihre wenigen Begierden, unter wel-

welchen gar keine fremde sich befindet, zu behaupten.

Ich zum Beyspiel staunte sonst, so wie du, das Gold an; es war in meinen Augen ein Gut, mit dem kein anderes sich vergleichen ließ. Auch Silber und Elfenbein machten auf mich großen Eindruck, und wer davon am meisten besaß, den hielt ich für einen glücklichen Mann, für einen Liebling der Götter, mochte er auch sonst ein Karier oder ein Phrygier, mochte er niederträchtiger als Dolon 16) oder unglückseliger als Priamus seyn. Weil also meine Begierden nur immer an diese Gegenstände gefesselt waren, so konnte ich aller der andern Güter, die ich im Ueberfluß besaß, nicht mit Vergnügen und Frohsinn genießen; ja ich bejammerte stets mein Leben, als wäre ich in Ansehung der wichtigsten Güter ganz leer ausgegangen. Daher erinnere ich mich noch wohl, als ich dich einst in Kreta mit festlicher Kleidung geschmückt sah, wie ich da nicht deinen Verstand, nicht deine Tugend, sondern nur das feine Gewebe des Leibrocks, und die niedliche Faltung des Purpurmantels anstaunte, und diese

16) Dolon war ein Trojaner von großem Reichthum, aber häßlicher Bildung. Er gieng als Kundschafter nach dem Lager der Griechen, wurde von Diomedes und Ulysses aufgefangen, und nachdem er diesen viele wichtige Nachrichten ertheilet hatte, seines Bittens und Flehens ungeachtet, niedergehauen. S. das 10te B. der Iliade, V. 314. ff. — Karier und Phrygier waren bey den Griechen sehr verachtete Nationen.

diese Pracht mit neidischen Augen begaffte. Ueberdieß hatte die goldene, mit größter Kunst gearbeitete Schnalle für mich so viel anziehendes, daß ich ganz bezaubert, gleich den Weibern, dir überall nachlief. Von allen diesen albernen Vorurtheilen bin ich jetzt so frey und rein, daß ich über Gold und Silber, wie über Steine, mit Verachtung weggehe, und deine schönen Teppiche und Mäntel gewähren mir, wenn ich satt bin, wahrlich keinen so angenehmen Ruheplatz, als eine tiefe und weiche Lache. In unserer Seele also wohnt keine von diesen fremden, eingeschlichenen Begierden; die nothwendigen Neigungen und Triebe sind es, denen wir den größten Theil unseres Lebens widmen, und diejenigen, die nur natürlich, nicht nothwendig sind, brauchen wir nie auf eine unordentliche oder unersättliche Weise.

Laß uns diese zuerst betrachten. Die Neigung zu wohlriechenden Sachen, welche durch ihre Düfte den Sinn des Geruchs reizen, gewährt uns, außer den wohlfeilen und einfachen Vergnügen, auch insofern einigen Nutzen, daß wir die Nahrungsmittel unterscheiden. Die Zunge ist und heißt freylich die Beurtheilerin des Süßen, des Scharfen und des Herben, wenn die gemischten Säfte das Organ des Geschmacks berühren; allein schon vor dem Kosten der Säfte weiß unser Geruch die Kraft und Eigenschaft einer jeden Sache zu beurtheilen, und da er weit genauer und richtiger empfindet, als selbst königliche Credenzer, so läßt er das, was uns angemessen ist, hinein, alles Fremde

und

und Untaugliche aber weist er zurück, wehrt uns es zu berühren, oder den Geschmack zu beleidigen, und macht uns dessen Schädlichkeit bemerkbar, ehe es uns wirklich Schaden zufügt. Uebrigens verursacht der Geruch uns nicht die geringste Mühe, da ihr im Gegentheil von ihm gezwungen werdet, Räucherwerk, Zimmt, Narden, indianische Blätter 17), arabischen Kalmus und mehrere ganz ungleiche Dinge mit der sorgfältigen Kunst eines Apothekers oder Salbenbereiters zusammenzubringen, und für große Summen Geldes eine Lust zu erkaufen, die sich höchstens für Mädchen, nicht aber für Männer schickt und euch weiter gar keinen Nuzzen gewährt. Demungeachtet hat diese Lust nicht nur das ganze weibliche Geschlecht, sondern

17) Im Griechischen vorzugsweise Φυλλα, folia; gewöhnlicher aber unter dem Namen Malabathron bekannt. Sie kamen in kleine Kugeln geformt aus Indien nach Europa, und wurden wegen ihres vortreflichen Geruchs zu theuern Salben gebraucht. Nach Plinius B. 12. K. 59. wuchs das Malabathron in Sümpfen, gleich den Wasserbinsen und hatte einen angenehmern Geruch, als der Safran. Vossius (ad Melam B. 3. K. 7. S. 261. f.) und Salmasius (Exercit. Plin. S. 753. und de Homonymis hyles iatric. S. 126) machen es wahrscheinlich, daß die Alten zweyerley Pflanzen verwechselt haben, und daß unter Malabathron jene Blätter zu verstehen sind, die noch heutiges Tages in Indien Tamalopatra heißen, mit Kalk bereitet und dann mit der Arekanuß unter dem Namen Betre oder Betel gekauet werden.

dern auch schon den größten Theil der Männer so sehr angesteckt, daß sie nicht einmal bey ihren Frauen schlafen wollen, wenn sie nicht von köstlichen Salben und wohlriechendem Puder dufteten.

Bey uns hingegen lockt die Bache den Eber, die Ziege den Bock und so jedes andere Weibchen den Gatten durch seinen eigenen Geruch herbey; und so wie es nach reinem Thau oder nach dem Duft der Wiesen und Blumen riecht, paart es sich gleich mit ihm unter gemeinschaftlichen Liebkosungen, ohne sich, wie eure Weiber thun, spröde zu stellen, oder die Begierde hinter betrügerischen Kunstgriffen und Weigerungen zu verstecken. Das Männchen braucht nicht in der Hitze der Brunst das Geschäfte der Zeugung für Geld, Arbeit oder Dienstbarkeit zu erkaufen, sondern genießt ohne Trug und List, ohne Bezahlung die Liebe, die im Frühlinge die Begierde der Thiere, wie den Keim der Pflanzen erweckt und gleich wieder erstickt, so daß nach geschehener Befruchtung das Weibchen nicht mehr das Männchen zuläßt und dieses auch keine weitere Versuche macht. Einen so kleinen und geringen Werth hat bey uns die Wohllust, und wir bleiben auch hierin der Natur völlig getreu. Daher sind die Thiere bis jetzt noch nicht auf jene unnatürlichen Ausschweifungen verfallen, daß Männchen mit Männchen, und Weibchen mit Weibchen sich vermischen, wovon es doch unter euch selbst bey sonst wackern und verdienten Männern Beyspiele genug giebt. So hat, daß ich der geringern nicht

gedenke, Agamemnon ganz Böotien durchstrichen, um seinem flüchtigen Liebling Argynnus nachzujagen, und die Ursache des Aufenthalts fälschlich auf Meer und Winde geschoben. Der gute Mann tauchte sich dann weislich in den See Kopais, um dort sein Liebesfeuer auszulöschen und sich von der Leidenschaft zu befreyen. 18) Auf gleiche Weise verfolgte Herkules seinen unbärtigen Günstling, 19) wurde darüber von den tapfern Helden zurückgelassen, und konnte nicht an dem Seezuge Theil nehmen. In dem Tempel des Apollo Ptous 20) hat

18) Agamemnon mußte, nach der gewöhnlichen Erzählung, mit der griechischen nach Troja bestimmten Flotte widriger Winde wegen lange bey Aulis in Böotien liegen bleiben, weil er einen der Diana geheiligten Hirsch erschossen hatte, konnte auch nicht eher absegeln, bis die Göttin von ihm durch Aufopferung seiner Tochter Iphigenia versöhnet worden.

19) Dieser Günstling hieß Hylas. Er sollte, da die Argonauten bey Kyzikus in Bithynien vor Anker gegangen waren, in einer nahen Quelle Wasser holen. Die Nymphen, die ihn sehr schön fanden, zogen ihn ins Wasser, worauf Herkules das ganze Land durchstrich, um ihn aufzusuchen. Die Argonauten fuhren indeß ab, und Herkules kehrte, da er ihn nicht finden konnte, nach Argos zurück. S. Apollodor B. 1. K. 9.

20) Der Tempel und das Orakel des Apollo Ptous lag in Böotien am See Kopais, nicht weit von der Stadt Akraphinum. S. die Abhandlung über den Verfall der Orakel B. 4. B. 76. Pausanias B. 9. K. 23.

hat einer von euch heimlich die Worte an die Wand geschrieben: der schöne Achilles — obgleich Achilles schon einen Sohn hatte; und diese Inschrift ist, wie ich höre, noch jetzt vorhanden. Wenn ein Hahn etwa einmal, in Ermangelung einer Henne, einen andern Hahn tritt, so wird er lebendig verbrannt, weil ein Wahrsager oder Zeichendeuter dieß für eine außerordentliche und schreckliche Vorbedeutung erklärt. Also gestehen doch die Menschen selbst ein, daß die Thiere mehr Anspruch auf Enthaltsamkeit machen können, und daß sie der Natur durch ihre Begierden keine Gewalt anthun. Aber bey euch läßt sich die Wohllust nicht einmal von der, durch Gesetze unterstützten Natur in Schranken halten; wie von einem wilden Strome fortgerissen, richtet sie durch die Begierden überall in den Freuden der Liebe die größte Ausschweifung, Unordnung und Verwirrung an. Es haben ja wohl eher Männer mit Ziegen, Schweinen und Stuten sich abgegeben, und Weiber zu männlichen Thieren die rasendste Liebe gefaßt. Solchen Verbindungen habt ihr denn die Minotauren, die Aegipane, und, wie ich glaube, auch die Sphinxe und Kentauren zu verdanken. Hungersnoth zwingt wohl manchmal Vögel und Hunde, von menschlichen Körpern zu fressen, aber einen Menschen zur Wohllust zu brauchen, ist sicher noch keinem Thiere eingefallen; ihr hingegen misbraucht die Thiere auf eine gewaltsame und unnatürliche Weise sowohl zu diesem, als zu vielen andern Arten des Vergnügens.

So ausschweifend, so unmäßig auch die Menschen in Ansehung der besagten Begierden sind, so läßt sich doch leicht beweisen, daß sie, was die nothwendigen betrifft, den Thieren an Enthaltsamkeit noch weit mehr nachstehen. Diese Begierden gehen auf Essen und Trinken, wobey wir immer Vergnügen und Nutzen mit einander zu verbinden suchen. Aber ihr seyd bey der Nahrung weit mehr auf das Vergnügen als auf die Gesetze der Natur bedacht und dafür werdet ihr dann durch eine Menge langwieriger Krankheiten bestraft, die alle aus einer einzigen Quelle, der Ueberladung entspringen, und euren Körper mit allerhand schwer zu vertreibenden Blähungen anfüllen. Fürs Erste hat jede Gattung von Thieren eine eigene, angemessene Nahrung; einige loben sich das Kraut, andere die Wurzel, noch andere die Frucht. Die fleischfressenden Thiere suchen keine andere Art von Futter, und rauben nie den schwächern ihre Nahrung; der Löwe läßt den Hirsch und der Wolf das Schaaf ruhig weiden, wie es seine Natur mit sich bringt. Nur der Mensch streckt aus Gefräßigkeit seine Hände nach allem aus, er muß von allem kosten und naschen, gleich als wenn er noch nicht entdeckt hätte, was ihm zuträglich und angemessen ist. Er ist unter allen Geschöpfen das einzige, das alles frißt. Erst bedient er sich des Fleisches, nicht etwa aus Noth oder Mangel, da er zu jeder Jahrszeit von Pflanzen und Saamen eine Speise nach der andern erndtet, pflückt und abnimmt, und deren eine solche Menge hat, daß ihm die Wahl

Mühe

Mühe macht; nein, bloß aus Leckerhaftigkeit, aus Ueberdruß der nothwendigen Nahrungsmittel sucht er solche unnatürliche, durch das Blut der Thiere verunreinigte Speisen auf, und beweißt in so fern mehr Grausamkeit als selbst die wildesten Bestien. Denn Blut und Fleisch ist die bestimmte und ordentliche Nahrung für Geyer, Wölfe und Schlangen, der Mensch aber braucht dieß als seine Zukost. Sodann bedient er sich auch aller und jeder Gattungen; er macht es nicht. wie die Raubthiere, die sich der mehresten enthalten und nur einige wenige bekriegen, um ihre nothdürftige Nahrung zu haben. Kurz, da ist kein Vogel in der Luft, kein Fisch im Wasser, kein Thier auf dem Lande, das euren verfeinerten und gastfreundlichen Tafeln, wie ihr sie nennt, entrinnen könnte. Das möchte noch hingehen; aber was soll man dazu sagen, daß ihr alles dieß nur als Zukost braucht, um damit eure ordentliche Kost und Nahrung zu würzen?

Was die **Verständigkeit** 21) der Thiere betrifft, so gestatten sie keiner der eitlen und unnützen Künste Zutritt; sie beschäftigen sich bloß mit den nothwendigen, die nicht von andern entlehnt, nicht um Lohn gelehret werden. Diese sind ihnen natürlich und angebohren, sie

21) Dieses Wortes habe ich mich hier bedienet, um das griechische Φρονησις auszudrücken, dessen gewöhnliche Bedeutung Klugheit sich nicht hieher schickt.

bringen sie aus sich selbst hervor, ohne daß sie erst mit kleinlicher Emsigkeit theoretische Lehrsätze an einander reihen und in ein System zusammenfügen dürfen. Ich habe mir sagen lassen, daß alle Aegypter Aerzte sind; 22) aber jedes Thier versteht von Natur nicht nur die Kunst sich zu heilen, sondern auch sich Nahrung zu verschaffen, seine Stärke zu brauchen, zu jagen, und das Schädliche zu vermeiden, ja selbst von der Musik so viel als die Natur eines jeden mit sich bringt. Von wem haben wir Schweine gelernt, wenn wir krank sind, an den Flüssen Krebse zu suchen? Wer hat die Schildkröten gelehrt, wenn sie von Ottern gefressen haben, sich mit dem Dostenkraute zu helfen? Wer die kretischen Ziegen, wenn sie von Pfeilen verwundet worden, Diptam aufzusuchen, durch dessen Genuß sie sich die Spitzen aus dem Körper treiben? Antwortest du, was auch ganz richtig ist, die Natur sey ihre Lehrerin, so führst du die Verständigkeit der Thiere auf das höchste und weiseste Prinzip zurück; glaubst du aber dieß weder Vernunft noch Verständigkeit nennen zu dürfen, gut, so sehe dich nach einem schönern und ehrenvollern Namen um,

22) Vermuthlich, weil in Aegypten jede Art von Krankheiten ihre eigenen und besondern Aerzte hatte, und es also deren eine ungeheure Menge gab. S. Herodot B. 2. K. 54. oder auch in sofern, weil die Aegypter gewöhnlich alle vier oder fünf Täge Klystiere, Purganzen und Brechmittel brauchten, um den Krankheiten zuvorzukommen. S. Diodor B. 1. K. 82.

um, wie sie auch in der That durch ihre Wirkungen eine weit höhere und bewundernswürdigere Kraft verräth. Denn sie ist nicht ungelehrig oder des Unterrichts unfähig, vielmehr wird sie durch sich selbst belehret und bedarf keiner fremden Hülfe, so daß sie wegen der vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit ihrer natürlichen Fähigkeit den von andern stückweise erbettelten Unterricht leicht entbehren kann. Ja vermöge dieser ausnehmenden Fähigkeit begreift unser Verstand auch alles das sehr leicht, was die Menschen zum Vergnügen oder zum Zeitvertreibe durch Uebung uns beyzubringen suchen, wenn es gleich der natürlichen Einrichtung unsers Körpers zuwider ist. Ich will nichts davon sagen, daß Jagdhunde die Spur finden, daß Füllen abgemessene Schritte machen, selbst daß Raben sprechen lernen, und Hunde durch herumgetriebene Reife springen. Aber auf den Theatern sieht man ja oft genug Pferde und Ochsen, die sich niederlegen, tanzen, sich aufrecht stellen, und andere kühne Bewegungen machen, die selbst den Menschen nicht leicht sind. Diese Dinge lernen sie durch Unterricht auf das vollkommenste und behalten sie im Gedächtniß, zu einem Beweise ihrer Gelehrigkeit, sonst aber haben sie nicht den geringsten Nutzen davon.

Findest du es etwa unglaublich, daß wir Künste lernen, nun so vernimm, daß wir auch was noch mehr ist, lehren. Die Rebhühner gewöhnen ihre Jungen, wenn sie verfolgt werden, sich rücklings niederzulegen, mit den Füßen Erdschollen vor sich zu halten, und sich auf

solche Weise zu verbergen. Du siehst, wie die jungen Störche, wenn sie zu fliegen versuchen, von den alten auf den Dächern darin unterrichtet werden. Die Nachtigallen lehren ihre Jungen singen, und diejenigen, die jung weggefangen und von den Menschen aufgefüttert werden, haben einen schlechtern Gesang, weil man sie zu früh vom Lehrmeister getrennt hat. Seitdem ich in diesen Körper versetzt worden bin, wundere ich mich über nichts so sehr, als über jene Gründe, wodurch ich mich von Sophisten habe bereden lassen, alle Geschöpfe, die Menschen ausgenommen, für unvernünftig und unverständig zu halten.

Ulysses. Wie, mein Gryllus? Du hast also auf einmal deine Meynung geändert, und behauptest nun, daß das Schaaf und der Esel mit Vernunft begabt sey?

Gryllus. Aus dem bisher Gesagten, mein bester Ulysses, läßt sich leicht der Schluß machen, daß die Natur der Thiere nicht ganz ohne Vernunft und Verstand ist. So wie ein Baum nicht mehr und nicht weniger leblos ist als der andere, sondern alle an Unempfindlichkeit einander gleich sind, weil keiner derselben eine Seele hat; eben so müßte auch unter den Thieren keins dümmer und ungelehriger seyn, als das andere, wenn nicht alle mit Verstand und Vernunft, nur das eine mehr, das andere weniger, begabt wären. Bedenke, daß die Dummheit und der Unverstand der einen erst durch die Schlauigkeit und Verschmitzheit der andern sichtbar gemacht wird. Wenn du den Fuchs,

den

den Wolf, die Biene mit dem Esel und dem Schaafe vergleichst, so kömmt das eben so heraus, als wenn du den Polyphemus mit dir selbst, oder den Korinther Homerus 23) mit deinem Großvater Autolykus in Vergleichung setzest. Denn ich glaube nicht, daß der Abstand von einem Thiere zum andern so groß ist, als der eine Mensch an Denkkraft, Vernunft und Gedächtniß von dem andern absteht.

Ulysses. Nimm dich in Acht, Gryllus! Das möchte wohl zu gewagt und kühn seyn, Geschöpfen, die keinen Begriff von Gott haben, Vernunft zuzuschreiben.

Gryllus. Nun wahrlich, Ulysses! da darf man nicht mehr sagen, daß ein so weiser und gescheider Mann, als du bist, den Sisyphus zum Ahnherrn habe! 24)

23) Von einem Korinther Homer weiß Niemand etwas. Nach dieser Stelle zu urtheilen, mußte er ein Zeitgenosse des Autolykus und folglich auch des Sisyphus, des Erbauers von Korinth, gewesen seyn, und sich durch Dummheit und Einfalt eben so sehr ausgezeichnet haben, als Autolykus durch List und Betrügerey. Wahrscheinlich aber ist der Name Ομηρος verfälscht.

24) Sisyphus, der Vater der Antiklea, der Großmutter des Ulysses, war nämlich ein grosser Verächter der Götter, und als solcher in der Unterwelt zu der Strafe verdammt, daß er immerfort einen schweren Stein bergan wälzen mußte. Ulysses fühlt sich, wie der sel. Reiske bemerkt, durch diesen beißenden Vorwurf so sehr betroffen, daß er nicht für gut findet, das Gespräch fortzusetzen, sondern es gleich abbricht. In so fern ist wohl auch die Meynung Xylanders und anderer ungegründet, daß das Ende dieses Gesprächs verlohren gegangen sey.

Ueber das Fleischessen.

Erste Abhandlung. *)

Du fragst mich, aus welchem Grunde wohl Pythagoras sich des Fleischessens enthalten habe: ich für meine Person aber wundere mich, welche Leidenschaft, welche Stimmung der Seele oder welcher Grund nur zuerst den Menschen mag verleitet haben, Blut mit dem Munde zu berühren, und das Fleisch eines todten Thieres an seine Lippen zu bringen; wie er nur darauf verfallen ist, Leichname und Schattenbilder als Zukost oder als Speise auf den Tisch zu setzen, und Glieder, die kurz vorher noch brüllten, schrieen, sich bewegten und sahen, zu verzehren; wie das Auge es nur aushielt, das arme Thier schlachten, abziehen, und zerstücken zu sehen; wie

*) Die beyden Abhandlungen über das Fleischessen, wenn sie ja den Plutarch zum Verfasser haben, scheinen, so wie einige der vorhergehenden, bloße Uebungsdeklamationen zu seyn, die er in frühern Jahren geschrieben hat. Es wird darin durch mehrere Gründe bewiesen, daß der Mensch sich des Fleischessens gänzlich enthalten müsse. Uebrigens sind beyde sehr corrupt, und von der zweyten ist nur ein kleines Stück auf uns gekommen. Ins Deutsche sind sie, so viel ich weiß, noch nie übersetzt worden.

wie die Nase den üblen Geruch davon vertragen konnte, und wie es dem Gaumen nicht vor der Verunreinigung eckelte, fremde Geschwüre zu berühren und den Eiter von tödtlichen Wunden anzunehmen. Wenn dort gesagt wird:

Ringsum krochen die Häute, es brüllte das Fleisch an den Spießen
Rohes zugleich und gebratnes und laut wie Rindergebrüll scholls — 1)

so ist das weiter nichts als eine Fabel und Erdichtung. Aber das muß doch wahrlich ein abentheuerliches Gastmahl gewesen seyn, da man nach Thieren, die noch brüllten, Hunger hatte, da man lehrte, welche noch lebende und schreyende Thiere sich zur Nahrung brauchen liessen, und anordnete, wie sie zugerichtet, gebraten und aufgetragen werden sollten. Nach demjenigen muß man also fragen, der das zuerst angefangen, nicht nach dem, der es nachmals wieder unterlassen hat.

Es läßt sich allerdings annehmen, daß die Menschen, die es zuerst gewagt haben, Fleisch zu essen, durch Mangel und Noth dazu bewogen worden sind. Denn diese waren noch nicht so sehr von unerlaubten Begierden beherrscht, sie lebten auch nicht in einem solchen Ueberflusse aller Nothwendigkeiten, daß sie aus bloßem Uebermuthe auf jene seltsame und unnatürliche Lüsternheit verfallen wären; nein, sie könnten, wenn sie bey der jetzigen Lage der Dinge Empfindung und Sprache bekämen, uns füglich zu-

1) Im 12ten B. der Odyssee V. 393. f.

rufen: „O ihr seligen, beglückten Menschen, „ihr Günstlinge der Götter! in welchem glück„lichen Zeitalter seyd ihr gebohren! Welches „Ueberflusses an allen Arten von Gütern habt „ihr zu genießen! Wie vielerley wächst euch! „Wie vieles sammelt ihr ein! Welchen Reich„thum könnt ihr von den Fluren, welche Wonne „von den Pflanzen einernten! Euch ist es ver„gönnt, ohne einige Befleckung euch gütlich zu „thun, aber unser Leben fiel gerade in die trau„rigste und schrecklichste Zeit, wo wir der noch „neuen Schöpfung wegen mit dem äußersten „Mangel und Elend zu kämpfen hatten. Noch „verbarg den Himmel eine düstere Luft, noch „waren die Sterne mit trüber, undurchdring„licher Feuchtigkeit, mit Feuer und tobenden „Winden umhüllt. Die Sonne hatte noch nicht „ihren sichern, bestimmten Lauf; sie schied weder „die Morgenröthe von der Abendämmerung, „noch führte sie die Jahreszeiten, mit frucht„reichen Aehrenkränzen geschmückt, im Zirkel „zurück. Die Erde ward durch das Austreten „schrankenloser Ströme verwüstet: viele Gegen„den waren durch stehende Wasser ganz entstellt, „oder durch tiefe Sümpfe, durch unfruchtbare „Gebüsche und Waldungen verwildert. Da „war an keine Erzeugung genießbarer Früchte „zu gedenken, da gab es weder ein künstliches In„strument, noch eine durch Weisheit erfundene „Maschine. Der Hunger verstattete hierzu „keine Zeit, und wäre auch damals das Säen „bekannt gewesen, so konnte man doch nicht „auf die gewisse Rückkehr der zur Reife dienli„chen

„chen Jahreszeiten rechnen. Was ist es also „Wunder, wenn wir uns der Natur zuwider „des Fleisches der Thiere bedienten, da man „sogar Schlangen fraß, und Baumrinden zer„nagte, da es ein großes Glück war, grünes „Gras oder eine saftige Wurzel zu finden? „Menschen, die Eicheln gekostet und gegessen „hatten, tanzten vor Freuden um die Eiche oder „Buche herum, und nannten den Baum eine „belebende Mutter, eine Ernährerin. Dieß war „das einzige Fest, welches die Menschen in jenen „Zeiten kannten; alles übrige war voller Unlust, „Schmerz und Traurigkeit. Aber welche Wuth, „welche Raserey treibt denn euch bey dem jetzi„gen Ueberfluß an allen Bedürfnissen zur Mord„sucht an? Warum belügt ihr die Erde, daß „sie nicht im Stande sey, euch zu ernähren? „Was bewegt euch nur, die Gesetzgeberin Ceres „so zu beleidigen und den holden, liebreichen „Bakchus zu beschimpfen, als wenn ihr von „diesen beyden keine hinlängliche Nahrung be„kämet? Schämt ihr euch nicht, die milden, „genießbaren Früchte mit Blut und Mord zu „verunreinigen? Ihr nennt Schlangen, Pan„therthiere und Löwen grausam, und doch mor„det ihr selbst ohne Scheu und gebt ihnen an „Grausamkeit nicht das geringste nach. Denn „diese morden, um sich Nahrung zu verschaf„fen, ihr aber blos der Zukost wegen.“

Allerdings essen wir keine Löwen und Wölfe, um uns an ihnen zu rächen. Thiere von der Art lassen wir gehen, aber die unschädlichen und zahmen, die weder Stacheln noch Zähne

haben,

haben, womit sie uns verletzen könnten, fangen wir auf, und tödten sie; Thiere, welche die Natur wirklich nur der Zierde und Schönheit wegen hervorgebracht zu haben scheint. 2) Dieß kömmt denn eben so heraus, als wenn einer, der den Nil austreten und das Land mit einer segenreichen, fruchtbaren Fluth überdecken sieht, statt die befruchtende Kraft des Wassers und den Ueberfluß der mildesten, gemeinnützigsten Früchte zu bewundern, nur davon Gelegenheit zu tadeln hernehmen wollte, daß hin und wieder ein Krokodil auf dem Wasser schwimmt, manche Natter mit herabgeführt wird, und allerley schädliche und häßliche Thiere sich in dem Wasser erzeugen; oder wenn er diese mit genießbaren Früchten und vollen Aehren ganz bedeckten Fluren überblickt und darunter hier und da einen Trespenhalm, eine Wicke, oder ein

— all-

2) Da die folgenden Gleichnisse sich nicht wohl zu den vorhergehenden passen, so glaubt Amyot, daß sie aus irgend einer andern Schrift hier eingerückt, Stephanus aber, daß sie durch ein Versehen der Abschreiber hieher gesetzt worden, eigentlich aber nach der weiter unten folgenden Stelle: Nichts vermag uns zu rühren — der armen Thiere — stehen sollten. Reiske sucht den Zusammenhang auf diese Art zu erklären: Wenn wir um einiger schädlichen Thiere willen viele unschädliche, schöne und gefällige Thiere tödten, so handeln wir eben so wie derjenige, der den Nil um der Krokodile willen, oder eine vortrefliche, kraftvolle Rede wegen einiger fehlerhaften Ausdrücke tadeln wollte.

anders Unkraut gewahr wird, deßhalb jene nicht abmähen und einerndten, und nur über diese sich beklagen wollte. So handelt auch der, welcher zwar einsieht, daß der Vortrag eines Redners, der vor Gericht einen Beklagten vertheidigen und retten, oder gewisse Verbrechen aufdecken und beweisen soll, gleich einem Strome, der mit voller Kraft und Energie dahin fließt, und alle erforderlichen Eigenschaften hat, um auf die so verschiedenen Gemüther der Zuhörer sowohl als der Richter Eindruck zu machen, und sie, wo es nöthig ist, zu verändern und umzustimmen, oder auch zu beruhigen und zur Milde zu bewegen; demungeachtet aber die Hauptsache ganz aus der Acht läßt, und anstatt die bewiesene Anstrengung zu erwägen, nur einzelne fehlerhafte Ausdrücke, die dem Redner in dem Strome der Beredtsamkeit aus Versehen entfallen sind, aufsucht und auf solche Jagd macht. —

Nichts vermag uns zu rühren, nicht die Schönheit der Farbe, nicht die Anmuth der melodischen Stimme, nicht die Gewandtheit der Seele, nicht die Reinlichkeit der Lebensart, nicht die vorzügliche Klugheit der armen Thiere. Um ein Bißchen Fleisch willen rauben wir ihnen Seele, Sonne, Licht, und Lebenszeit, zu deren Genuß sie doch geschaffen und bestimmt sind. Ist wohl ihr Geschrey, ihr Girren, das wir für eine unvernehmliche Stimme halten, etwas anders, als eine flehentliche Bitte, oder Protestation, da jedes zu uns sagt: „Gegen deine „Nothdurft habe ich nichts einzuwenden, wohl

„ab-

„aber gegen deine Leckerey. Tödte mich immer„hin, damit du zu essen habest, aber morde „mich nicht, um mit mehrerem Appetit zu essen.“ Welche Grausamkeit! Es ist schon gräßlich, die Tafel reicher Leute zu sehen, die von Fleischern und Köchen mit Leichnamen besetzt wird; aber noch mehr Abscheu erregt es, wenn man die Tafel wieder abtragen sieht. Denn es bleibt immer mehr übrig, als gegessen worden, und so haben diese Thiere vergebens den Tod erlitten. Ja es giebt sogar manche, die das aufgetragene Fleisch schonen, und es weder anschneiden noch zerstücken lassen, aber der lebenden Thiere wollten sie nicht schonen.

Laß uns nun die Ausflucht betrachten, deren sich, wie wir hören, jene Leute bedienen, daß der Mensch von der Natur selbst zum Fleischessen bestimmt sey. Daß der Genuß des Fleisches dem Menschen nicht natürlich ist, erhellt fürs erste, aus der Einrichtung und dem Baue seines Körpers. Denn der Leib des Menschen hat mit denen, die zum Fleischessen bestimmt sind, nicht die geringste Aehnlichkeit. Er ist nicht mit gebogenem Schnabel, nicht mit scharfen Krallen und spitzigen Zähnen, nicht mit der Stärke des Magens und der Wärme der Lebensgeister versehen, welche die schweren Fleischspeisen kochen und verdauen kann. Die Glätte der Zähne, die Kleinheit des Mundes, die Weichheit der Zunge, und die Schwäche der Verdauungskraft beweiset hinlänglich, daß die Natur gleich anfangs uns das Fleischessen untersagt hat. Bestehst du gleichwohl darauf, daß du zu solchen

chen Speisen geschaffen seyst, gut, so tödte du erstlich selbst, was du essen willst, aber durch dich selbst, ohne ein Schlachtmesser, eine Keule oder ein Beil zu brauchen, so wie Wölfe, Bären und Löwen die Thiere tödten, die sie verzehren. Erwürge doch einen Stier durch den Biß, oder zerreiß ein Schwein, ein Lamm, einen Haasen mit dem Rachen, und verzehre, wie jene, deine Beute noch halb lebend. Warteſt du aber, bis das Thier, das du essen willst, zum Aas geworden, scheuest du dich, die noch im Fleische steckende Seele herauszujagen, warum issest du denn der Natur zuwider, was eine Seele hat?

Aber auch das entseelte und todte Thier ißt Niemand so, wie es ist, sondern es muß erst gesotten, gebraten, durch Feuer und Gewürze verwandelt, und der Mord durch tausenderley Brühen versteckt und verwischt werden, damit der getäuschte Geschmack das Fremde ohne Widerwillen annehmen möge. Artig ist doch immer jene Antwort eines Lakedämoniers, der, als er sich in einem Wirthshause einen Fisch kaufte, und der Wirth, der ihn zurecht machen sollte, Käse, Essig und Oel dazu forderte, ausrief: Ey, wenn ich das hätte, bräuchte ich ja keinen Fisch zu kaufen! Wir hingegen schweifen in der Mordlust so sehr aus, daß wir das Fleisch nur eine Zukost nennen, und dann zum Fleische wieder andere Zukost brauchen, indem wir Oel, Wein, Honig, Fischtunke,

tunke, 3) Essig, auch syrische und arabische Gewürze dazu mischen, und es gleichsam als einen wirklichen Leichnam einbalsamiren. Das auf diese Art aufgelöste, erweichte und gewissermaßen in Fäulniß gegangene Fleisch läßt sich äußerst schwer verdauen, und wenn auch der Magen stark genug ist, es zu überwältigen, so verursacht es doch gar oft Unverdaulichkeiten und andere unangenehme Beschwerden.

Diogenes wagte es, einen rohen Polypen 4) zu essen, um die Bereitung durchs Feuer entbehrlich zu machen, und da viele Priester und

3) Das berühmte Garum, eine Laake, welche, nach Plinius B. 31. F. 43. aus den Eingeweiden gewisser Fische und andern Theilen, die man sonst wegzuwerfen pflegt, bereitet wurde. Man ließ diese in Salz macériren, und brauchte die Brühe, um andern Speisen einen haut goût zu geben. Von dem beygemischten Blute der Fische hatte sie eine schwärzliche Farbe. In Rom wurde ein ungeheurer Luxus damit getrieben und Plinius sagt, daß, die Salben ausgenommen, kein anderes Material einen so hohen Preiß erreicht habe. Von der Bereitung und den verschiedenen Arten des Garum giebt Lud. Nonnius de re cibaria B. 3. K. 44. umständliche Nachricht.

4) Nach Lukian im Verkauf der philosophischen Secten (Th. 1. S. 375. der Wieland. Uebers.) war es ein Dintenfisch, σηπια, nach Diogenes Laert. B. 6. K. 2. F. 11. ein roher Ochsenfuß, den Diogenes, der Kyniker, verzehrt haben, und daran im 90ten Jahr seines Alters gestorben seyn soll. Nach andern hat er sein Leben durch Zurückhaltung des Athems im Kraneum, einem Gymnasium zu Korinth, geendigt.

und andere Leute um ihn herum standen, hüllte er sich in seinen Mantel, hielt ein Stück Fleisch vor den Mund — Seht, rief er, um euret willen setze ich mich der Gefahr aus! — Nun wahrlich, einer rühmlichen Gefahr! denn der Philosoph wagte sein Leben nicht wie Pelopidas für die Freyheit der Thebaner, nicht wie Harmodius und Aristogeiton um der Athener willen, sondern kämpfte mit einem rohen Polypen, um das menschliche Leben zu der vorigen Wildheit zurückzuführen.

Das Fleischessen ist aber nicht bloß der Natur unsers Körpers zuwider, nein es pflegt auch die Seele durch Ueberladung und Sättigkeit dumm zu machen. Durch Wein und reichlichen Genuß des Fleisches wird zwar der Körper stark und robust, allein die Seele wird ihrer Kräfte beraubt; und damit ich mir nicht Fechter zu Feinden mache, will ich nur unsere Landsleute zum Beyspiel anführen. Uns Böotier nennten sonst die Attiker nur Dickköpfe, dumm und gefühllos, vornehmlich wegen der Gefräßigkeit. Andere hießen uns gar Schweine 5) und Menander, Leute die brave Kinnbacken haben. Pindarus sagt: „Auf, treibe deine Genossen, „Aeneas, daß sie — laut es bekräftigen, daß „wir

5) Ein böotisches Schwein war bey den Griechen sogar zum Sprichwort geworden, worauf Pindarus schon in der folgenden Stelle anspielt.

„wir der alten Schmähung, die uns böotische „Eber schimpft, mit Wahrheit entgiengen.“ 6)

Eine dürre Seele ist, nach Herakleitus Meynung, die weiseste. Leere Fässer klingen, wenn man daran schlägt; sind sie aber voll, so antworten sie nicht auf die Schläge. Dünne Gefäße aus Kupfer verbreiten, wenn sie geschlagen werden, den Schall rings herum, bis man den Umlauf desselben durch Auflegung der Hand unterbricht. Ein mit zu vielen Feuchtigkeiten angefülltes Auge wird dunkel und unfähig seine Pflicht zu thun. Sehen wir die Sonne durch eine feuchte, mit dicken Dünsten angefüllte Luft, so erscheint sie uns, statt des reinen Glanzes, nur mit düsterm, neblichtem und gebrochenem Lichte. Auf gleiche Weise muß auch nothwendig durch einen dicken, übersättigten, und mit fremdartiger Nahrung beschwerten Körper die Heiterkeit, das Licht der Seele, so sehr geschwächt und verdunkelt werden, daß sie alle Kraft verliert, über subtile oder schwere Gegenstände richtig zu denken.

Aber, ohne dieß alles in Anschlag zu bringen, scheint denn nicht auch die Gewöhnung zur Menschenliebe etwas herrliches und bewundernswerthes zu seyn? Denn wer wird wohl einen

6) In der 6ten Olympischen Siegeshymne V. 151. f. nach H. Gedike's Uebersetzung. Im Texte ist diese Stelle nur mit ein Paar Worten angegeben, aber der Deutlichkeit wegen habe ich sie ganz hieher gesetzt.

einen Menschen beleidigen wollen, wenn er gegen fremde Geschöpfe, die mit ihm gar keine Verbindung haben, so mild und liebreich gesinnt ist? Ich erinnere mich, schon vorgestern über das Verhalten des Xenokrates, so wie über den Umstand gesprochen zu haben, daß einst in Athen Jemand deswegen bestraft worden, weil er einen Widder lebendig geschunden hatte. Ein lebendiges Thier aber zu martern, ist, in meinen Augen wenigstens, nicht strafbarer, als es zu tödten und des Lebens zu berauben. Allein wir haben, wie es scheint, mehr Gefühl für das, was wider die Gewohnheit, als für das, was der Natur entgegen ist.

Die Gründe, die ich bisher angeführt habe, sind freylich etwas zu gemein und bekannt; aber ich trage Bedenken, jenen erhabenen und geheimnißvollen Ursprung dieses Lehrsatzes 7) welcher stumpfsinnigen und, um mit Plato zu reden, nur auf das Sterbliche denkenden Menschen unglaublich seyn würde, in meiner Rede zu berühren, so wie der Steuermann im Sturm das Schiff bewegt, oder wie der Dichter auf dem Theater beym Umdrehen der Scene sich einer Maschine bedient. 8) Indessen ist es

7) Daß man sich nämlich des Fleischessens enthalten müsse.

8) Eine Anspielung auf das bekannte Sprüchwort: Deus ex machina, θεὸς ἀπὸ μηχανῆς, da der tragische Dichter, wenn er sich nicht weiter zu helfen wußte, vermittelst einer Maschine plötzlich einen Gott erscheinen ließ.

vielleicht nicht undienlich, einstweilen mich ganz laut auf jene Stelle des Empedokles zu berufen, wo er in allegorischen Bildern erzählt, daß die Seelen an sterbliche Körper gefesselt werden, zur Strafe, weil sie gemordet, Fleisch gegessen und sich einander verzehret haben; wiewohl diese Erklärung weit älter (als Empedokles) zu seyn scheint. Denn die Fabeln von der Zerstückelung des Bakchus, von den Vergehungen der Titanen gegen ihn, von ihrer Bestrafung und Zerschmetterung durch den Blitz, weil sie von seinem Leichnam gegessen hatten, sind bloß eine dunkle Anspielung auf die Palingenesie, indem die Alten das Unvernünftige, Unordentliche und Gewaltsame in uns, das nicht göttlichen Ursprungs ist, sondern von den Dämonen herrührt, mit dem Namen Titanen belegten, und dieß ist es auch nur, was gestraft und gezüchtigt wird.

Ueber das Fleischessen.

Zweyte Abhandlung.

Die Wichtigkeit der Sache erheischt, daß wir zu der gestern angefangenen Untersuchung über das Fleischessen mit frischem, erneuertem Eifer und Nachdenken zurückkehren. Denn es ist schwer, wie Cato 1) sagte, zu Bäuchen zu reden, die keine Ohren haben. Wir alle haben nun schon den Becher der Gewohnheit getrunken, der gleich dem Weinmus der Kirke 2)

Mit Betrug, mit Jammer und Weh, und Schmerzen gemischt ist —

und die Angel des Fleischgenusses, die durch die Lüsternheit so tief eingedrungen ist, und fest steckt, läßt sich nicht so leicht herausnehmen.

Es wäre freylich gut, wenn wir, so wie die Aegypter dem Verstorbenen bey Sonnenschein den Bauch aufschneiden, die Eingeweide herausnehmen 3) und sie als die Ursache aller

1) Cato der ältere, der sich dieses Ausdrucks in einer öffentlichen Rede über die in Rom herrschende Verschwörung und Ueppigkeit bediente. S. Th. 2. dieser Uebersetzung S. 267.

2) Dies beschreibt Homer im 10ten B. der Odyssee V. 234.

3) S. Herodot B. 2. K. 86. die Worte πρὸς ἡλίου, an der Sonne, beym Sonnenschein, kommen mir verdächtig vor.

Vergehungen des Menschen wegwerfen, uns selbst die Gefräßigkeit und Mordsucht wegschnitten und für die Zukunft ein reines schuldloses Leben führten. Denn der Bauch ist keineswegs der Sitz der Mordbegierde, im Gegentheil wird er selbst unserer Unmäßigkeit wegen durch sie mit verunreiniget. Sollte indeß die Gewohnheit es unmöglich machen, jene Versündigung ganz zu vermeiden, so wollen wir wenigstens aus Schaam die Sünde auf eine vernünftige Art begehen. Wir wollen Fleisch essen, aber aus Hunger, nicht aus Leckerey; wir wollen Thiere tödten, aber mit Bedauerung und einem Gefühl des Mitleids, nicht aus Muthwillen oder mit grausamen Martern, wie heutiges Tages vielfältig geschieht. Denn einige stoßen den Schweinen glühende Bratspieße in die Gurgel, damit das durch die Hitze des Eisens gelöschte und im ganzen Körper verbreitete Blut das Fleisch zärter und weicher machen soll; andere treten mit Gewalt trächtigen Säuen, die bald ferkeln wollen, auf das Euter, um Blut, Milch und Eiter von den zugleich mit getödteten Jungen während der Geburt untereinander zu mischen, und dann — welche abscheuliche Verunreinigung! — diese äußerst entzündeten Theile des Thieres zu verzehren. 4)

Noch

4) Auf diesen ausgearteten Geschmack der Römer, bezieht sich, was Plinius B. 11. K. 84. sagt: „Eine Bärmutter, die verworfen hat, schmeckt „besser, als eine andere, welche gehörig gebahr." Weil nun das Abortiren bey den Thieren seltener geschieht.

Noch andere stecken Kraniche und Schwäne mit zugenähten Augen ein, mästen sie in der Finsterniß, und suchen deren Fleisch durch allerhand seltsame Mischungen und Farßen zu Lekkerbissen zu machen; 5) woraus sich deutlich ergiebt, daß man nicht der Nahrung wegen, nicht aus Noth und Bedürfniß, sondern bloß aus Verleckerung, Uebermuth und Schwelgerey das Unrecht zum Vergnügen gemacht hat.

Wie also die Wohllust, wenn sie sich an dem Genuß der Weiber nicht begnügen läßt, alles versucht und zuletzt auf die schändlichsten Ausschweifungen verfällt, so hat auch die Unmäßigkeit im Essen den natürlichen und nothwendigen Zweck überschritten, und durch Grausamkeit und Verbrechen den Appetit vervielfältiget. Die Sinnesorgane theilen einander gern ihre Krankheiten mit, und wenn erst einer aus den von der Natur gesetzten Schranken gewichen ist, so lassen sich auch die andern leicht zu Vergehungen und Ausschweifungen hinreißen. Auf solche Weise hat ein krankes Gehör die Musik

geschieht, so suchte man es auf die hier angegebene grausame Art zu bewirken. Von diesen uns unbekannten Leckerbissen der Römer s. Lud. Nonnius de re cibaria, B. 2. K. 4.

5) Zu Plinius Zeiten waren die Kraniche zur Speise sehr beliebt B. 10. K. 30. Sie wurden besonders von der Insel Melos nach Rom gebracht. Von den Schwänen sagt auch Athenäus B. 9. S. 393, daß sie bey Gastereyen gewöhnlich gebraucht worden.

verdorben, und ein verzärteltes, weichliches Gefühl schändliche Betastungen und ein weibisches Kitzeln eingeführt. Dadurch lernte nun das Gesicht, nicht mehr an kriegerischen Tänzen, oder an künstlichen Gestikulationen und Ballets ten, nicht an Bildsäulen und Gemählden sich zu belustigen, sondern Blut und Tod von Menschen, Wunden und mörderische Kämpfe zu einem höchst kostbaren Schauspiel zu machen. So folgen auf unrechtmäßige Tafeln schaamlose Buhlereyen, auf schändliche Ausbrüche der Wohllust ungesittete Belustigungen des Gehörs, auf unzüchtige Gesänge und Unterhaltungen unnatürliche Schauspiele, und auf die grausame Augenlust endlich Härte und Unempfindlichkeit gegen andere Menschen.

Aus dieser Ursache hat der göttliche Lykurg in den drey Gesetzen verordnet, daß die Thüren und Decken der Häuser bloß mit Säge und Beil gearbeitet und keine andern Werkzeuge dazu gebraucht werden sollen; 6) nicht als ob er den Bohrern, den Hobeln und den andern zur feinern Arbeit dienlichen Werkzeugen den Krieg angekündiget hätte, sondern weil er überzeugt war, daß man nicht durch solche Thüren ein mit Gold eingelegtes Ruhebette tragen, noch sich unterstehen würde, in ein schlechtes Haus silberne Tische, purpurne Teppiche und kostbare Stei-

5) Von den drey Gesetzen oder Verordnungen Lykurgs, die im Griechischen ῥήτρα heißen, weil sie nicht schriftlich gegeben waren, siehe Plutarchs Leben des Lykurgs K. 13.

Steine zu bringen, und daß ein Haus, ein Bette, ein Tisch, ein Becher von der Beschaffenheit auch ein einfaches Abendessen und ein gemeines Mittagsmahl nach sich ziehen müßte. Dem Anfange zur ausschweifenden Lebensart folgt gar bald die ganze Ueppigkeit und Schwelgerey, wie ein säugendes Füllen der Mutter, nach.

Wo giebt es nun ein kostbares Gastmahl, zu welchem nicht irgend ein beseeltes Geschöpf ums Leben gebracht wird? Halten wir denn eine Seele für einen so gar geringen und unbedeutenden Aufwand — ich will noch nicht sagen, vielleicht die Seele des Vaters, der Mutter, eines Freundes oder eines Kindes, wie Empedokles behauptete, aber doch immer eine Seele, die Empfindung, Gesicht, Gehör, Vorstellungskraft und Verstand besitzt, womit die Natur jedes Thier versehen hat, um das zu suchen, was ihm dienlich, und das zu fliehen, was ihm schädlich ist? Ueberlege aber einmal, welche Philosophen uns menschlicher und sanftmüthiger machen? Diejenigen, die uns lehren, unsere Kinder, Freunde, Eltern, und Gattinnen als Verstorbene zu essen; oder vielmehr Pythagoras und Empedokles, die uns gewöhnen, auch gegen andere Gattungen von Geschöpfen gerecht zu seyn? Du lachst über den, der nicht von einem Schaafe essen will; wir aber, werden diese sagen, können wahrlich nicht lachen, wenn wir sehen, daß einer von seinem verstorbenen Vater oder Mutter Stücken abschneidet, sie den abwesenden Freunden zuschickt und die gegen-

wärtigen ermahnt, von dem aufgetragenen Fleische reichlich zu essen.

Vielleicht versündigen wir uns schon dadurch, wenn wir die Schriften dieser Philosophen berühren, ohne unsere Augen, Ohren, Hände und Füße zu reinigen; es wäre denn, daß es schon eine Art von Reinigung ist, wenn man nur davon spricht, und, wie Plato sagt, das salzige Gehör mit süßem Wasser abspült. Allein hält man die Bücher und Schriften gegen einander, so ist jenes die Philosophie der Skythen, der Sogdianer und Melanchläner, 7) von welchen Herodot Nachrichten giebt, die Niemand glaubt; hingegen die Lehren des Pythagoras und Empedokles sind Gesetze, Verordnungen und Sitten der alten Griechen, welche den Grundsatz hatten, 8) daß man auch den unvernünftigen Thieren Pflichten schuldig sey.

Wer sind nun aber diejenigen, die späterhin jene andere Lebensart eingeführt haben. —

Welche zuerst zum Schlachten das mordende Messer geschmiedet,
Und es haben gewagt, den pflügenden Stier zu verzehren?

Die

7) Die Melanchläner (auf deutsch Schwarzmäntel) waren eine rohe Völkerschaft, die nordwärts über den königlichen Skythen wohnte. Herodot spricht von ihnen B. 4. K. 20. In eben diesem Buche redet er auch umständlich von den Skythen.

8) Diese Worte habe ich hinzugefügt, und das folgende ουδεν weggelassen, um einen Zusammenhang heraus zu bringen. Für πυρια, das keinen Sinn giebt, muß wohl χυτρα stehen.

Die Tyrannen machen gewöhnlich den Anfang mit ihren Hinrichtungen, wie die in Athen, die zuerst den nichtswürdigsten Sykophanten tödteten, von dem die Leute sagten, das war der rechte Mann. 9) Es folgte dann der zweyte und der dritte, und dadurch wurden endlich die Athener der Sache so gewohnt, daß sie auch bey den Hinrichtungen des Nikeratus, Nikias Sohns, des Feldherrn Theremenes, und des Philosophen Polemarchus müßige Zuschauer blieben. Gleichergestalt ist auch zuerst irgend ein wildes, schädliches Thier gegessen, dann ein Vogel oder Fisch zur Speise gebraucht worden. Die an diesen Geschöpfen geübte und erregte Mordsucht gieng dann zum arbeitenden Stiere, zu dem uns kleidenden Schaafe und zum wachsamen Haushahn fort, und so verstärkten die Menschen ihre Unersättlichkeit immer mehr, bis sie endlich gar zum Kriege, zum Schlachten und Würgen ihrer Nebenmenschen schritten.

Ge-

9) In diesem Sinne nehme ich, so wie oben in der Abhandlung, ob die Land- oder Seethiere geschieder sind, S. 357. die Worte: ὡς πιτηδειος πρωτηγορευθη. Reiske hält επιτηδειος für den Namen des Sykophanten — der Name des Philosophen Polemiarchus ist ohne Zweifel verschrieben oder verdorben, da ein solcher nicht weiter vorkömmt. — Uebrigens ist hier die Rede von den sogenannten dreyßig Tyrannen Athens, die Lysander nach Besiegung der Athener einführte.

Gesetzt nun auch, man könnte nicht beweisen, daß bey der Wiedergeburt die Seelen sich der Körper ohne Unterschied bedienen, daß das, was jetzt vernünftig oder zahm ist, ein andermal unvernünftig und wild wird, und daß die Natur alles verändert, alles versetzt und die Seelen

— — mit fremdem Fleischgewande bekleidet —

sollten denn diese Gründe nicht schon hinreichend seyn, uns von dem unmäßigen Genusse getödteter Thiere abzubringen, daß derselbe nicht nur dem Körper Krankheiten und Beschwerden zuzieht, sondern auch die zu ungerechtem Kriege verleitete Seele 10) gänzlich verdirbt, wenn wir uns gewöhnten, ohne Blut und Mord keinen Gastfreund zu bewirthen, keine Hochzeit zu feyern und mit keinem Freunde in Gesellschaft zu seyn? Indessen wäre auch der Beweis für die Meynung, daß die Seelen einmal wieder in andere Körper versetzt werden, nicht so ganz sicher und überzeugend; so erfordert doch die Ungewißheit wenigstens eine große Vorsicht und Behutsamkeit.

Wenn zum Beyspiel Jemand bey einem nächtlichen Treffen gegen einen auf der Erde liegenden und in Waffen versteckten Mann den Degen zöge, und hörte dann einen sagen, er wisse es zwar nicht gewiß, doch glaube und ver-

10) Amyot scheint hier eine andere Lesart vor Augen gehabt zu haben, da er die Uebersetzung gebr: et corrompt l'ame, qui s'adonne naturellement à contempler les choses hautes.

vermuthe er, daß der daliegende Mann sein Sohn, sein Bruder, sein Vater, oder sein Zeltcamerad sey, was ist in diesem Falle wohl das beste? Soll er der ungewissen Vermuthung Glauben geben, und dem Feinde, als wenn er ein Freund wäre, das Leben schenken; oder soll er die noch zweifelhafte Nachricht in den Wind schlagen, und seinen Verwandten wie einen Feind niederstechen? Wahrlich, höre ich euch alle rufen, das letztere wäre äußerst hart und grausam! Bedenke nur, wenn Merope 11) in der Tragödie gegen ihren eigenen Sohn, den sie für den Mörder ihres Sohnes hält, das Beil aufhebt und schreyt:

Zur Rächung deines Mordes geb' ich dir diesen Schlag! —

welche Erschütterung sie dadurch auf dem Theater verursacht, und wie sehr sie alle Zuschauer in bange Furcht und Erwartung setzt, daß sie dem Greise, der ihren Arm zurückhält, zuvorkommen, und dem Jünglinge einen tödtlichen Hieb versetzen möchte! Stünde nun neben ihr ein Greis und schriee: Hau zu, es ist dein Feind! — ein anderer aber riefe ihr zu: Hau ja nicht, es ist

11) Merope war die Gemahlin des messenischen Königs Kresphontes. Die Geschichte derselben und ihres Sohnes Telephontes erzählt Hyginus Fab. 184. Euripides hatte sie zum Gegenstand seiner Tragödie Kresphontes gemacht, die aber verlohren gegangen ist. Der angeführte Vers scheint aus derselben entlehnt zu seyn.

ist dein Sohn! — welches Verbrechen wäre dann wohl das größte, die Bestrafung eines Feindes, des Sohnes wegen, zu unterlassen, oder aus Erbitterung gegen einen Feind sich eines Kindermords schuldig zu machen? Da es nun kein Haß und kein Grimm ist, der uns zum Morden anreizt, eben so wenig auch Rache und Furcht für unser eigenes Leben, sondern da das Schlachtopfer blos zu unserm Vergnügen mit aufwärts gebogenem Halse bereit steht, den tödtlichen Stoß zu empfangen, ist da wohl, wenn der eine Philosoph uns zuruft: Stoß zu, es ist ja nur ein unvernünftiges Thier! — der andere aber: Halt inne! denn wie, wenn sich in dem Thiere die Seele eines Verwandten oder eines Freundes befände? — ist es da, ihr Götter, eine gleiche Gefahr für mich, ob ich, falls ich dem erstern nicht folge, kein Fleisch essen kann, oder falls ich dem letztern nicht glaube, einen Sohn oder andern Verwandten des Lebens beraube?

Noch giebt es über diesen Gegenstand einen andern nicht gleichen Streit mit den Stoikern, da jener, der so heftig gegen Bauch und Küche eifert, dennoch das Fleischessen vertheidiget. 12) Wie kömmt es nur, daß sie, die sonst die Wohllust als etwas weibisches verdammen und sie weder

12) Vermuthlich hat der Verfasser den stoischen Philosophen Chrysippus im Sinne, der sich unter dieser Secte am meisten durch Schriften bekannt gemacht hat. Im Texte ist diese Stelle sehr dunkel und ohne Zweifel verdorben, daher ich der Reiskischen Conjektur gefolgt bin.

weder unter die Güter noch unter ihre vorzüglichen, und der Natur gemäßen Dinge zählen, sich gleichwohl dessen, was die Wohllust befördert, so eifrig annehmen? Da sie Salben und Confect von den Gastmahlen verbannen, so sollten sie doch wahrlich, um consequent zu handeln, Blut und Fleisch noch weit mehr verabscheuen; so aber nehmen sie, gleich als wenn die Verminderung der kleinen Ausgaben im Tagebuch der einzige Gegenstand der Philosophie wäre, nur den Aufwand in unnützen und überflüssigen Dingen von der Tafel weg, aber gegen die Grausamkeit und Mordsucht der Verschwendung haben sie gar nichts einzuwenden. „Ganz recht, „sagen sie, denn mit den unvernünftigen Thie„ren haben wir gar keine Gemeinschaft.“ Aber, könnte man ihnen antworten, wir haben auch keine mit Salben und ausländischen Gewürzen; gleichwohl verabscheuet ihr diese, und sucht alles, was weder nützlich noch nothwendig ist, sondern bloß zum Vergnügen dient, allenthalben zu verbannen.

Indeß wollen wir doch auch jene Behauptung, daß wir gegen die Thiere keine Pflichten haben, etwas näher untersuchen, nicht nach der künstlichen Methode der Sophisten, sondern mit Rücksicht auf unsere eigene Leidenschaften, indem wir auf menschliche Art mit uns selbst sprechen, und die Sache in Erwägung ziehen. —— 13)

13) Der übrige Theil dieser Abhandlung ist verlohren gegangen.

Platonische Fragen. *)

I.

In wiefern befahl Gott dem Sokrates, andern als Hebamme in der Geburt beyzustehen, verwehrte ihm aber, selbst zu gebähren?

Dieß sagt Plato in dem Gespräche Theätetus, 1) und man kann es wohl nicht als eine Ironie oder als einen bloßen Scherz ansehen, weil er sonst dabey den Namen Gottes nicht würde gebraucht haben. Ueberhaupt legt er dem Sokrates in eben diesem Gespräche viele stolze und großsprecherische Reden in den Mund, worunter auch folgende gehört: 2) „Viele, „meine Besten, betragen sich gegen mich so, „daß sie gleich nach mir beißen, wenn ich ihnen „einen Wahn benehme. Sie glauben auch nicht, „daß ich dieß aus guter Meynung thue, weil „sie nicht begreifen können, daß kein Gott ge„gen die Menschen übelgesinnt ist. Auch ich „thue

*) Oder, Fragen und Untersuchungen über einige dunkle und schwere Stellen in Plato's Gesprächen. Man hat davon meines Wissens noch keine deutsche Uebersetzung.

1) Im 2ten Theile der Zweybrück. Ausgabe S. 65.

2) Ebendas. S. 67.

„ thue so etwas nicht aus übler Gesinnung,
„ sondern weil ich durchaus nicht eine Unwahr-
„ heit zugeben oder eine Wahrheit unterdrücken
„ darf.“

Hat also vielleicht Sokrates seine natürliche Anlage einen Gott genennt, weil sie mit vorzüglicher Beurtheilungskraft und Fruchtbarkeit begab war; so wie auch Menander sagt:

Verstand ist unser Gott —

und Herakleitus: Die Denkungsart ist des Menschen Gott — ? Oder hat wirklich ein Gott oder ein Genius dem Sokrates diese Art der Philosophie vorgeschrieben, vermittelst welcher er immer andere ausholte, und sie von stolzer Einbildung, Wahn, Prahlerey, und dem Fehler, erst sich selbst und dann auch andern beschwerlich zu seyn, befreyete? Es traf sich nämlich zufälliger Weise, daß gerade damals ein ganzer Schwarm von Sophisten sich über Griechenland verbreitete, von welchen die Jugend für ihr baares Geld mit Eigendünkel, eingebildeter Weisheit und Disputiersucht so sehr angefüllt wurde, daß sie alle Zeit und Muße nur auf unnütze Streitigkeiten und Zänkereyen verwendete, und darüber alles Gute und Nützliche hintansetzte. Sokrates nun, der in der Kunst zu widerlegen Meister war, und sie wie eine reinigende Arzney brauchte, setzte sich bey denen, die er widerlegte, dadurch in Ansehen, daß er nie selbst etwas behauptete; und er machte um so mehr Eindruck, weil er die Wahrheit gemeinschaftlich zu suchen, nicht seine eigene Meynung zu vertheidigen schien.

Sodann ist auch das eigene Gebähren dem Beurtheilen, das so vielen Nutzen schafft, durchaus hinderlich. Die Liebe ist blind gegen den geliebten Gegenstand; unter allem aber, was uns eigen ist, liebt man nichts so sehr, als die Meynungen und Schriften, die man selbst zur Welt gebracht hat. Die Vertheilung der Kinder, die man höchst gerecht zu nennen pflegt, ist doch, wenn es auf Meynungen ankömmt, höchst ungerecht. Denn dort muß Jeder nehmen, was sein ist, hier aber das beste, wenn es gleich einem andern zugehören sollte. In so fern ist derjenige, der selbst gebiehrt, weniger geschickt, andere zu beurtheilen. Ein Sophist sagte einst, die Eleer würden bessere Kampfrichter in den olympischen Spielen seyn, wenn kein einziger Eleer mit um den Preis stritte; eben so darf auch der, welcher über gelehrte Gegenstände richtig absprechen will, nicht selbst um den Siegeskranz sich bewerben, noch sich mit den Partheyen in Wettstreit einlassen. Als die Feldherrn der Griechen ihre Stimme geben sollten, wem der Preis der Tapferkeit zukäme, erklärten sie alle sich selbst für die tapfersten und bravsten. a) Auch unter den Philosophen ist

a) Nach der Schlacht bey Salamin, wo die Griechen den wichtigen Sieg über die Perser erfochten, versammelten sich die sämtlichen Befehlshaber der Griechen auf dem Isthmus, um zu bestimmen, wer sich in dem Streite am besten gehalten hätte. Jeder von ihnen gab sich die erste Stimme, und die zweyte dem Themistokles. S. Plutarchs Leben des Themistokles. K. 17.

ist keiner, der nicht eben so gehandelt hätte; nur die ausgenommen, die, wie Sokrates, bekannten, daß sie nichts eigenes vorzutragen hätten. Diese allein beweisen sich als unparrheyische und unbestechliche Richter der Wahrheit. Wenn die in den Ohren befindliche Luft nicht ruhig und stille, sondern mit Sausen und Brausen angefüllt ist, so kann sie die äußern Stimmen nicht genau auffassen. Eben so verhält sichs auch mit dem, der philosophische Meynungen beurtheilen will. Ist bey ihm etwas im Innern, das hallt und widertönt, so fällt es ihm schwer, das zu verstehen, was ihm von außen gesagt wird. Denn nur die eigene Meynung, die gleichsam bey uns zu Hause ist, rührt von einer wahren und richtigen Philosophie her, alle anderen aber weichen von der Wahrheit ab.

Ferner, wenn es an dem ist, daß der Mensch nichts fassen und begreifen kann, so hat Gott mit gutem Grunde dem Sokrates es verwehret, unsichere, falsche und grundlose Meynungen auszubrüten, und ihn dafür gezwungen, andere, die dergleichen hegten, zu widerlegen. Denn was ist wohl nützlicher und ersprießlicher, als eine Unterredung, die uns von dem größten unter allen Uebeln, von Täuschung und Eitelkeit, befreyet?

Selbst den Asklepiaden 4) hat Gott diese Kunst nicht verliehen.

4) D. i. den Söhnen und Nachfolgern des Aeskulapius, des Gottes der Arzneykunst, oder den Aerzten.

Denn Sokrates war nicht ein Arzt für den Körper, sondern seine Kur zweckte blos auf Reinigung lasterhafter und verdorbener Seelen ab. Wenn es eine Wissenschaft der Wahrheit giebt, die Wahrheit aber nur eine einzige ist: so hat der Erfinder derselben vor dem, der sie vom Erfinder gelernt hat, nichts voraus. Am leichtesten empfängt sie der, der sich nicht einbildet, sie schon zu besitzen, und er empfängt das Beste unter allem, so wie einer, der nicht selbst Kinder hat, den Besten an Kindesstatt annimmt.

Vielleicht ließe sich dieser Umstand auch so erklären, daß alle andere Wissenschaften, die Dichtkunst, die Mathematik, die Beredtsamkeit, die Lehrsätze der Sophisten, deren Erzeugung oder Geburt dem Sokrates von seinem Genius verwehrt wurde, der darauf verwendeten Mühe nicht werth sind; daß hingegen die Weisheit in Ansehung des Göttlichen und Intellektuellen, welche Sokrates für die einzige erkannte und die buhlerische zu nennen pflegte, von Menschen weder erzeugt noch erfunden, sondern nur aufs neue in Erinnerung gebracht wird. Daher lehrte denn auch Sokrates gar nichts, sondern erweckte nur in den Jünglingen Zweifel und Schwierigkeiten, wie Geburtswehen, und wußte dadurch die ihnen angebohrnen Begriffe aufzuregen, zu entwickeln und gleichsam deren Geburt zu befördern. Dieß nennte er die Hebammenkunst, welche nicht, wie andere sich anmaßten, den Zuhörern von aussen Verstand beybrachte, sondern blos zeigte, daß dieser schon in ihnen liege, aber noch unvollkommen, verworren und einer sorgfältigen Pflege benöthiget sey.

2.

In wiefern hat Plato den höchsten Gott Vater und Schöpfer aller Wesen genannt?

Ist etwa derselbe, wie ihn auch Homer benennt, 5) Vater der erzeugten Götter und Menschen, Schöpfer hingegen der unvernünftigen und leblosen Wesen? Denn, wie Chrysippus sagt, nennt man den nicht Vater des Feldes, der den Saamen hineingesäet hat, obgleich aus dem Saamen die Frucht entsteht. 6) Oder hat Plato nach einer ihm gewöhnlichen Metapher den Urheber der Welt einen Vater genannt? So nannte er im Gastmahl den Phädrus einen Vater der Unterredung über die Liebe, 7) weil er sie auf die Bahn gebracht hatte, und in dem gleichnamigen Gespräche braucht er eben diesen Ausdruck vom Kallipides, 8) der

5) Homer nennt im 1sten Buche der Iliade, V. 544. den Zeus Vater des Menschengeschlechts und der Götter.

6) Ich habe mit Xylander diese Worte in ihrem ordentlichen und eigentlichen Sinne genommen. Amyot aber versteht sie ganz anders und übersetzt: Car on n'apelle pas — pere du lict de l'enfant au ventre de la mere, celui qui a fourni de semence, encore que ce lict soit fait de la semence de l'homme.

7) Im Symposium, Th. 10. S. 176. der Zweybr. Ausg.

8) Aus Plutarchs Worten könnte man schließen, daß ein Dialog des Plato unter dem Namen Kallipides müsse vorhanden gewesen seyn und Amyot übersetzt auch wirklich so. Da aber ein dergleichen Gespräch sonst nirgends erwähnt wird, so bezieht Xylander ομωνυμος auf den vorher erwähnten Phädrus und glaubt, daß Plutarch die Stelle im Phädrus Th. 10. S. 243. meyne,

zu vielen vortreflichen Reden über die Philosophie Veranlassung gegeben hatte. Oder findet vielleicht zwischen Vater und Schöpfer, zwischen Zeugung und Schöpfung ein Unterschied Statt? Alles Erzeugte ist auch erschaffen, aber nicht umgekehrt alles Erschaffene auch erzeugt; und eben so hat der, welcher erzeugt hat, auch geschaffen. Denn die Zeugung ist Entstehung eines beseelten Wesens. Von einem Schöpfer oder Verfertiger, dergleichen der Baumeister, der Weber, der Leyermacher, der Bildhauer ist, ist das verfertigte Werk ganz verschieden und abgesondert; von dem Erzeugen hingegen wird Prinzip und Kraft dem Erzeugten mitgetheilt, und dieses hat mit jenem gleiche Natur, die ein Stück oder Theil des Erzeugers ist. Da also die Welt weder mit geformten noch mit zusammengefügten Machwerken Aehnlichkeit hat, sondern einen guten Theil von Lebenskraft und Göttlichkeit besitzt, welche Gott aus sich selbst in die Materie gestreuet und gemischt hat, so wird er denn auch in Absicht der Welt, als eines lebendigen Wesens, mit Recht zugleich Vater und Schöpfer genannt.

Da das bishergesagte mit Plato's Meynung vollkommen übereinstimmt, so untersuche man,

meyne, wo Lysias der Vater der Untersuchung genannt wird, so daß Kallipides entweder ein Gedächtnißfehler Plutarchs oder ein Schreibfehler der Abschreiber für Lysias seyn müßte. In eben diesem Gespräche S. 380. wird der Aegypter Theut Vater der Buchstaben genennt, weil er dieselben erfunden hatte.

man, ob nicht auch folgendes Raisonnement einige Wahrscheinlichkeit hat. Von den zwey Theilen, woraus die Welt besteht, nämlich dem Körper und der Seele, hat Gott den erstern nicht gezeugt, sondern nur aus der vorhandenen Materie gebildet und zusammengesetzt, so daß er das Grenzenlose durch eigene Grenzen und Formen band und bestimmte; die Seele hingegen, welche Verstand, Vernunft und Harmonie besitzt, ist nicht nur ein Werk, sondern auch ein Theil von Gott, und sie ist von und aus ihm, nicht durch ihn entstanden. In den Büchern von der Republik 9) nun zerschneidet erst Plato das Universum wie eine Linie in zwey ungleiche Theile, dann jeden Theil wieder in zwey andere nach gleichem Verhältniß, und theilt so alle Dinge in zwey Gattungen, die des Sichtbaren oder Sinnlichen und die des Intellektuellen. Zum Intellektuellen rechnet er als die erste Art die ersten Formen, und als die zweyte Art das Mathematische; bey dem Sinnlichen aber rechnet er zur ersten Art die dichten Körper und zur zweyten Art die Bilder und Gestalten derselben. Für jede dieser vier Arten bestimmt er ein eigenes Werkzeug zur Beurtheilung: für die erste den Verstand, für das Mathematische die Denkkraft, für die sinnlichen Dinge den Glauben, und für die Bilder und Gestalten die Vermuthung. Es fragt sich nun, in welcher Absicht hat wohl Plato das Universum in die ungleichen Theile zerschnitten, und welcher von diesen Theilen

9) Im 6ten Buche von der Republik Th. 7. S. 121.

ist der größere, das Intellektuelle oder das Sinnliche?

Plato selbst hat sich hierüber nicht erklärt, aber es ergiebt sich bald, daß das Sinnliche der größere Theil seyn muß. Die untheilbare Substanz der intellektuellen Dinge, die sich immer auf einerley Art verhält, ist ins Kleine zusammengezogen und ganz rein; die Substanz hingegen, die sich in die Körper zerstreuen läßt und überall herum irrt, giebt das Sinnliche. Ferner hat das Unkörperliche seine eigene Grenzen, aber der Körper ist der Materie nach gränzenlos und unbestimmt, und wird erst dann sinnlich, wenn er durch die Theilnehmung des Intellektuellen bestimmt worden. Ueberdieß, so wie jedes von den sinnlichen Dingen mehrere Bilder, Schatten und Figuren hat, und überhaupt von einem einzigen Muster durch Natur sowohl als durch Kunst mehrere Copien entstehen können, so müssen nothwendig auch die Dinge, die hier sind, jene, die sich dort befinden, an Menge weit übertreffen, und zwar selbst nach Plato's Meynung, der die intellektuellen Dinge für Muster und Urbilder der sinnlichen und diese also für Copien und Nachbildungen erklärt. Was noch mehr ist, er 10) entwickelt den

10) Nach meiner Einsicht muß παραγεται und καταβιβαζων sich auf den Plato beziehen. Xylander und Amyot scheinen νους darunter zu verstehen, da ersterer übersetzt mens concipit, letzterer l'intelligence les reduits. Ich habe den natürlichsten und leichtesten Sinn gewählt.

den Begriff der Urbilder durch Abziehung und Trennung vom Körper, nach der Ordnung der mathematischen Wissenschaften, indem er von der Arithmetik zur Geometrie und von dieser zur Astronomie fortgeht, zu allerletzt aber die Harmonik setzt. Denn die Gegenstände der Geometrie entstehen, wenn zur Vielheit Größe hinzukömmt; dichte Körper, wenn mit der Größe Tiefe sich verbindet; die Gegenstände der Astronomie, wenn der dichte Körper Bewegung erhält, und die der Harmonik, wenn mit dem bewegten Körper eine Stimme verbunden wird. Nimmt man nun die Stimme von den bewegten Dingen, die Bewegung von den dichten, die Tiefe von den Flächen, und die Größe von den Vielheiten weg, so kömmt man endlich auf die intellektuellen Urbilder zurück, die in Absicht des Ein und Allein durchaus nicht verschieden sind. Denn die Einheit ist noch keine Zahl, wenn sie nicht die unbestimmte Zwey berührt; macht sie aber auf diese Art eine Zahl aus, so geht sie auch zu Punkten, dann zu Linien, von diesen zu Flächen, Tiefen, Körpern und den Eigenschaften der afficirten Körper fort.

Zudem ist der Verstand auch das einzige Werkzeug zur Beurtheilung intellektueller Dinge. Denn das Denken ist weiter nichts als Anwendung des Verstandes auf die mathematischen Gegenstände, in welchen sich die intellektuellen Dinge gleichsam wie in Spiegeln zeigen. Dagegen hat uns die Natur zur Kenntniß der Körper ihrer Menge wegen fünf Kräfte und fünf verschiedene Sinnesorgane verliehen; und

doch können auch diese nicht alle Körper beobachten, sondern viele derselben sind so klein, daß sie unsern Sinnen entwischen. Folglich, obgleich jeder von uns aus Leib und Seele besteht, ist doch der vorzüglichere und denkende Theil kleiner und in einer großen Masse von Fleisch versteckt; und wahrscheinlicher Weise steht im ganzen Universum das Sinnliche und Intellektuelle in gleichem Verhältnisse. Die intellektuellen Dinge machen ja den Anfang von den körperlichen; dasjenige aber, was von dem Anfange herkömmt, ist allemal zahlreicher und größer als der Anfang selbst.

Dagegen könnte man nun einwenden, erstlich: Wenn wir die sinnlichen Dinge mit den intellektuellen vergleichen, so machen wir gewissermaßen das Sterbliche dem Göttlichen gleich; denn Gott selbst gehört unter die intellektuellen Dinge. Zweytens: Das Umfaßte ist überall kleiner als das Umfassende. Nun aber umfaßt die Natur des Universums mit dem Intellektuellen das Sinnliche; denn Gott hat die Seele in die Mitte gesetzt, und sie nicht nur durch alles ausgedehnt, sondern auch die Körper von außen mit ihr umgeben. 11) Die Seele aber ist unsichtbar und kann von allen Sinnen nicht empfunden werden, wie **Plato** in den Büchern von den Gesetzen 12) gesagt hat. Daher ist auch jeder von uns vergänglich, die Welt aber

11) Diese Stelle ist aus Plato's Timäus Th. 9. S. 311. entlehnt.

12) Im 10ten B. von den Gesetzen, Th. 9. S. 95.

aber wird nie vergehen, weil bey uns allen das Sterbliche, das der Auflösung unterworfen ist, die Lebenskraft innerlich umfaßt; hingegen bey der Welt das in der Mitte eingeschlossene Körperliche von der vorzüglichern, sich immer auf gleiche Weise verhaltenden Kraft beständig erhalten wird. Theillos und untheilbar nennt man ja den Körper seiner Kleinheit wegen, das Unkörperliche und Intellektuelle aber, weil es einfach, lauter und von aller Beraubung und Verschiedenheit rein ist. Es ist auch ohnehin einfältig, von körperlichen Dingen auf die unkörperlichen zu schließen. So heißt der jetzige Augenblick zwar theillos und untheilbar, aber er tritt zugleich überall ein, und kein Theil der Welt ist davon leer; ja alle Veränderungen und Handlungen, jeder Untergang und jede Entstehung, die irgend in der Welt vorgehen, sind unter diesem Augenblicke begriffen. Ueber das Intellektuelle urtheilt allein der Verstand, so wie das Gesicht über das Licht, wegen der Einfachheit und Aehnlichkeit; für die Körper hingegen, die so viele Verschiedenheiten und Unähnlichkeiten haben, giebt es auch mehrere Werkzeuge und Organe, wodurch sie begriffen und beurtheilt werden können. Indessen thäte man sehr unrecht, wenn man die in uns befindliche intellektuelle und denkende Kraft verachten wollte. Denn sie ist noch immer groß und stark genug; sie umfaßt nicht allein alles Sinnliche, sondern erstreckt sich sogar bis zu den göttlichen Dingen. Was aber das vornehmste ist, so giebt Plato selbst im Gastmahle, wo er lehrt, wie

man sich in der Liebe verhalten, und die Seele von dem sinnlichen Schönen zum intellektuellen hinleiten müsse, die Warnung, daß wir uns ja nicht der Schönheit eines Körpers, einer einzelnen Lebensart oder Wissenschaft sklavisch unterwerfen, sondern von dergleichen geringfügigen Dingen abstehen und zu dem großen Meere des Schönen uns hinwenden sollen. 13)

3.

Wie kömmt es, daß Plato, der sonst immer behauptet, die Seele sey nicht nur älter als der Körper, sondern auch die Ursache und Prinzip von dessen Entstehung, 14) dennoch an einer andern Stelle behauptet, daß weder eine Seele ohne Körper, noch ein Verstand ohne Seele existirt habe, sondern die Seele in einem Körper und der Verstand in einer Seele seyn müsse? 15)

Denn so folgte ja, daß der Körper zugleich seyn und nicht seyn könnte, wenn er mit der Seele zugleich existirt, und auch von der Seele erzeugt wird.

Ist etwa das, was wir bey mehreren Gelegenheiten behauptet haben, wahr und richtig? Nämlich die verstandlose Seele und der ungestaltete Körper haben immer zugleich existirt, und beyde haben weder Ursprung noch Anfang.

Wie

13) Im Symposium, Th. 10. S. 245. f.

14) Im 10ten B. von den Gesetzen Th. 9. S. 80. ff. und im Timäus Th. 9. S. 313.

15) Im Timäus, Th. 9. S. 305.

Wie aber der Seele Verstand und Harmonie zu Theil ward, wie sie durch Uebereinstimmung weise wurde, die Veränderung der Materie bewirkte, und durch ihre stärkere Bewegungen auch die Bewegungen dieser nach sich zog und umkehrte; da bekam nun der Weltkörper seine Entstehung von der Seele, in so fern er umgebildet, und ihr ähnlich gemacht wurde. Denn die Seele schuf die Natur des Körpers weder aus sich selbst noch aus dem Nichts; sie machte nur aus einem unordentlichen, ungestalteten Körper einen geordneten und folgsamen. So wie es nun kein Widerspruch seyn wird, zu behaupten, daß die Kraft des Saamens sich immer bey dem Körper befinde, und doch der Körper der Feige oder der Olive aus dem Saamen entstanden sey — denn der Körper selbst ist eben, weil ihm von dem Saamen Bewegung und Veränderung mitgetheilt worden, gerade so und nicht anders entstanden und hervorgekommen — so hat auch die gestaltlose, unbestimmte Materie gerade diese Form und Einrichtung erhalten, weil sie von der in ihr befindlichen Seele gebildet worden.

4.

Da die Körper und Figuren sich bekanntlich in geradlinichte (eckige) und runde eintheilen lassen, warum hat Plato just das gleichschenkelichte und ungleichseitige Dreyeck zu Elementen der geradlinichten (eckigen) angenommen, wovon jenes, seiner Meynung nach, den Würfel, der das Element der Erde

ist,

ist, bildet, dieses die Pyramide, das Oktaedron und Ikosaedron, als den Saamen des Feuers, der Luft und des Wassers; die runden Figuren und Körper aber ganz übergangen, ob er gleich des Sphäroids gedacht hat, da wo er sagt, 16) daß ein jeder der aufgezählten Körper den ihn umgebenden runden Körper in gleiche Theile zerschneide?

Hat er etwa, wie einige muthmaßen, das Dodekaedron dem Kugelförmigen zugeeignet, da er sagt, daß Gott sich dessen zur Erschaffung des Universums bedient habe, als er den Grundriß desselben entwarf? 17) Denn wegen der Menge der Elemente, und der Stumpfheit der Winkel entfernt er sich am meisten von der Gradheit; es ist biegsam, seine Oberfläche ist gleichsam gekrümmt und kann für eben so rund und vielumfassend gelten, als die Oberfläche der aus zwölf Segmenten verfertigten Kugeln. Es hat nämlich zwanzig körperliche Winkel, deren jeder von drey stumpfen winklichten Flächen gebildet wird. Der stumpfe Winkel jeder Fläche beträgt einen und ein Fünftheil Rechten (108 Grad). Es ist ferner aus zwölf gleichwinklichten und gleichseitigen Fünfecken zusammengesetzt, deren jedes aus dreyßig der ersten ungleichseitigen Dreyecken besteht. Daher scheint es auch zugleich den Thierkreis und das Jahr vorzustellen, weil es in eben so viele Theile als diese getheilt wird.

Oder

16) Ebendas. Th. 9. S. 355.
17) Im Timäus S. 356.

Oder ist etwa das Gerade seiner Natur nach eher als das Runde, oder vielmehr überhaupt die krumme Linie weiter nichts als eine zufällige Veränderung der geraden? Man sagt ja vom Geraden, daß es sich beugen läßt, und der Zirkel wird durch den Mittelpunkt und den Abstand desselben von der Grenze bestimmt; in den Zwischenraum läßt sich eine gerade Linie legen, durch die der Abstand auch gemessen wird. Denn die Peripherie steht auf allen Seiten gleich weit vom Mittelpunkte ab. Von den geradlinichten Figuren wird auch der Kegel und Cylinder erzeugt; ersterer nämlich, wenn ein Dreyeck um die eine bleibende Seite mit der andern Seite und der Grundlinie herumgeführt wird, letzterer aber, wenn eben dieß mit einem Parallelogramm geschieht. Ferner, je kleiner etwas ist, desto näher kömmt es dem Elemente, woraus es besteht, das kleinste Element aber ist die gerade Linie; denn bey der runden ist das Innere hohl, das Aeußere aber erhoben. Noch mehr, die Zahlen sind eher als die Figuren. Denn die Einheit ist eher als der Punkt, welcher nichts anders als die sinnliche Darstellung der Einheit ist. Nun aber ist die Einheit dreyeckig. Denn wenn man irgend eine dreyeckige Zahl achtmal nimmt, und die Einheit dazu addirt, so entsteht eine viereckige; dieses aber geschieht auch mit der Einheit. Folglich ist das Dreyeck eher als der Zirkel; wenn aber dieses ist, so muß auch die gerade Linie eher seyn als die krumme.

Ferner, ein Element wird in keins von denjenigen Dingen, die aus demselben zusammengesetzt sind, aufgelöst, bey diesen aber findet die Auflösung in das Element Statt. Wenn nun das Dreyeck in keine runde Figur aufgelöst, der Zirkel aber von zwey Durchmessern in vier Dreyecke zerschnitten wird, so muß wohl das Geradlinichte der Natur nach eher und elementarischer seyn als der Zirkel. Daß nun das Geradlinichte vorangeht, der Zirkel aber nachfolgt, und eine bloße Modification von jenem ist, hat Plato selbst zu verstehen gegeben, denn nachdem er die Erde aus Würfeln zusammengesetzt hat, deren jeder von geraden Flächen eingeschlossen wird, so sagt er, daß die Figur derselben kugelförmig und rund geworden seye. 18) Folglich war es nicht nöthig, den runden Körpern ein eigenes Element zu geben, da diese Form schon aus der Verbindung und Zusammensetzung der geradlinichten oder eckigen hervorgehen kann.

Ferner, eine gerade Linie, sie mag größer oder kleiner seyn, behält immer dieselbe Geradheit; dagegen sieht man, daß die Peripherien der Zirkel desto mehr gebogen sind, und eine desto stärkere Krümmung haben, je kleiner sie sind, sich aber desto freyer ausbreiten, je größer sie werden. Stellt man daher einen Kreis mit der Peripherie auf eine ebene Fläche, so wird er sie, wenn er klein ist, nur in einem Punkt, wenn er aber groß ist, in einer Linie berühren. Man könnte sich daher vorstellen, daß

18) Im Timäus Th. 9. S. 309. 310.

daß viele ganz kleine Linien zusammengesetzt die Kreislinie bilden.

Vielleicht ließe sichs auch behaupten, daß in dieser Welt kein Zirkel, keine Kugel der Figur nach ganz vollkommen ist, sondern daß bey einer gewissen Lage und Größe der geraden Linien, der Unterschied wegen Kleinheit der Theile unmerklich wird und die Figur uns deßhalb rund oder zirkelförmig erscheint. Daher bewegt sich auch kein Körper hienieden von Natur in einer Kreislinie, sondern alle in gerader Linie. Das wahre Runde ist nicht ein Element des sinnlichen Körpers, sondern der Seele und des Verstandes, denen auch Plato die kreisförmige Bewegung, als eine solche, die ihrer Natur angemessen ist, zueignet.

5.

In wiefern wird im Phädrus gesagt, daß die Natur des Flügels, wodurch das Schwere in die Höhe geführet wird, unter allen zum Körper gehörigen Dingen am meisten an dem Göttlichen Theil nimmt? 19)

Etwa weil dort die Rede von der Liebe ist, die Liebe aber sich mit der Schönheit des Körpers

19) Im Phädrus Th. 10. S. 321. Aus der Vergleichung dieser Stelle ergiebt sich zweyerley: Erstlich, daß Plato hier von nichts weniger als von der natürlichen Eigenschaft des Flügels, sondern von der Seele redet; daß also entweder Plutarch das Wort ψυχη übersehen, oder das-

vers beschäftiget, und die Schönheit wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Göttlichen die Seele rührt und an ihren vorigen Zustand erinnert? Oder ist dieß vielmehr ohne gesuchte und künstliche Erklärung in ganz einfachem Sinne zu nehmen, daß unter den vielen Kräften, welche die Seele im Körper besitzt, vorzüglich die Kraft zu denken und zu urtheilen an dem Göttlichen Theil nimmt, welche er nicht unschicklich einen Flügel genannt hat, weil sie die Seele von den niedrigen und sterblichen Dingen zu den göttlichen und himmlischen empor hebt.

6.

In wiefern behauptet wohl Plato, daß der Gegenstoß 20) der Bewegung, weil es nirgends etwas leeres giebt, an allen den Wirkungen Ursache sey, welche bey den Schröpfköpfen der Aerzte, beym Schlukken, beym Hinwerfen schwerer Lasten, beym

selbe, nicht in seinem Exemplar des Plato gestanden hat. Zweytens, daß hier im Plutarch θεου in θειου verändert werden muß, und dieser Genitiv nicht von σωμα, sondern von κεκοινωνευκε abhängt; folglich die Uebersetzung Xylanders, eorum fieri participem, quæ sunt circa corpus dei, und die von Amyot, que la nature de l'aile participe grandement du corps de Dieu, falsch und ungereimt ist.

20) Oder Gegenwirkung, im Griechischen αντιπερισταστις. Amyot umschreibt dies Wort, la circonstance contraire du mouvement alentour des corps.

beym Fließen des Wassers, bey den Blizzen, bey dem Anziehen des Bernsteins und des Magnets, und bey der Consonanz der Töne erscheinen? 21)

Denn man könnte es leicht für ungereimt halten, daß er so viele ganz ungleiche Wirkungen einer einzigen Ursache zuschreibt. Von dem Atemholen hat er selbst hinlänglich bewiesen, daß es durch den Gegenstoß der Luft geschieht22); die übrigen Umstände aber, von denen er sagt, daß sie als Wunder betrachtet werden, es aber nicht sind, daß nur die Körper sich einander fortstoßen, und wechselsweise ihren Platz einzunehmen suchen, hat er uns zur besondern und genauern Untersuchung überlassen.

Was also zuerst den Schröpfkopf betrifft, so verhält sichs damit auf folgende Art. Wenn die zunächst am Fleische befindliche Luft von demselben umfaßt, vermittelst der Wärme entzündet und dadurch dünner geworden ist, als die Poren des Kupfers, so dringt sie heraus nicht in einen leeren Raum, — denn es giebt ja keinen — sondern in die den Schröpfkopf von außen umgebende Luft und stößt sie fort, und diese wieder die vor ihr liegende. Auf solche Weise stößt immer die eine Luft die andere fort, und sucht, indem sie ausweicht, den leergewordenen Raum, den die erstere verlassen hat, einzunehmen, bis sie wieder an das vom Schröpfkopf gefaßte Fleisch kömmt, und durch

21) Im Timäus Th. 9, S. 409.
22) Ebendas. S. 410.

Erhitzung die Feuchtigkeit in den Schröpfkopf herauspreßt.

Das Schlucken geschieht auf die nämliche Art. Die Höhlungen in dem Munde sowohl als in dem Magen sind immer mit Luft angefüllt. Wenn nun die Speise zugleich von der Zunge und den gespannten Mandeln hinabgedrückt wird, so hängt sich die in die Höhe gepreßte Luft an die weichende an und hilft die Speise fortstoßen.

Schwere Lasten, die man niederwirft, spalten durch ihren heftigen Fall die Luft und treiben sie auseinander. Diese zieht sich nun von hinten herum, weil sie von Natur die Eigenschaft hat, den leergewordenen Raum zu verfolgen, und auszufüllen, und hilft so die Bewegung beschleunigen.

Auch der Fall des Blitzes hat mit dem Werfen einige Aehnlichkeit. Denn von dem in der Wolke geschehenen Schlage springt die Feuermaterie aus derselben in die Luft, welche nun, da sie zerrissen wird, ausweicht, sich aber oberhalb wieder mit einander vereiniget, und den Blitz mit Gewalt hinunterstößt, weil sie mit Gewalt aus ihrem natürlichen Platze verdrängt worden.

Was den Bernstein betrift, so zieht dieser so wenig als der Magnet etwas daneben Liegendes an sich; auch läßt sich nicht sagen, daß ein in der Nähe befindlicher Gegenstand von selbst zu ihnen hinspringe. Der Magnet giebt gewisse schwere, windartige Ausflüsse von sich, wodurch die nächste Luft angestoßen wird, so daß sie die vor ihr befindliche verdrängen muß.

Diese

Diese geht nun im Kreise herum, kehrt in den leergewordenen Raum zurück, und zieht dann auch das Eisen mit Gewalt dahin. Der Bernstein enthält auch eine gewisse Materie, die einer Flamme oder einem Winde ähnlich ist, läßt sie aber nicht eher von sich, bis durch das Reiben der Oberfläche die Poren geöffnet worden. Diese wirkt, wenn sie herauskömmt, eben so wie der Magnet; allein wegen ihrer Schwäche und Feinheit pflegt sie nur die leichtesten und trockensten unter den in der Nähe liegenden Dingen herbeyzuziehen. Denn sie ist nicht stark genug, und hat weder die Schwere, noch die Gewalt, eine große Menge Luft fortzustoßen, wodurch sie, wie der Magnet größere Massen überwältigen könnte. Aber wie kömmt es nun, daß die Luft weder Holz noch Stein, sondern blos das Eisen fortstößt und zum Magnet hinführt? Diese Frage findet in beyden Fällen Statt, man mag nun die Vereinigung jener Körper durch das Anziehen des Steins oder durch einen dem Eisen natürlichen Trieb erklären wollen. Das Eisen ist weder so gar locker, wie das Holz, noch auch so gar dicht, wie das Gold oder ein Stein, sondern es hat viele Oeffnungen, Gänge und rauhe Stellen, die wegen ihrer Ungleichheiten zum Eindringen der Luft sehr schicklich sind, so daß diese, anstatt abzugleiten, sich leicht festsetzen und lange genug darin verweilen kann, um das Eisen in Bewegung zu setzen, und mit Gewalt nach dem Steine hinzustoßen. Das ist es ungefähr, was sich zur Erklärung dieses Umstandes sagen läßt.

Bey dem Fließen des Wassers auf der Erde läßt sich die Art und Weise, wie der Gegenstoß geschieht, nicht so leicht einsehen. Indeß muß man bemerken, daß das Wasser in Seen und Teichen deswegen ruhig und stille steht, weil eine unbewegte Luft, die keinen leeren Raum macht, es von allen Seiten umgiebt und zusammendrängt. So viel ist gewiß, daß das Wasser auf der Oberfläche der Seen und Meere nicht eher aufgerührt wird und Wellen schlägt, als bis die Luft eine Erschütterung bekömmt. Denn es folgt sogleich jeder Veränderung derselben und fließt seiner Ungleichheit wegen mit ihr fort. Der untere Stoß bildet die Höhlung der Welle, der obere aber die Dicke, bis der ganze Raum, der die Feuchtigkeit umfaßt, wieder zur Ruhe gelangt, worauf denn auch die Welle sich legt und ruhig wird. Bey den fließenden Wassern nun geht die Bewegung ununterbrochen fort, weil sie immer den weichenden Theilen der Luft nachfolgen und von den dahinter sich sammelnden fortgetrieben werden. Daher kömmt es, daß angeschwollene Ströme schneller fließen; sind sie aber klein und niedrig, so hat auch das Wasser nur einen langsamen Lauf, weil es zu schwach ist die Luft zum Weichen zu bringen und einen starken Gegenstoß zu bewirken. Auf diese Weise müssen wohl auch die Quellwasser emporsteigen, wenn die Luft von außen in die unten in der Erde leer gewordenen Räume hinabdringt und das Wasser wieder heraustreibt. Besprengt man den Boden eines dunklen, mit dumpfer Luft angefüll-

ten

ten Hauses mit Wasser, so entsteht dadurch sogleich, ohne einen dazu kommenden Wind, ein starker Luftzug, weil die Luft von dem hineinfallenden Wasser aus ihrer Stelle verdrängt, und geschlagen wird. Solchergestalt bringt es ihre Natur mit sich, sich einander fortzustoßen, und einander wieder auszuweichen, weil es keinen leeren Raum giebt, worin sich das eine festsetzen könnte, ohne an den Veränderungen des andern Theil zu nehmen.

In Absicht der Consonanz oder des Einklangs hat Plato 23) selbst erklärt, auf welche Weise die Töne zusammenstimmen. Der schnelle Ton nämlich wird hoch, und der langsame tief; und daher pflegen die hohen Töne immer den Sinn eher zu rühren. Folgen nun auf diese, wenn sie schon schwach werden und nachlassen, die erst anfangenden und langsamen Töne, so verschafft die Mischung von beyden wegen der Gleichheit dem Ohre jenes Vergnügen, welches man Consonanz oder Einklang nennt. Daß die Luft das Werkzeug derselben ist, läßt sich aus dem Vorhergesagten leicht einsehen. Denn die Stimme ist nichts anders, als ein von der Luft bewirkter Schlag des durch die Ohren empfindenden Sinnes. Die Luft schlägt bald scharf bald sanfter an, je nachdem das, was sie zuerst bewegt, heftiger oder schwächer auf sie wirkt. Es muß also auch die heftig und stark geschlagene Luft zuerst an das Gehör gelangen, dann geht sie wieder herum, und wenn sie die langsamere einholt, so folgt sie derselben und begleitet sie bis zu dem Sinnesorgan.

23) Im Timäus Th. 9. S. 409.

7.

In wiefern, sagt Timäus, daß die Seelen in die Erde, den Mond, und die übrigen Werkzeuge der Zeit gesäet worden? 24)

Glaubte er etwa, daß die Erde sich eben so bewege, wie die Sonne, der Mond, und die fünf Planeten, die er ihrer Wendungen wegen Werkzeuge der Zeit nannte; und sollte man sich die Erde, welche um die durch das Universum gehende Achse befestiget ist, *) nicht als ruhig und still stehend, sondern sich als wendend und umdrehend denken? Dieß haben auch in der Folge Aristarchus und Seleukus 25) behauptet; ersterer zwar nur vermuthungsweise, Seleukus aber mit Beweisgründen. Ueberdieß erzählt Theophrastus, Plato habe es noch im Alter bereuet, daß er der Erde den Mittelpunkt des Universums, einen für sie unschicklichen Platz, angewiesen habe.

Oder muß man vielleicht, da doch dieß vielen bekannten Lehrsätzen dieses Philosophen entgegen

24) Im Timäus Th. 9. S. 328.

*) Diese Worte sind aus dem Timäus Th. 9. S. 323. entlehnt, wo aber in dem platonischen Texte gelesen wird ἑιλουμενην περι τον δια παντος πολον τεταμενον, wornach hier Plutarch verbessert werden muß, wiewohl der nämliche Sinn herauskömmt.

25. S. die Abhandlung über das Gesicht im Monde, oben S. 213. wo gemeldet wird, der Stoiker Kleanthes habe den Samier Aristarchus als einen gottlosen Menschen angeklagt wissen wollen, weil er behauptete, daß die Erde sich bewege — Seleukus war ein Mathematiker, und soll um die 140te Olympiade gelebt haben.

gegen ist, in jener Stelle den Genitiv in den Dativ verwandeln, und für Chronu (der Zeit) Chrono (in der Zeit) lesen, und also annehmen, daß nicht die Sterne, sondern die Körper der Thiere Werkzeuge genannt werden, so wie Aristoteles von der Seele die Definition gab, daß sie sey Wirksamkeit eines natürlichen organischen Körpers, der das Vermögen zu leben hat. 26) Jene Stelle hätte also folgenden Sinn: Die Seelen sind in der Zeit in die für sie passenden organischen Körper gesäet worden.

Allein auch dieses stimmt nicht mit seiner Meynung überein. Denn er hat an mehr als einer Stelle die Sterne Werkzeuge oder Organe der Zeit genannt, da er sogar sagt, daß selbst die Sonne mit den andern Planeten zur Bestimmung und Erhaltung der Zahlen der Zeit entstanden sey. 27) Am besten ist es daher, anzunehmen, daß die Erde ein Organ der Zeit genannt werde, nicht weil sie sich wie die Sterne bewegt, sondern weil sie immer an demselben Orte bleibt, und den um sie herumlaufenden Sternen Aufgang und Untergang verschafft, wodurch die ersten Maaße der Zeit, die Tage und Nächte, bestimmt werden. In so fern nannte er sie auch eine Hüterin und die wirkliche Schöpferin des Tages und der Nacht. 28) Denn auch die Zeiger an den Sonnenuhren sind, ob sie gleich nicht mit dem Schatten fortrücken, sondern unverändert stehen bleiben, Werkzeuge und Maaße der Zeit, und sie ahmen hierin der Erde nach, welche vor die unter ihr hingehende Sonne tritt, wie Empedokles sagt:

26 Diese Definition findet sich in Aristoteles Werk über die Seele B. 2. K. 1. Man vergleiche H. Tiedemanns Geist der speculativen Philosophie B. 2. S. 301.

27) Im Timäus S. 319. Th. 9.

28) Ebendas. S. 323.

Nacht macht unsere Erde, wenn sie sich stellt vor die Lichter. —

So ließe sich dieß ungefähr noch erklären.

Indeß könnte es mancher wo nicht ungereimt, doch unwahrschrinlich finden, daß die Sonne mit dem Monde und den Planeten zur Unterscheidung der Zeit geschaffen seyn soll. Denn die Würde der Sonne ist nicht nur in anderer Rücksicht sehr groß, sondern Plato selbst nennt sie ausdrücklich in den Büchern von der Republik einen König und Herrn alles Sinnlichen, so wie das Gute König des Intellektuellen ist. 29) Sie heißt eine Ausgeburt des Guten, weil sie die sichtbaren Dinge nicht nur erscheinen, sondern auch entstehen läßt, so wie die intellektuellen jenem es verdanken, daß sie sind und erkannt werden. Daß nun ein Gott von solcher Natur und so großer Kraft weiter nichts als ein Werkzeug der Zeit und ein in die Augen fallendes Maaß von dem Unterschied der acht Sphären untereinander in Absicht der Geschwindigkeit oder Langsamkeit seyn soll, 30) scheint weder ganz schicklich noch auch sonst gegründet zu seyn. Hierauf muß man nun antworten, daß diejenigen, die sich durch dergleichen Gründe beunruhigen lassen, sehr irren, wenn sie glauben, Zeit sey Maaß der Bewegung und Zahl in Absicht des Vorher und Nachher, wie Aristoteles lehrte 31) oder, nach Speusippus, die Quantität in Bewegung, oder auch Zwischenraum einer Bewegung und sonst nichts, wie einige Stoiker sie nach einem bloßen Accidens definirten, ohne die Substanz und Kraft derselben einzusehen, von welcher doch Pindarus schon einen ziemlichen Begriff zu haben scheint,

29) Im 6ten B. von der Republik. Th. 7. S. 118.
30) S. den Timäus S. 319. f.
31) Im 4ten B. der Physik. K. 11. Vergl. H. Tiedemanns Geist der specul. Philos. Th. 2. S. 275.

scheint, wenn er sagt: „Durch die Zeit, die erhaben ist über alle Seeligen.“ Auch soll Pythagoras auf die Frage, was ist die Zeit? geantwortet haben: die Seele des Himmels. Die Zeit ist weder Modification noch Accidens irgend einer Bewegung, sondern vielmehr Ursache, Kraft und Prinzip der, alle entstehenden Dinge zusammenhaltenden, Symmetrie und Ordnung, nach welcher sich die beseelte Natur des Universums bewegt; oder vielmehr diese Symmetrie und Ordnung selbst wird, insofern sie Bewegung ist, Zeit genant. Sie geht ohne Geräusch ihren Weg fort, und regiert nach Gerechtigkeit alle sterblichen Dinge. Denn nach der Meynung der Alten ist die Substanz der Seele eine Zahl, die sich selbst bewegt. Daher lehrte Plato, die Zeit sey zugleich mit dem Himmel entstanden, Bewegung aber sey schon vor der Entstehung des Himmels gewesen, wo noch keine Zeit war. Denn es war da noch keine Ordnung, kein Maaß, keine Bestimmung vorhanden, sondern nur eine unbegränzte Bewegung, gleichsam eine gestaltlose und ungeformte Materie der Zeit. Als aber die Natur 32) die Materie den Formen, und die Bewegung den Umläufen unterwarf, so machte sie auch zugleich aus jener die Welt, und aus dieser die Zeit. Beyde sind Bilder Gottes, nämlich die Welt von seiner Substanz, und die Zeit in Bewegung von seiner Ewigkeit, so wie die Welt in Entstehung

32) Die Worte im Texte επιλυσασα δε εν χρονω sind mir durchaus unverständlich und ich habe sie daher wie Xylander weggelassen. Da überdies nichts da ist, worauf sich die Participien beziehen könnten, so habe ich nach Amyots Beyspiel den ganzen Satz von der Natur verstanden.

stehung Gott ist. 33) Deswegen sagt Plato, daß beyde zugleich entstanden sind, und wieder vergehen werden, wenn sie je ein Untergang treffen sollte. 34) Denn das Erzeugte kann so wenig ohne Zeit, als das Intellektuelle ohne Ewigkeit seyn, wenn dieses immerfort dauern, jenes aber, da es einmal entstanden ist, niemals vergehen soll. Auf solche Weise nun ist die Zeit, da sie mit dem Himmel eine nothwendige Verknüpfung und Verbindung hat, nicht überhaupt Bewegung, sondern, wie gesagt worden, eine durch Maaß, Grenzen und Umläufe geordnete Bewegung, worüber die Sonne Wächterin und Aufseherin ist, um die Veränderungen und Jahreszeiten, die, nach Herakleitus, alles hervorbringen, zu bestimmen, zu regieren, und zu bezeichnen; folglich muß sie dem höchsten und ersten Gott nicht etwa in kleinen, geringfügigen Dingen, sondern in den wichtigsten und erhabensten Angelegenheiten beystehen.

8.

Plato hat in der Republik, wo er von den Kräften der Seele redet, die Uebereinstimmung der Vernunft, der Leidenschaften und der Begierden sehr gut mit der Harmonie der Mese, Hypate und Nete 35) verglichen. Es entstehet nun

33) Amyot scheint einen richtigern Text vor Augen gehabt zu haben, da er viel deutlicher übersetzt: Car Dieu en ce qu'il se meut, est le temps, en ce qu'il est, est le monde. Ueberhaupt kostet es Mühe, sich durch diese spinöse Materien hindurch zu arbeiten.

34) Im Timäus, Th. 9. S. 318.

35) Mese (μεση) ist die mittlere, Hypate (ὑπατη) die obere, und Nete (νητη oder νεατη) die untere Hauptsaite oder Note bey musikalischen Instru-

nun die Frage, ob er das Prinzip der Leidenschaften oder die Vernunft an die Stelle der Mese gesetzt hat? denn er hat dieß nicht deutlich angegeben.

Die Ordnung der Theile in Absicht des Ortes setzt freylich das Prinzip der Leidenschaft an die Stelle der Mese, und die Vernunft an die Stelle der Hypate. Denn bey den Alten hieß das Obere und Erste Hypaton. Daher nannte Xenokrates den Jupiter, der mit unveränderlichen, sich immer gleich bleibenden Dingen beschäftiget ist, Hypatos (den obersten) und den, der mit den Dingen unter dem Monde zu thun hat, Neatos (den untersten.) Noch vor ihm aber hat Homer den Jupiter, den Herrscher der Herrscher, der Gebietenden Höchsten genannt. 36) Und so hat die Natur mit Recht dem vorzüglichsten Theile den obersten Platz angewiesen, da sie die Vernunft wie einen Steuermann in das Haupt setzte, das Prinzip der Begierden aber weit von da weg, zuletzt, und unten hin stellte. Denn die untere Stelle wird Neate genennt, wie schon die Benennungen der Todten, die Nerteroi und Eneroi heißen, beweisen. Einige behaupten auch, der Südwind sey deßwegen Notos genannt worden, weil er von unten her aus einem unbekannten Striche wehet. Da nun das Prinzip der Begierden zur Vernunft in eben dem Verhältnisse und Gegensatze steht, wie das Letzte zum Ersten und das Unter-

strumenten. Amyot übersetzt diese Stelle: à l'accord et l'harmonie d'une octave, ayant une quinte au milieu, dont la haute et aigue note s'appelle Nete, la moyenne Mese et la basse s'appelle Hypate. Die Stelle ist im 4ten Buche von der Republik Th. 6. S. 375. f.

36) Im 8ten Buche der Iliade, V. 31.

Unser Vater, Kronion, o du, der Gebietenden Höchster.

Unterste zum Höchsten, so ist es nicht möglich, daß zwar die Vernunft das Oberste und Erste wäre, aber nicht auch das Höchste, (Hypaton) sondern dieß ein anderer Theil der Seele seyn sollte. Diejenigen, die der Vernunft die Stelle der Mese als eine vorzügliche anweisen, bedenken nicht, daß die noch vorzüglichere Stelle der Hypate, die sie jener entziehen, weder der Leidenschaft noch der Begierde zukömmt. Denn beyde sind gemacht, regiert zu werden und zu folgen, keine aber zu regieren oder vor der Vernunft herzugehen. Noch deutlicher aber ist zu ersehen, daß das Prinzip der Leidenschaften die mittlere Stelle unter den übrigen haben muß, weil es der Vernunft von Natur eigen ist, zu regieren, der Leidenschaft aber, regiert zu werden und auch selbst zu regieren, indem sie zwar der Vernunft unterthan ist, aber auch die Begierde beherrscht und sie in Schranken hält, wenn sie gegen die Vernunft ungehorsam seyn sollte.

So wie bey den Buchstaben die Halblauter 37) zwischen den Selbstlautern und Mitlautern in der Mitte stehen, weil sie mehr Laut als diese, weniger aber als jene haben; so verhält sich auch in der Seele des Menschen das Prinzip der Leidenschaft nicht bloß leidentlich, sondern hat oft eine Vorstellung von dem, was gut und recht ist, vermischt mit einer vernunftlosen Begierde nach Rache. Plato selbst, wenn er das Wesen der Seele mit einem zweyspännigen Wagen und einem Fuhrmanne vergleicht, 38) versteht, wie jeder leicht einsieht, unter dem Fuhrmanne das Prinzip der Vernunft; unter dem einen Pferde, das ganz unbändig, widerspen-

37) Die sogenannten Consonantes liquidæ, λ μ ν ρ. S. Tischreden B. 9. Fr. 3. Th. 6. S. 168.

38) Im Phädrus Th. 10. S. 335. f.

spenstig, struppicht um die Ohren und taub ist, und kaum der Peitsche und den Spornen gehorcht, die Begierden, unter dem andern aber, das der Vernunft in vielen Fällen folgsam ist und ihr beysteht, das Prinzip der Leidenschaft. Wie nun bey einem Gespann Pferde nicht der Fuhrmann der Kraft und Wirkung nach in der Mitte steht, sondern das eine Pferd schlechter ist als der Fuhrmann, aber besser als das neben ihm gehende; so hat auch Plato nicht dem vorzüglichern Theil der Seele den mittlern Platz angewiesen, sondern demjenigen, der weniger Leidenschaft hat als der erste, aber mehr Vernunft als der dritte. 39) Diese Ordnung der Theile ist auch dem Verhältnisse der Consonanzen ganz angemessen, da das Prinzip der Leidenschaften zur Vernunft, als der Hypate, die Quarte, zum Prinzip der Begierden, als der Nete, die Quinte, und die Vernunft zum Prinzip der Begierden, als die Hypate zur Nete, die Octave giebt. Setzen wir aber die Vernunft in die Mitte, so ist die Leidenschaft von der Begierde zu weit entfernt, da doch einige Philosophen beyde der Aehnlichkeit wegen für einerley halten.

Vielleicht aber ist es lächerlich, dem Ersten, dem Mittlern und dem Letzten gewisse Plätze anzuweisen, da wir sehen, daß selbst die Hypate auf der Leyer den obersten und ersten, auf den Flöten aber den untersten und letzten Platz einnimmt; daß überdieß die Mese, man mag sie auf der Leyer hinsetzen und stimmen, wo man will, immer denselben Ton giebt, nämlich einen höhern

39) Der Text scheint hier verdorben zu seyn, und vermuthlich hat Amyot eine bessere Lesart vor Augen gehabt, die er der Sache gemäßer übersetzt: mais à celle, où il y a moins de raison et plus de passion qu'en la première, et plus de raison et moins de passion qu'en la troisieme.

höhern als die Hypate und einen tiefern als die Nete. Das Auge hat nicht bey jedem Thiere dieselbe Stelle, aber wo es auch stehen mag, hat es überall die Eigenschaft zu sehen. So wie man nun von einem Hofmeister sagt, daß er seinen Zögling führe, er mag hinter oder vor demselben hergehen, und wie der Feldherr der Trojaner

— — Erschien, die vordersten rings durchwandelnd,
Jetzo im äußersten Zug — 40)

an beyden Orten aber der erste war, und die erste Gewalt hatte; eben so muß man auch die Theile der Seele, statt ihnen in Absicht des Ortes und des Namens Gewalt anzuthun, nur nach ihren Kräften und Verhältnissen untersuchen. Denn daß das Prinzip der Vernunft im menschlichen Körper just die oberste Stelle erhalten hat, ist etwas zufälliges, aber es hat, als die Mese zu der Hypate, oder dem Prinzip der Begierden, und zu der Nete, oder dem Prinzip der Leidenschaften, die erste und vorzüglichste Kraft, nämlich beyde nachzulassen und anzuziehen, und überhaupt alles übereinstimmend und harmonisch zu machen, indem es beyden das Uebermaaß benimmt, und auf der andern Seite sie nicht ganz erlöschen und einschlummern läßt. Denn Maaß und Symmetrie wird durch die Mittelheit 41) bestimmt. Oder vielmehr die Kraft der Vernunft hat den Zweck, 42) in den Leidenschaften Mittelheiten hervorzubringen,

40) Im 11ten B. der Iliade V. 64. 65.

41) Dieß ungewöhnliche Wort habe ich mir hier erlaubt, um das Griechische μεσοτης auszudrücken, weil Mittel zu vieldeutig ist.

42) Die Lesearт des Textes τουτ' ατελες εστι, ist ohne Zweifel verfälscht und dafür τουτο τελος εστι zu lesen, wie schon Amyot in seiner Uebersezzung hat.

gen, die man heilige Substanzen 43) nennt, weil sie die beyden Extreme nicht nur mit der Vernunft, sondern auch durch diese unter sich selbst vereinigen. Bey einem Gespanne hat nicht das bessere Pferd die mittlere Stelle, auch darf man die Regierung desselben nicht als ein Extrem, sondern als eine Mittelheit in dem Uebermaaß der Geschwindigkeit und Langsamkeit der Pferde ansehen. Eben so ergreift die Kraft der Vernunft die auf eine unvernünftige Art sich bewegenden Leidenschaften, richtet sie nach sich selbst zum Ebenmaaß ein, und bewirkt dadurch eine Mittelheit zwischen dem Zuviel und Zuwenig.

9.

In wiefern, sagt Plato, daß die Rede aus Haupt- und Zeitwörtern gemischt sey? 44)

Auf solche Art scheinen ja alle die andern Redetheile bis auf diese beyden nichts zu seyn, und Homer hätte blos aus Eitelkeit sie alle in diesen Vers gebracht:

Selbst mir aus deinem Gezelt dein Ehrengeschenk,
daß du lernest — 45)

Denn es befindet sich darin ein Fürwort, ein Mittelwort, ein Hauptwort, ein Zeitwort, ein Vorwort, ein Artikel, ein Bindewort, und ein Um-

43) ἱερὰς οὐσίας. Für das letztere schreint Amyot gelesen zu haben καὶ ὁσίας, da er übersetzt qu'on appelle saincte et sacrée.

44) Im Gespräche Sophistes Th. 2. S. 292.

45) Im 1ten B. der Iliade V. 185. Es versteht sich von selbst, daß das Gesagte nicht vom deutschen, sondern nur vom griechischen Hexameter gelten kann, welcher also lautet: Αὐτὰρ ἐμὸν γέρας αὐτὸς ἑλὼν ἔχε σὸν τὸ δόμεναι.

Umstandswort, 46) indem die Partikel De hier statt des Vorworts Eis steht, und Ktisiende eben so gebraucht wird, wie Athenaze. 47) Was läßt sich nun hierbey für den Plato sagen?

Etwa dieß, daß die Alten anfänglich unter Rede (Logos) das verstanden haben, was sonst ein Satz (Protasis, Propositio) genannt wurde, jetzt aber Axiom heißt, und das, wenn man es zuerst ausdrückt, entweder eine Wahrheit oder eine Unwahrheit enthält? Ein solcher Satz nun besteht aus einem Hauptwort und einem Zeitwort, von welchen jenes bey den Dialektikern der Fall, 48) dieses das Prädikat genennt wird. Denn wenn wir sagen hören: Sokrates philosophirt, oder, Sokrates ändert sich, so werden wir, ohne sonst etwas zu bedürfen, gleich sagen, der eine Satz sey wahr, der andere falsch. Die Menschen waren anfänglich, wie sich leicht denken läßt, der Rede und der artikulirten Stimme nur dazu benöthiget, um sich einander theils die Handlungen oder Leiden, theils diejenigen, die diese begiengen oder empfanden, zu bezeichnen und verständlich zu machen. Da wir nun, wie er selbst sagt, durch das Zeitwort die Handlungen und Leiden, durch das Hauptwort aber die Handelnden und Leidenden verständlich genug ausdrücken, so scheint er dieß wohl damit andeuten zu wollen. Von den andern

46) Oder nach der lateinischen Terminologie, Pronomen, Participium, Nomen, Verbum, Præpositio, Articulus, Conjunctio, Adverbium.

47) Αθηναζε ist nämlich so viel als εις Αθηνας, so wie κλισινδε für εις κλισιην steht.

48) Im Griechischen πτωμα, was wir das Subject nennen.

dern Redetheilen kann man füglich sagen, daß sie selbst nichts bedeuten, sondern nur wie die Seufzer und Ausrufungen der Schauspieler, ja selbst das Lächeln und Schweigen die Rede bedeutsamer und nachdrücklicher machen; daß sie also nicht, wie das Haupt- und Zeitwort, eine nothwendige Kraft etwas auszudrücken besitzen, sondern nur eine mitgetheilte, um der Rede mehrere Mannichfaltigkeit zu geben, so wie man etwa die Buchstaben dadurch mannichfaltiger macht, daß man ihnen gelinde oder scharfe Hauche, 49) Verlängerungen oder Abkürzungen beyfügt, die nicht selbst Buchstaben, sondern nur Modificationen, Zufälle und Veränderungen der Buchstaben sind, wie schon daraus zu ersehen ist, daß unsere Vorfahren an sechszehn Buchstaben genug hatten, um verständlich zu reden und zu schreiben.

Zweytens müssen wir uns in Acht nehmen, daß wir nicht etwa den Plato unrichtig verstehen, welcher sagt, daß die Rede aus diesen Theilen, nicht, durch diese Theile gemischt werde. So wenig man den, der uns erzählt,

49) Aus der Grammatik ist bekannt, daß aus den Buchstaben π κ τ (p, k, t) durch Hinzusetzung des gelinden Hauches (spiritus lenis) β γ δ (b, g, d) durch den scharfen Hauch (spiritus asper) φ χ ϑ (ph, ch, th) entstehe. Ferner daß aus ε und ο durch Verlängerung und Ausdehnung η und ω gemacht werde. Zu den 16 Buchstaben, woraus das griechische Alphabet anfänglich bestand, sind späterhin von Palamedes und Simonides die drey doppelten Consonanten ζ ξ ψ, die drey Aspiratæ ϑ φ χ und die zwey langen Vokalen η, ω, hinzugefügt worden.

daß die Salbe aus Wachs und Galbanharz gemischt worden, deßhalb tadeln darf, weil er das Feuer und den Tiegel übergangen hat, ohne welche jene nicht gemischt werden konnte: eben so wenig dürfen wir es dem Plato verargen, daß er der Bindewörter, der Vorwörter und anderer dergleichen Redetheile nicht erwähnt hat. Denn die Rede läßt sich auf keine Weise aus diesen, sondern höchstens durch sie und nicht ohne sie zusammensetzen. Wer die Ausdrücke schlagen, geschlagen werden, Sokrates oder Pythagoras braucht, giebt doch einigermassen etwas dabey zu denken und zu verstehen; hingegen wenn man die Partikeln zwar, denn, von ganz allein ausspricht, so läßt sich dabey schlechterdings kein Begriff von irgend einer Sache oder einem Körper fassen, und wenn sie nicht in Verbindung mit Haupt- oder Zeitwörtern gebraucht werden, so gleichen sie nur leeren Tönen und Lauten. Alle diese Wörter haben von Natur weder für sich allein noch mit einander verbunden, eine Bedeutung. Denn man mag Bindewörter, Artikel und Vorwörter zusammensetzen und mischen, wie man will, um aus ihnen ein gemeinschaftliches Ganze zu machen, so wird man immer nur zu tönen nicht zu reden scheinen; wird hingegen ein Zeitwort mit einem Hauptworte verbunden, so entsteht daraus sogleich Rede und Vortrag. Daher sehen einige nicht ohne Grund diese beyden als die einzigen Redetheile an. Vielleicht will auch Homer dieß zu verstehen geben, wenn er bey vielen Gelegenheiten sagt:

— sprach ein Wort, und also begann er — 50)

Denn

50) Unter andern im 7ten B. der Iliade V. 108. Da Plutarch sich ausdrücklich auf Homers Redensart επος εφατο bezieht, so habe ich diese wörtlich übersetzen müssen. H. Voß sagt: und redete, also beginnend.

Denn unter Wort (Epos) scheint er das Zeitwort zu verstehen, wie in folgenden Stellen:

Wahrlich du hast, o Frau, ein kränkendes Wort mir geredet! 51)

Und:

Freude dir, Vater und Gast! und ward ein kränkendes Wort ja
Hingeschwatzt, schnell mögen hinweg es raffen die Stürme. 52)

Denn man kann doch nicht ein Bindewort, einen Artikel oder ein Vorwort kränkend und beleidigend nennen, sondern nur ein Zeitwort, das eine schändliche Handlung bezeichnet, die von einer sträflichen Leidenschaft herrührt. Aus dem Grunde sagen wir denn auch, wenn wir Dichter und Geschichtschreiber loben oder tadeln wollen: Dieser hat schöne und attische, oder niedrige und schlechte Wörter gebraucht; aber niemand läßt sich einfallen zu sagen, Euripides oder Thukydides habe in niedrigen, oder auf der andern Seite in schönen attischen Artikeln gesprochen.

Wie nun, möchte Jemand einwenden, tragen denn diese Wörter gar nichts zur Rede bey? Ich antwortete: Ja sie tragen allerdings dazu bey, so wie das Salz zur Speise, oder das Wasser zum Kuchen. Euenus53) nannte auch das

51) Im 23ten B. der Odyssee, V. 183.

52) Im 8ten B. der Odyssee, V. 409. f.

53) Im Text ist hier eine kleine Lücke, die ich so gut als möglich auszufüllen gesucht habe. Amyot drückt sich weitläuftiger aus, indem er sagt: Euenus souloit dire, que le feu estoit la meilleure sausse du monde, aussi sont ces parties l'assaisonnement de nostre langage, ne plus ne moins que le feu et le sel des breuuages et viandes, dont nous ne nous saurions passer, excepté

que

Feuer die beste Würze; aber weder Salz noch Feuer ist bey jedem Gericht und Essen, das wir jedesmal nöthig haben, unentbehrlich, und so kann auch die Rede jener Partikeln gar oft entbehren. Dieß gilt, wie mich dünkt, besonders von der Sprache der Römer, welche heutiges Tages überall gesprochen wird. Diese hat alle Vorwörter bis auf einige wenige verbannt, nimmt auch durchaus keinen von den sogenannten Artikeln auf, sondern bedient sich der Hauptwörter, so zu sagen, ohne Saum. Das ist auch eben nicht zu verwundern, da selbst Homer, der an Wortschmuck vor allen den Vorzug hat, die Artikel nur an wenige Hauptwörter, wie Henkel an Becher, oder Federbüsche an Helme, setzt. Daher werden die Verse, worin er dieß thut, besonders bezeichnet, zum Beyspiel:

Aber dem Ajas schwoll sein muthiges Herz vor Betrübniß,
Ihm des Telamons Sohn — 54)

Imgleichen:

Ründeten, daß sich bergend dem Meerscheusal er entrönne. 55)

Und

que nostre parler n'en a pas tousjour neceſſairement afaire. Euenus war ein elegischer Dichter und Lehrer des sicilischen Geschichtschreibers Philistus. Sein Ausspruch wird auch in der Abhandlung über den Unterschied des Freundes vom Schmeichler Th. 1. S. 160. angeführt, und in den diätetischen Vorschriften Th. 2. S. 15. dem Prodikus zugeschrieben.

54) Im 14ten Buche der Iliade V. 459. 460. wo dem Worte Τελαμωνιαδη der Artikel τῳ beygefügt ist.

55) Im 20ten B. der Iliade V. 147. Hier steht vor dem Hauptworte κητος der Artikel το.

Und so noch einige wenige; aber bey unzählichen andern steht kein Artikel, ohne daß darunter die Deutlichkeit und Schönheit leidet. Es ist wahr, kein Thier, kein Werkzeug, kein Gewehr und überhaupt keine Sache pflegt durch Entziehung und Beraubung eines ihm eigenen Theils schöner, wirksamer oder angenehmer zu werden; allein eine Rede, der die Bindewörter genommen sind, wird dadurch oft nachdrücklicher und rührender, wie zum Beyspiel folgende:

Die dort lebend erhielt den Verwundeten, jenen vor Wunden
Sicherte, jenen entseelt durch die Schlacht hinzog an den Füßen. 56)

So auch die Stelle beym **Demosthenes**: „Vieles kann der Schlagende thun, wovon der Geschlagene nicht einmal einem andern eine Beschreibung zu geben vermögend ist, mit Geberden, mit Blicken, mit der Stimme, wenn Schmähungen, wenn Feindseligkeiten, wenn Fauststöße, wenn Backenstreiche fallen; das erschüttert, das bringt Leute, solcher Beschimpfungen ungewohnt, außer sich.“ 57) Ferner: „— Meidias aber nicht, sondern von dem Tage an redet er, schmähet, schreyet; wird eine Wahl gehalten, Meidias von Anagyrus kömmt in Vorschlag, nimmt **Plutarchus** in Schutz, weiß um alle Geheimnisse, die **Stadt** ist für ihn

56) Im 18ten B. der Iliade V. 536. f.

57) In der Rede gegen Meidias, (der sich an Demosthenes auf öffentlichem Theater thätlich vergriffen hatte) Th. 1. S. 537. der von Reiske herausgegebenen griechischen Redner. Eben diese Stelle wird auch von Dionys. Longinus als Beyspiel des Asyndetons gerühmt.

„ihn zu klein.“ 58) Daher wird auch die Figur Asyndeton 59) von allen, die Rhetoriken geschrieben haben, sehr erhoben, während man diejenigen, die sich zu genau an die Regeln binden, und aus Gewohnheit kein Bindewort auslassen, wegen ihres langweiligen, schleppenden und ermüdenden Vortrags tadelt.

Daß die Dialektiker am meisten der Bindewörter zur Verknüpfung und Verkettung oder auch zur Trennung ihrer Sätze benöthiget sind, so wie der Fuhrmann des Joches und Ulysses der Weidenruthen, um die Schaafe des Kyklopen zusammenzubinden 60) dieß beweiset, daß das Bindewort, wie sich schon aus der Benennung ergiebt, nur ein Werkzeug der Verbindung, nicht ein Theil der Rede ist, und daß es die

58) Ebendas. S. 578. f. Der hier erwähnte Plutarchus ist nicht unser Schriftsteller, sondern ein Fürst aus der Insel Euböa, Demosthenes Zeitgenosse.

59) D. h. eine solche Periode, deren einzelne Glieder durch keine Bindewörter zusammen gekettet worden. Vom verneinenden α, συν mit, und δεειν binden. Einige schreiben unrichtig Asyntheton, von θηναι, setzen.

60) S. das 9te B. der Odyssee, V. 427. wo erzählt wird, daß Ulysses in Polyphemus Höhle die Schaafe desselben zur Rettung seiner Gefährten mit Weidenruthen zusammengebunden habe — Die Lücke, die hier in der Reiskischen Ausgabe durch ein Sternchen bezeichnet wird, läßt sich nicht leicht ergänzen, wenn man das Wort κυκλωπος aus den vorhergehenden Zeilen, wo es nicht hingehört, nach πραβατων setzt.

die Eigenschaft hat, nicht alles, sondern nur das nicht einfach Gesagte zusammenzuhalten; man müßte denn etwa behaupten wollen, daß auch der Riemen von dem Packe, der Leim von dem Buche, oder die Spende von der Staatsverwaltung ein Theil sey, so wie Deinarchus die Schauspielgelder 61) einen Leim der Demokratie genannt hat. Welches Bindewort kann wohl viele Sätze zu einem einzigen so genau verbinden und vereinigen, als der Marmor das mit ihm im Feuer geschmolzene Eisen? 62) Gleichwohl ist und heißt der Marmor nicht ein Theil des Eisens, ungeachtet dergleichen Dinge in die, welche mit ihnen gemischt werden, eindringen, und zusammen schmelzen, so daß sie aus mehreren etwas gemeinschaftliches machen und leiden. Einige

61) Θεωρικα, oder das Geld, welches in Athen von den Einkünften des Staats den ärmern Bürgern gegeben wurde, um den Eintritt ins Theater zu bezahlen.

62) Aristoteles de mirab. auscult. K. 49. meldet, daß die Chalyber in Asien einen gewissen Stein, Pyrimachus, gebraucht haben, um das Eisen in Fluß zu bringen, und es desto reiner zu erhalten. (S. H. Beckmann zu dieser Stelle) Vielleicht hat die hier erwähnte Operation damit eine Aehnlichkeit; doch haben H. Florencourt und H. Reitemeyer in ihren Schriften über den Bergbau der Alten nichts davon erwähnt. Den hier vorkommenden Ausdruck συλλιπαινεσθαι braucht auch Strabo von der Bereitung des Eisens auf der Insel Elba, B. 5. S. 155. der Casaub. Ausg.

nige glauben auch, daß die Bindwörter nicht ein Ganzes bilden, und daß die Sprache nichts anders sey als eine Aufzählung, gleich als wenn Regenten oder Tage nach der Reihe hergerechnet werden.

Was die übrigen Redetheile betrifft, so ist das Fürwort offenbar eine Gattung des Hauptworts, nicht nur weil es mit diesem die Endungen gemein hat, sondern auch, weil es seiner Natur nach die deutlichste Darstellung eines von bestimmten Gegenständen erweckten Begriffs giebt. Ich sehe auch nicht, wie man eine Person, zum Beyspiel Sokrates, durch den Namen besser als durch das Fürwort dieser da bezeichnen könnte.

Das Mittelwort ist eine Mischung aus dem Haupt- und Zeitworte, und besteht eben so wenig für sich selbst, als die gemeinschaftlichen Namen der männlichen und weiblichen Dinge. Man rechnet es also zu jenen beyden, weil es in Absicht der Zeiten mit den Zeitwörtern und in Absicht der Fallendungen mit den Hauptwörtern in Verbindung steht. Die Dialektiker nennen dergleichen Wörter Anaklastoi, d. h. zurückgebogene, in so fern sie die Eigenschaft und Bedeutung der Hauptwörter haben. 63)

Die

63) Der Verfasser führt zwey Beyspiele an, die sich nur auf die griechische Sprache beziehen, nämlich das Participium φρονων von dem Hauptworte φρονιμος, und das Partic. σωφρονων von σωφρων.

Die **Vorwörter** lassen sich füglich mit den Federbüschen der Helme, oder mit Fußgestellen und Unterlagen vergleichen, da sie nicht wirkliche Redetheile, sondern nur um die Redetheile herum sind. Ja vielleicht sind sie weiter nichts als Trümmer und Bruchstücke von Hauptwörtern, so wie die Geschwindschreiber sich bloßer Stücken von Buchstaben und Häckchen bedienen. 64) — Daher gewähren zwar alle diese Wörter der Rede Nutzen und Vortheil, aber sie sind deßhalb noch keine Theile oder Elemente der Rede, ausgenommen, wie schon gesagt worden, das Hauptwort und das Zeitwort. Diese machen die erste Zusammensetzung, die eine Wahrheit oder eine Unwahrheit enthält, und die von einigen **Proposition** (Protasis), von andern **Axiom**,

64) Hier werden gleichfalls einige Beyspiele angeführt, die nur auf die griechische Sprache Bezug haben, und die ich deshalb in einer Note beyfügen will. „Εμβηναι (eingehen) und „εκβηναι, (aus„gehen) sind offenbar Abkürzungen von εντος „βηναι, (hineingehen) und εκτος βηναι „(hinausgehen); so auch προγενεσθαι „(vorseyn) von προτερον γενεσθαι (vor„her oder ehes seyn) und καθιζειν von „κατα ιζειν, sich niedersetzen. Auf gleiche „Weise spricht man λιθοβαλειν und τοιχωρυ„χειν (Steine werfen, und Mauren „durchbrechen, einbrechen) in der Ge„schwindigkeit und durch Abkürzung des Ausdrucks „für λιθους βαλλειν und τοιχους ορυσσειν.“

Axiom, von Plato aber Rede (Logos) genennt wird.*)

*) In den griechischen Ausgaben der Werke Plutarchs folgt nun die Abhandlung über die Entstehung der Weltseele, wie sie Plato im Timäus vorgestellt hat. Ehe ich die Uebersetzung derselben begann, untersuchte ich erst, wie billig, ihren Inhalt, und da fand ich denn, daß wegen der darin vorkommenden corrupten mathematischen Berechnungen, besonders über die Töne in der Musik, von der ich nichts verstehe, diese Arbeit für mich unüberwindliche Schwierigkeit haben würde. Um aber die Uebersetzung der sogenannten moralischen Schriften Plutarchs deshalb nicht unvollständig zu lassen, bat ich meinen Collegen, H. Kries, Lehrer der mathematischen Wissenschaften am Gothaisch. Gymnasium, die Bearbeitung dieser Abhandlung, so wie der weiter unten folgenden über die Musik zu übernehmen. Er ließ sich auch hierzu willig finden, und so wird die Schrift über die Entstehung der Weltseele noch im folgenden achten Bande erscheinen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

Digitized by Google